



Pfanz ist das Leben,
das bring die Kunst.

Sachmann.

B e m e r k u n g.

Die Verschiedenheit der Orthographie auf den Titelblättern dieser „Verhandlungen“ in Rücksicht auf das Beiwort: „Estonisch“ und „Estnisch“ wollen sich die geneigten Leser daraus erklären, daß gegenwärtiges Heft von dem derzeitigen Präsidenten redigirt ist, welcher die letztere Schreibart gebraucht.

Verhandlungen

der gelehrten

Ehstnischen Gesellschaft

zu Dorpat.

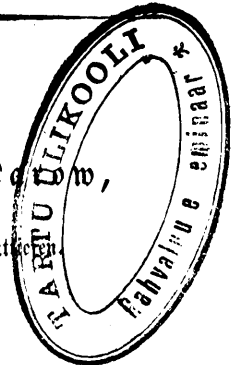
Zweiter Band.

Dorpat,

in Kommission bei C. J. Kow,
Universitätsbuchhändler.

Gedruckt bei Schünmann's Wittwe u. C. Matthesen.

1852.



Der Druck dieser Schrift wird unter der Bedingung gestattet,
daß nach Beendigung desselben der Abgetheilten Censur in Dorpat die
vorschriftmäßige Anzahl von Exemplaren vorgestellt werde.

Dorpat, den 23. December 1852.

Abgetheilter Censor Hofrath de la Croix.

Tartu Ülikool
Raamatukogu

i-33606821

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

Erstes Heft.

	Seite.
Bemerkungen über die Wortwurzellehre in der estnischen Sprache. Von Dr. F. R. Fählmann	1
Ueber die neueste Declinationslehre des Pastor Ahrens und Dr. Fählmann. Von Pastor R. Hollmann.	14
Vertheidigung meiner Ansicht von dem Verbum Passivum und von den Hauptcasen in der estnischen Grammatik. Von Propst Heller in Rappin.	23
Die finnischen Wörter für 8 und 9. Von Dr. A. Hansen.	46
Zu einer neuen Ausgabe Heinrich des Letten. Von Dr. A. Hansen	47
Russische Münzen bei Dorpat gefunden. Von Dr. A. Hansen.	84
Bericht der gelehrten estnischen Gesellschaft vom 18. Januar 1845 bis zum 18. Januar 1847.	86

Zweites Heft.

Bemerkungen über den Nominativ, Genitiv und Accusativ im Estnischen. Von Pastor A. Hollmann.	1
Gebildete und ungebildete Sprachen. Von Dr. Hansen	20
Sind die Wörter Jummal und Dorpat phönischen Ursprungs? Von Dr. Hansen.	24
Guilielmus Buccius und Ambrosius Weltherus, zwei der ältesten estnischen Schriftsteller. Von Kollegienrath Santo.	25
Auszug aus einer vaticanischen Handschrift. Von Titulär-rath Lektor W. Hahn.	33

	Seite.
Mittheilung über Volkslieder bei den im Pleskauschen Gouvernement angesiedelten Esten, nebst einer Beilage mit Liederproben. Von Dr. Kreuzwald.	43
Freie Uebersetzung eines estnischen Wiegenliedes. Von Ernst von Reinthal	60
Wie war der heidnische Glaube der alten Esten beschaffen? Von Dr. Fählmann.	63
Nachträge zu meinem Aufsätze über die Chronologie Heinrich des Letten. Von Dr. Hansen.	69
C. A. Heumann's Randbemerkungen zu Heinrich dem Letten. Mitgetheilt von Dr. Hansen	73
Gruber's Handschrift der Origines Livoniae.	78
Russische Münzen aus dem Estenlande. Von Dr. Hansen.	78
Herr Pastor Ahrens und die estnische Gesellschaft.	80

Drittes Heft.

Bischof Albert und sein Orden. Von weil. Kollegienrath Dr. Hansen.	1
Ueber den Charakter der Estnischen Mythologie. Eine Skizze von Dr. Frdr. Kreuzwald	36
Volksfagen und Traditionen aus dem eigentlichen Estlande, besonders aus Harrien und der Wiek. Von Pastor Voubrig.	50
Der dankbare Fürstensohn. Estnisches Volksmärchen. Von Dr. Frdr. Kreuzwald	74

Viertes Heft.

Dr. Fried. Rob. Fählmann's Leben. Von Dr. Kreuzwald.	1
Ueber estnische Orthographie. Von Dr. Fählmann.	51
Die Sage von Wannemuine. Von Demselben	72
Eine Ode in Astepleiadischen Strophem. Von Demselben	77
Möglichst getreue Uebersetzung derselben. Von Kollegienrath G. M. Santo	79
Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft in den Jahren 1848—1851. [Vortrag des Präsidenten K. Reinthal, gehalten am Jahrestage 1852.]	80

Verhandlungen

der gelehrten

Estnischen Gesellschaft

zu Dorpat.

Zweiter Band

Erstes Heft.

Dorpat,

in Commission bei C. F. Karow.

Leipzig,

in Commission bei C. F. Köhler.

1847

Der Druck ist unter der Bedingung erlaubt, daß die gesetzliche Anzahl
Exemplare der Censur-Comität abgeliefert werde.

Dorpat, den 4. Septbr. 1847.

Censur S a h m e n.

I.

Bemerkungen über die Wortwurzel- lehre in der estnischen Sprache.

Von dem Präsidenten der Gesellschaft,

Dr. F. M. Fählmann.

Die Wortwurzellehre hat in den Sprachen, zu deren Aufhellung man sie unternommen, noch sehr wenig Nutzen gebracht. Die Sprachen nämlich, in denen man das Bedürfniß einer Wortwurzellehre fühlte, haben schon zu viel Geschichte — sie haben schon zu viel Fata und Fatalitäten durchgemacht, Fort- und Rückschritte. Man mußte in der Geschichte zurückgehen und kam dennoch nicht auf eine Zeit, wo wenigstens der größte Theil der Wurzeln noch lebendig in der Sprache vorhanden wäre. Man sprach daher den Satz aus: die Wurzel sei auch kein lebender Theil der Sprache und sei es niemals gewesen; man müsse die Wurzel als einen theoretischen Sprachtheil setzen¹⁾. Diese Ansicht wurde noch befestigt durch die Forschungen, die man im Sanscrit vorfand. Es war aber damit der Willkür Raum gegeben; man verlor sich in das Unbestimmte

1) Schmitthenner in seiner Teutonia I. p. 59, 160 ff. In seiner deutschen Etymologie p. 16 nennt er die Wurzel ideelles Moment. Im Contrast damit steht der Ausspruch J. Grimm's (deutsche Grammatik 1840. I. Einleitung p. 21): „die geschichte macht uns mit den eigenthümlichkeiten der alten, wie der neuen sprache bekannt. die alte sprache ist rein, voll und woltönend in ihren lauten — —; ein außerordentlicher wortvorrath bietet unabgenugte wurzeln dar in fast vollständiger entfaltung. u. s. w.

und Volkige, und was dem Einen recht war, genügte dem Andern noch nicht. Man stieg zu den einfachen Naturlauten, sogar zu den nackten Wortelementen hinauf und freute sich über ein Phantasiespiel, woran man alle Sprachen gemeinschaftlich Theil nehmen ließ — ohne irgend einen wesentlichen Nutzen für eine fragliche Sprache zu schaffen ¹⁾.

Bei einem vorläufigen Versuch in der estnischen Sprache fand ich, daß die Wortwurzeln hier sich anders fassen lassen und daß diese Lehre von bedeutendem Nutzen für die estnische Sprache werden könne. Wir finden nämlich im gebräuchlichen Wortschatz Sprachtheile, welche die hinlänglichen Requisite der Wurzeln haben, nicht an vager Theorie kränkeln und vollkommen geeignet sind, die etymologischen Fragen zu lösen, die wir an die Wortwurzellehre zu richten haben.

Behufs einer estnischen Wortwurzellehre will ich hier einige allgemeine Sätze voranschicken und dann etwas Specielles folgen lassen. Dieses Specielle umfaßt aber nicht das ganze Gebiet der Etymologie — es wäre zu umfangreich für diese Verhandlungen. Ich werde mich hier nur beschränken auf die Ableitung der Verba mit Zubehör von ihren Wurzeln. Dies ist aber auch der wichtigste und noch nicht genug beachtete Theil der estnischen Etymologie — das Uebrige läßt sich leicht hinzusetzen.

Wörter, die zu einer etymologischen Familie zusammengehören, stehen in einem Abhängigkeitsverhältniß zu einander, das sich auch elementarisch zu erkennen giebt, d. h. das elementarisch zusammengesetztere Wort ist vom einfacheren abgeleitet. Gehen wir aber immer zum einfacheren zurück, so gelangen wir endlich zu einem Wort oder einer Form, wovon die übrigen Glieder der Familie alle abgeleitet werden können — zu der Wurzel (v. primitivum). ²⁾ Diese Wurzel pflegt nun der Bedeutung und den Elementen nach das einfachste Glied der Familie zu sein.

1) Eichhof, Vergleichung der Sprachen von Europa und Indien, übersetzt von Kaltchmidt, Leipzig 1840. u. X.

2) Bei dieser Bestimmung des primitivum lasse ich das prius tempore ganz unberücksichtigt.

Der Mechanismus der Ableitung ist im Estnischen sehr einfach und consequent — die estnische Sprache steht ihrer ursprünglichen Einfachheit näher, als andere, abgeschliffene, Sprachen und hat zähe den äußern Eindrücken widerstanden.

Wenn wir von einer estnischen Wortwurzel alle zu ihrer Familie gehörigen Ableitungsformen bilden wollen; so geschieht dies, indem 1) die Wurzel einem Lautwandel unterworfen wird; 2) nimmt das abgeleitete Wort an Umfang zu, indem Ableitungstücke angefügt werden; 3) ist die Copula zu merken, mittels welcher die Ableitungstücke sich anfügen.

1) Der Lautwandel steht im Estnischen unter einfachen aber strengen Gesetzen. Sind die zu dem Lautwandel nothwendigen Elemente und Bedingungen vorhanden, so tritt derselbe an genau bestimmten Formen constant ein, an andern wieder nicht. Der Lautwandel ist in Sprachen, wo er vorkommt, meistens euphonisches Moment und beschränkt sich meistens nur auf die Ableitungszugaben. Aber im Estnischen ist er nicht bloßes euphonisches Moment, weil starre Formen neben abgewandelten stehen, und er treibt nicht an der Oberfläche sein Wesen, sondern ändert das Wort in seinen Grundelementen, in der Wurzel c.b. Die reine Wurzel hat immer die starre, unabgewandelte Elementarform ¹⁾.

2) Die Ableitungsendungen sind im Estnischen sehr mannichfaltig. Selten wird im Estnischen eine Ableitungsnota vorn angelegt. Kaum läßt sich im Estnischen (wie auch in andern Sprachen) in den Ableitungsendungen etwas Selbständiges erkennen, so daß sie abgetrennt eine besondere Bedeutung hätten oder ein selbständiges Leben führen könnten. Nur die Anhänge der drei innern Vocalcasus lassen sich für Verhältnißwörter (Präpositionen) erkennen (kirrikus, kirrikusse, kirrikust für kirriko sees, süsse, seest); die Personalendungen des Verbs im Plural lassen sich auf die Personalpronomina zurückführen (me aitame, te aitate, nad (newwad) aitawad).

1) Den Lautwandel habe ich wegen seiner Consequenz und wegen seines tiefen Eingriffs in den Elementarbestand des Worts Elementarflexion genannt (s. dieser Verhandlung I Bd. 2 Heft über Stammflexion). Ahrens nennt ihn in seiner Grammatik Mutation.

3) Die Copula, mittels welcher die Ableitungs- und Flexionsendungen angefügt werden, ist ein Vocal — der Bindevocal ¹⁾. An die Wurzel (das einfache Nomen) heften sich die Casusendungen durch einen Vocal (Declinirvocal). Aus der Wurzel wird das entsprechende Verb gebildet, indem sich die Verbalendung ma ²⁾ an die Wurzel wieder durch einen Vocal (Conjugirvocal) fügt. Der Bindevocal für Declination und Conjugation ist in den meisten Fällen verschieden, wodurch Verwechslungen von Nominal- und Verbalformen verhütet werden. Obgleich der Bindevocal, wenn er einmal aufgetreten ist, sehr constant bleibt; so fehlt er doch wieder in einigen bestimmten Fällen, und diese sind dann wieder eben dadurch bezeichnet.

Ueber das estnische Wurzelwort und sein Verhältniß zu den Ableitungen läßt sich nun Folgendes bestimmen:

1) Der größte Theil der Wurzelwörter ist in voller Jugendfrische und Ursprünglichkeit in täglichem Gebrauch. In Schriften finden wir sie freilich selten; dies rührt aber daher, daß die Schriftsteller nur wenige dieser Wurzelwörter kennen und zu handhaben verstehen. Die Volkssprache ist, weil sie dieser Wurzelwörter sich oft bedient, eine energischer und präcisere, als die Schriftsprache. Bei einiger Aufmerksamkeit hören wir oft den Ausdruck im Munde des Volks, den wir theoretisch zu schaffen kaum wagen würden. Ein großer Theil der Volksthümlichkeit der Masingschen Schriften beruht auf der richtigen Benennung dieser einfachen Wurzelwörter, und ein Theil des Anstoßes, den diese Schriften bei der classischen Schule fanden, bestand ebenfalls in dem häufigen Gebrauch derselben.

2) Soll eine solche Wurzel ächt sein, so muß sie, nach dem allgemeinen Requisite, so einfach wie möglich sein; die Wurzel

1) Seine besondere Betrachtung wird in einer eigenen Abhandlung folgen.

2) Wenn hier vom Verb im Allgemeinen die Rede ist, so verstehe ich zunächst das nomen verbi (den ersten Infinitiv der älteren Grammatiker, *Ilativ* des Verbs bei Ahrens) darunter, welches die wichtigste und für die Conjugation einflußreichste Verbalform ist.

ist, um es kurz zu sagen, einsilbig. Doch will dies *cum grano salis* genommen werden.

3) Die reine Wurzel ist im Estnischen ein Nomen, — ein Substantiv, ein Adjectiv, ein Verhältnißwort. (Präposition) oder ein Adverb. Die Präpositionen können fast alle auf Nomina zurückgeführt werden, und die als Wurzelwörter auftretenden Adverbia sind Declinirwörter.

4) Das reine Wurzelwort läßt in seiner Hauptform — im Nominativ — keinen Lautwandel zu, wenn die zu diesem Vorgange nöthigen Bedingungen vorhanden sind. Es ist daher ein unrichtiges Verfahren, durch Lautwandel abgeänderte Formen zum Anfangspunct der Wortforschung zu wählen, wie dies wohl geschehen ist ¹⁾.

5) Sollen von der reinen einsilbigen Wurzel die Ableitungen gemacht werden, so ist Folgendes zu merken:

a. In gewöhnlichen Fällen wird das *verbum immediativum* gebildet, indem die Verbalendung *ma* mittels eines Vocals, (der wie schon erinnert worden, ein anderer zu sein pflegt, als der Declinirvocal der Wurzel) an die Wurzel geheftet wird. Das *substantivum* und *adjectivum verbale* dieses Verbs entstehen, indem an den Conjugirvocal *mine* und *ja* angehängt werden. Das *verbum causativum* wird gebildet, indem man an den Bindevocal des *verb. immediat.* die Verbalendung *tama* (die also zugleich ihren eigenen Bindevocal, *e*, hat) anfügt, und sein *substantivum* und *adjectivum verbale* hängen ihr *mine* und *ja* an seinen Bindevocal.

jätf, g. jätfo. jätfama. jätkatama²⁾.
 jätfamine. jätkatamine.
 jätfaja. jätkataja.

kasw, g. kaswo. kaswama. kaswatama³⁾.
 löp, löppo. löppema. löppetama⁴⁾.

1) In Fällen (s. unten 7. h. und Verhandlungen Bd. 1. Heft 2. pag.) ist der Stamm im Genitiv und kann leicht entkleidet werden.

2) *Zunaçme.* vergrößern — die Vergrößerung — der Vergrößernde. zunehmen lassen — das Zunehmenlassen — der das Zunehmen veranlaßt.

3) *Wuchs.* wachsen. erziehen. 4) Ende, Beschluß. endigen neutr. endigen act.

ilm, ilma. ilmuma. ilmutama ¹⁾.
 ang, ange. anguma. angutama ²⁾.
 el, ella. ellima. ellitama ³⁾.
 jooks, jooksu. jooksema. jooksutama ⁴⁾.
 fit, fitta. fituma. fitutama ⁵⁾.

b. Hat die Wurzel die Elemente für den Lautwandel, so hat das verbum immediativum mit seinen unmittelbaren Ableitungen die starre Form, das verbum causativum mit seinen Ableitungen die abgewandelte.

förb, förvi. förbema. förvetama. ⁶⁾
 förbemine. förvetamine.
 förbeja. förvetaja.

küf, fige. kifuma. kifutama. ⁷⁾
 läif, läigi. läifima. läigitama. ⁸⁾
 ulf, ulga. ulfuma. ulgutama. ⁹⁾
 tilf, tilga. tilfuma. tilgutama. ¹⁰⁾
 löhf, löhho. löhfuma. löhhatama. ¹¹⁾
 puhf, puhho. puhfuma. puhhatama. ¹²⁾
 wand, wanno. wanduma. wannutama. ¹³⁾
 lend, lenno. lendama. lennatama. ¹⁴⁾

c. Hat das verbum immediativum keinen Conjugirvocal, so nimmt das verbum causativum, das beide Conjugirvocale hat, das a als ersten Conjugirvocal an.

seis, seisu. seisma. seisatama. ¹⁵⁾
 mõist, mõistu. mõistma. mõistatama. ¹⁶⁾
 laul, laulo. laulma. laulatama. ¹⁷⁾
 kand, kanno und kanna. kandma. kannatama. ¹⁸⁾

1) Welt. erscheinen. erscheinen lassen, offenbaren. 2) Schneeberg. erstarren. erstarren lassen. 3) Zart. zart, empfindlich sein. verzärteln, einen empfindlichen Theil schonen. 4) Lauf. laufen. laufen lassen. 5) Unrath. Nothdurft verrichten. abhalten. 6) Braun. braun werden. braun machen. 7) Schaukel. schwanke. bewegen. 8) Glanz. glänzen. Glanz verbreiten. 9) Menge. herumschweifen. herumführen. 10) Tropfen. tropfen. tröpfeln. 11) Spalten. spalten n. spalten a. 12) Lautes Ausathmen. verschmaufen. verschmaufen lassen. 13) Schwur. schwören. schwören lassen, beeidigen. 14) Flug. fliegen. fliegen lassen — lehren. 15) Verstand. verstehen. errathen lassen, ein Räthsel aufgeben. 16) Stand. stehen. zum stehen bringen. 17) Gesang. singen. (singen lassen) trauen. 18) Baumstumpf, Fußgestell — Ferse. tragen. ertragen.

d. Ist die einsilbige Wurzel offen, so wird des Wohllauts wegen ein Consonant angehängt, der für die Declination der Wurzel verbleibt, nicht aber in die Ableitungen mit übergeht. Dieser Consonant ist *k* oder *m*; das *m* hat die Wurzel vom nomen *verhi* entlehnt.

saak, sagi. sama. saatma. 1) *)

samine. saatmine.

saja. saatja.

käik, käigi. käima. käitama. 2)

lööd, lögi. löma. 3)

miinek, miineki. miinema. miineštama? 4)

sööd, sögi und sööm, söma. söma. söötma. 5)

jook, jogi und joom, joma. joma. jootma. 6)

loom, loma. loma. lootma? 7)

wõim, wõimo. wõima. wõitma. 8)

6) Die Wurzel ist scheinbar zweisilbig, wo sie eigentlich durch einen zusammenfließenden Doppelconsonanten geschlossen wird; aber die Aussprache eines solchen Doppelconsonanten ist nur möglich durch die Anhängung eines Vocals. Dieser Vocal ist meistens nur der in den Nominativ aufgenommene Declinirvocal *a*, *e*, *o*; das *i* ist ein laut gewordenes *j* oder es ist lahm und wird ganz ignorirt.

sulla, sulla. sullama. sullatama. 9)

fullo, fullo. fulluma. fullutama. 10)

luggo, loo. luggema. loetama. 11)

1) Fang, Vortheil. erlangen, gelangen. schicken. die Erlangung. der Erlangende. das Schicken. der Sender, Führer. 2) Gang. gehen. gängeln. 3) Schlag. schlagen. 4) Weggang. weg gehen. ohnmächtig werden. 5) Speise. essen. füttern. 6) Trank. trinken. tränken. 7) Geschöpf. schaffen. hoffen. 8) Macht. können (mächtig sein). besiegen (Macht üben). 9) Flüssig, Thauwetter. schmelzen n. schmelzen a. 10) Verbrauch. sich verbrauchen. verbrauchen, verschleudern. 11) Gesichte, Gesang, Schicksal. lesen. lesen lassen.

*) Das verbum causativum hat hier öfter, statt *tama*, die verkürzte Form *tma*, die auch sonst vorkommt. Einige der hier aufgeführten verba causativa haben ihre eigene selbständige Wurzel: sööt, joot, wõit (Fütterung — Lockspeise, Trank, Sieg).

karri, karja. karjuma. karjutama. ¹⁾

kuffi, kuffe. kuffema. kuffetama. ²⁾

7) Merkwürdig sind die zweifelhigen Quasiwurzeln auf e. Sie sind wohl sämmtlich für Ableitungen anzusehen, denn

a. ist in einigen Fällen neben der Form auf e auch noch das eigentliche Wurzelwort vorhanden, und während in diesen Fällen die eigentliche Wurzel mehr allgemeine und abstracte Bedeutung hat, drückt die zweifelhige Form auf e etwas Beschränktes und Concretes aus.

and anni und anne, ande. andma. ³⁾

wand, wanno und wanne, wanne. wanduma. wanutama. ⁴⁾

piddo, peo und pidde, piddeme. piddama. ⁵⁾

wiit, wido und wide, wite. wiitma. ⁶⁾

üüd, üe und üe, üe. üüdma. ⁷⁾

murd, murro und murre, murde. murdma. ⁸⁾

b. Dem Lautwandel nach sind viele dieser e = Formen im Nominativ abgewandelt und im Genitiv tritt wieder die starre Urform hervor, daher man zum Behuf der Ableitung die reine Wurzel leicht findet, indem man die Casusendung des Genitivs abwirft.

kabe, kape. kapima. ⁹⁾

lide, lite. liitma. ¹⁰⁾

lige, liif = me. lifuma. ligutama. ¹¹⁾

tärge, tärf = me. tärfima. ¹²⁾

ehhe, ehhe. ehtima. ehhitama. ¹³⁾

turze, turde. turbuma. turutama. ¹⁴⁾

1) Herbe. Geschrei erheben. zum Schreien bringen. 2) Harnharnen. abhalten. 3) and Gabe, anne Geschenk. andcks andma verzeihen, d. h. als Geschenk geben. 4) wand Schwur, Fluch, wanne der einer Person vorgelegte Eid. schwören, fluchen. beeidigen. 5) piddo Gelage, pidde das Befestigungsmittel, die Handhabe. halten. 6) (aea =) wiit Verzögerung, (aea) wide Zeitvertreib, Steckenpferd. 7) üüd Ruf, üe ein abgebrochener Laut, Silbe. 8) murd Bruch, murre Dialekt (keelt murdma eine neue Sprache erlernen). brechen. 9) Abgeschabtes. schaben. 10) Klebemittel. löthen. (aber auch litu miñema, also auch liit, libo). 11) Gelenk. sich bewegen. bewegen. 12) Kerbe. einschneiden. 13) Schmuck. sich schmücken. schmücken. 14) Quellmittel für ausgetrocknetes Holzgeschirr. quellen n. quellen a.

In den meisten Fällen existiren neben den e-Formen die eigentlichen Wurzeln nicht mehr; diese scheinen von ihnen verdrängt zu sein. Die Ableitungen haben keine Schwierigkeit.

asse, affeme. affuma. affutama. ¹⁾

aste, astme. astuma. astutama. ²⁾

iste, istme. istuma. istutama. ³⁾

kutse, kutse. kufuma. ⁴⁾

kaste, kaste. kastma. ⁵⁾

laffe, laffe. laffuma. laffutama. ⁶⁾

wötte, wötme. wötma. ⁷⁾

südde, südde. südduma. ⁸⁾

nüske, nüske. nüssuma. nisutama. ⁹⁾

selge, selge. selgima. sellitama. ¹⁰⁾

wirge, wirge. wirguma. wirrutama. ¹¹⁾

sirge, sirge. sirguma. sirrutama. ¹²⁾

kudde, koc. kudduma. ¹³⁾

Abweichungen von diesem einfachen Hergang finden Statt.

1) Die verba immediativa auf nema. Sie drücken ein allmähliges Werden aus. nema wird an die Wurzel gehängt, meistens durch einen Vocal; das causativum hat meistens ndama (aus netama zusammengezogen), auch tama.

mädä. mäddanema. määndama. ¹⁴⁾

tühhi, ja. tühhenema. tühhendama. ¹⁵⁾

al. allanema. allandama. ¹⁶⁾

1) Stelle, Ort. sich irgendwo niederlassen, einrichten, ansiedeln. jemand ansiedeln. 2) Tritt, Schritt. treten. treten lassen. 3) Sit. sitzen. setzen, verpflanzen. 4) Ruf, Einladung. rufen, einladen. 5) Benehmungsmittel, Tunkte, Thau. benezen. 6) Gefäß. saufen, lecken. tränken, lecken lassen, z. B. perset. 7) Hand voll, wie viel man mit einem Griff erfassen kann. nehmen. 8) Band. binden. 9) feucht. feucht werden. feucht machen. 10) hell. sich aufhellen (der Himmel). hell machen. 11) schnell aus dem Schlafe erwachend. aufwachen. aufwecken, Karm dazu machen; mit dem Bläuel klopfen. 12) gestreckt, gerade. sich strecken. strecken. 13) Webereinschlag. weben. (kudde der Laich, kudduma laichen). 14) faul. faulen. faulen lassen. 15) leer. leer werden. leer machen. 16) unter, unten. sich erniedrigen, herabsteigen. niedriger machen, herabsetzen.

ülle. üllenema. üllendama. 1)
 tagga. tagganema. 2)
 öige. öignema. öiendama. 3)
 appo. apnema. appatama. 4)
 liggo, leo. liggunema. leotama. 5)
 tiggio, teo. tiggunema. teotama. 6)
 puddo, puddo. puddenema. poetama. 7) u.

2) Obgleich die Wurzelwörter vorhanden sind, vertritt eine abgeleitete Form ihre Stelle für die gewöhnlichen Ableitungen.

arm. armas. armastama. 8)
 umb. ummis. ummistama. 9)
 wille. willis. willistama. 10)
 söbr. söbrus. söbrustama. 11)
 uñi. uñis. uñistama. 12)
 walli. wallisus. wallisema. 13)

Ferner gehören hieher die Substantiva auf *in*, die einen unregelmäßigen Laut oder eine unregelmäßige Bewegung ausdrücken. Das *verbum immediativum* entsteht, indem das *in* des Nomens in *isemá* sich verwandelt, und das *causativum* macht aus *fema* *f(e)tama*. Von den meisten existiren noch die reinen Wurzeln.

kellin. kollisema. kollistama. 14)
 torrin. torrisema. torristama. 15)
 kárrin. kárrisema. kárristama. 16)
 lorrin. lorrisema. lorristama. 17)
 praggin. praggisema. praggiistama. 18)

1) über. steigen, sich erhöhen. erhöhen. 2) hinten. zurücktreten. 3) gerade. gerade werden. gerade machen. 4) sauer. sauer werden. säuern. 5) Weiche, Pfüge. weich werden. weich machen (durch Masse). 6) Unflath. zu Unflath werden. zu Unflath machen, verläumben. 7) klein. zerfallen. zerbröckeln a. 8) Liebe. lieb. lieben. 9) geschlossen. zu machen. ummis in der Zusammensetzung ummis = Ring, befohlener Schuh. 10) Flöte. pfeifen. tule willis = auf Wind = Pfeifloch. 11) Freund. Freundschaft. befreunden. 12) Schlaf. träumem. uñis-pea Träumer! 13) gewaltig. Herrschaft. herrschen.

14) Gepolter. poltern. Gepolter machen. kol Popanz, kollo Mähltrichter, kollo unheimlich. 15) Gebrumme. brummen. torro Röhre. 16) Ge-Enarr. Enarren. kárra Lärm, Getümmel. 17) Geplauder. plaudern. 18) Geprassel. prasseln. praggio Riß, Spalte.

räggin. räggifema. räggištama. ¹⁾
 forrin. forrifema. forrištama. ²⁾
 wärrin. wärrifema. wärrištama. ³⁾
 wabbin. wabbifema. wabbistama. ⁴⁾
 libbin. libbifema. libbištama. ⁵⁾ u.

3) Von einer Wurzel werden Verba mit verschiedenen Conjugirvocalen abgeleitet:

warri. warjuma — warjutama. warjama. ⁶⁾
 fit. fittuma — fittutama. fittama. ⁷⁾
 wõie. wõidma. wõiduma. ⁸⁾
 tuul. tulama. tuulduma — tulutama. ⁹⁾
 murd. murdma. murduma. ¹⁰⁾
 feer. ferama. ferima — feritama. feruma. ¹¹⁾
 (fulus). fuulma. fulama. fuluma — fulutama ¹²⁾

4) Es giebt causativa der Form nach, ohne die entsprechenden immediativa:

abbi. arwitama. ¹³⁾
 walle. waltetama. ¹⁴⁾
 wallo. wallutama. ¹⁵⁾
 kirjo. kirjutama. ¹⁶⁾
 kange. kangutama. ¹⁷⁾

5) Unregelmäßigkeiten sind:

a. küdema hat zum verbum causativum kütma statt kõe-
 tama. ¹⁸⁾

1) Geknist. Knirschen. rägga Geknist. 2) der Ton beim Riefeln. riefeln. 3) Schauer. zittern. schütteln. 4) das Schlottern. schlottern. 5) das Straucheln. straucheln, gleiten. libbe 'glatt. 6) Schatten. sich verbergen. beschatten. einen beschränken oder Unglückschatten auf etwas werfen: waña pu warjab noort der alte Baum hemmt durch seinen Schatten das Wachsen des jungen, willetsus warjab meie majja das Unglück beschattet unser Haus. 7) Mist. misten. abhalten. dängen. 8) Schmier. beschmieren. schmutzig sein. 9) Wind. windigen. dem Winde ausgefegt sein — lüften. 10) Bruch. brechen. brüchig sein. 11) Gedreht, drall, wenden. sich im Kreise drehen — schwenken. drall werden. 12) hören. nachfragen. verlauten — verlauten lassen, verkündigen.

13) Hilfe. helfen. 14) Lüge. lügen. 15) Schmerz. schmerzen. 16) bunt. schreiben. 17) (stark) steif. steif machen.

18) heißen v. n. heißen v. act.

ärk. ärkama. ärratama. überspringt eine Stufe in der Elementarflexion. ¹⁾

öppe. öppima. öppetama. ²⁾ wechselt den Conjugirvo-
cal; eben so

juht. juhtuma — juhatama. ³⁾

b. wettima — wettitama⁴⁾, süttima — süttitama⁵⁾ (contr. in sütama) köitima⁶⁾ und täitma⁷⁾ werden (nicht von wessi,⁸⁾ süssi,⁹⁾ köis,¹⁰⁾ täis,¹¹⁾ sondern) von den Indefiniten wet, süt, köit, täit gebildet.

c. Von tuggi, toe Stütze, existirt ein vollständiges verb. causativum toetama; vom immediativ ist nur das particip. tuggew stark mit seinem Comparativ vorhanden und deutet auf ein v. immediat. tuggema.

d. pelgama scheuen, ist nur im Dörpft. Dialekt und pel-
letama scheuchen, nur im Revalschen; pelg, peljo, Furcht, Flucht
in beiden.

palla, Hitze, Brand, nur selten gebräuchlich. Statt des
regelrechten Dörpftischen pallama ist im Revalschen põllema. pal-
law, heiß, brennend, partic. von pallama, ist in beiden Dialekten.

Diese Untersuchungen, so dürr sie zu sein scheinen, können
von einigem Nutzen in der estnischen Sprache sein. Wie die
Etymologie überhaupt eine genauere Einsicht in die Deconomie
einer Sprache verschafft und viele Dunkelheiten aufhellt, so ge-
währt sie auch einen vergleichenden Blick in die verschiedene
Sprachlogik der verschiedenen Völker. Hier Folgendes:

1) Bei sonst mangelhaften Verbalformen hat der Estte fast
überall beim Verb die immediative und causative Beziehung.
Aber sonderbarerweise fällt in den meisten Fällen das nomen
verbi causativi und passivi zusammen — woher das? Die
bisherigen Erklärungsversuche genügen nicht. Auch das verbum

1) munter. aufwachen. aufwecken. 2) Aufgabe. lernen. lehren.
3) Führer. von Ungefähr wohin gelangen. zurecht weisen. 4) In Wasser
quellen n. und act. 5) sich entzünden — anfachen. 6) binden. 7) füllen.
8) Wasser. 9) Kohle. 10) Strick. 11) voll.

causativum hat noch sein passivum: luggema — loetama — loetatama, loetatakse ꝛ.

2) Diese Untersuchung bringt Verba, die dem Sprach- und Schriftgebrauch nach sehr verschieden in der Bedeutung sind, in ein immediatives und causatives Verhältniß zu einander, welches sich auch bei genauerer Betrachtung herausfindet:

saddama fallen, saatama und sajatama fällen, Jemandes Fall bewirken — daher verwünschen.

maggama schlafen (maatama, contr. in) matma zum schlafen bringen — daher beerdigen.

laulma singen, laulatama singen lassen — daher trauen (copuliren).

uskuma glauben, usutama einen Glauben beibringen — nach dem Sprachgebrauch: durch Drohen und Schimpfen etwas erlangen (deutsche Sünden!).

tõusema steigen, tõstma heben (contr. aus tõusetama). ꝛ.

3) Manche Ausdrücke und Formen lassen sich leichter erklären:

üüd und üe sind Wurzeln für üüdma rufen. Üüd gilt in der Schriftsprache für Vermögen, Reichthum, in der Volkssprache heißt es Ruf in allgemeinsten Bedeutung und guter Ruf.

waid still, kumm ist die Wurzel von waidlema disputiren; nad waidlewad, sie wollen einer den andern zum Stillstehen bringen.

jahho Mehl hat das Verb jahwatama mahlen (aus jahhuatama), und jahhe kühl hat jachtuma kühl werden und jahhutama kühl machen. ꝛ.

4) Wir hören diesen und jenen ungewöhnlichen Ausdruck im Munde des Volkes und wissen ihn zu deuten:

ode. ta en omme otel, miño ode täña. ¹⁾

õppe. teñmal täña suur õppe peal. ²⁾

kutse. kutse wõerad und lappolised. ³⁾

1) Er ist morgen im Warten (hält Wache), mein Warten ist heute. ode, ote die Wurzel zu otama warten. 2) Er hat für heute eine große Lernaufgabe. õppe die Wurzel zu õppima lernen. 3) Geladene Gäste und ungeladene. kutse die Wurzel zu kutsama rufen, nennen, einladen.

katse. ma toon katsek. 1)

lobe. oy sa foera lobe. 2)

5) Diese Untersuchung könnte endlich eine Anleitung zur vorsichtigen Bildung neuer sprachrichtiger Ausdrücke geben — und wäre zugleich eine Antwort auf den Brief des Laddasferischen Schulmeisters, worin die Bildung neuer Wörter zur Bereicherung der Sprache vorgeschlagen wird.

II.

Ueber die neueste estnische Declinationslehre des Pastor Ahrens und Dr. Fählmann.

Vom Pastor N. Hollmann.

Die neuesten Erscheinungen im Bereiche des estnischen Sprachgebietes nöthigen zum Rückblicke in die jüngere Vergangenheit; das Gewordene muß als aufgegangene Saat einer früheren Zeit begriffen werden. Herrn Dr. Fählmann's und Pastor Ahrens Leistungen zum Verständnisse der estnischen Sprache dürfen daher nicht als isolirte — willkürliche Erscheinungen angesehen werden.

Lange bestand die estnische Grammatik aus ererbten Bemerkungen und Vorurtheilen; es schien unthunlich sich von der überkommenen Auctorität lossagen zu können, ein Widerspruch gegen Hupels Casuslehre vor dem älteren Manne unerträglich und erschien bei der jüngeren Generation als jugendlicher Muthwille ohne alle Berechtigung. Da geschah es, daß Propst D.

1) Ich bringe es als Probe. Katse die Wurzel zu katsuma versuchen, probiren. 2) O du, womit man den Hund wirft. lobe, lope die Wurzel zu lopima werfen, schmeißen.

W. Masing aus Maholm nach Ecks versetzt wurde und mit ihm auch der von ihm angesammelte Sprachschatz in unsere Provinz und zunächst auch in den Bereich der damaligen akademischen Jugend. Während Masing theils öffentlichen Widerspruch fand, theils privatim in anonymen Briefen über seine reformatorischen Bestrebungen zu Rede gestellt und zurechtgewiesen wurde — zollte ihm die jüngere Generation ungetheilten Beifall, der um so beachtenswerther erscheinen mußte, da die von der alten Grammatik noch nicht gefesselte Jugend ein offenes Ohr hatte für den Klang und Rhythmus der Volkssprache, und in Masings Schriften die Volkssprache in einer Genuinität wiedererkannte, wie sie bis dahin in Druckschriften noch nie zum Vorschein gekommen war und in späteren neueren Schriften auch nicht wiederzufinden ist. Ich hatte Gelegenheit, ihn öfter in mündlicher extemporirter Rede sprechen zu hören. Seine mündliche Rede war schöner und correcter als seine schriftliche; in solchen Augenblicken schien der Sprachgenius in seiner Lebendigkeit die Sprache von Neuem zu schaffen. Ich war Corrector einiger Schriften Masings und hatte daher auch Gelegenheit, mich über die estnische Sprache von ihm belehren zu lassen. Auf meine Frage, ob wir von ihm eine estnische Grammatik zu erwarten hätten — antwortete Masing, daß dieses Verlangen zu früh sei; theils wäre der sprachliche Horizont durch Vorurtheile noch zu sehr getrübt und der genuine Sprachschatz den Meisten noch zu wenig zugänglich geworden, theils befände sich die estnische Sprache — nach langer Erstarrung eben jetzt in einem lebendigen Bildungsproceß, der aber nicht unterbrochen oder durch zu voreilig aufgestellte grammatische Regeln gar gehemmt werden dürfe. Masing gedachte den Mathäus estnisch zu übersetzen und die Uebersetzung mit einem grammatischen Commentare auszustatten; eine solche Vorarbeit, meinte er, könnte am geeignetsten sein, die künftige Erscheinung einer genügenden Grammatik vorzubereiten. Leider hat derselbe aber diese Arbeit nicht ausführen können.

Repräsentirte einerseits Masing die estnische Sprache als eine im lebendigen Bildungsproceß annoch befangene, so fehlte es andererseits nicht an Männern, welche gleichzeitig mit ihm das grammatische Interesse wach erhielten und ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die eigenthümlichen estnischen Sprachformen

richteten, wie sie von Masing in freier Genialität gehandhabt wurden und auf welche aber auch finnische Sprachforscher ihrerseits schon hingewiesen hatten.

Es waren dieses der Consistorial-Affessor Knüpfper in seiner Dedicationschrift: Bemerkungen über die Declinations- und Casusformen der Estnischen Sprache 1817; und sodann der Propst Heller in Rosenplänters Beiträgen Heft XV. in seinem Versuche über das Wesen und den Gebrauch der estnischen Casus, besonders des sogenannten Nominativs, Genitivs und Accusativs. Beide Männer erfaßten die letztgenannten Casus in richtiger Würdigung ihrer syntactischen Bedeutung; es stellte sich ihnen klar heraus, daß der Nominativ in der Form des Subjects aber auch beim Imperativ als Object vorkomme; daß der Genitiv als solcher, aber auch als bestimmtes Object gebraucht werde; und endlich, daß der bisherige Accusativ als Partitiv zugleich die Stelle des Subjects und Objects vertreten könne. Durch solche Eigenthümlichkeit dieser Casus wurden beide Grammatiker veranlaßt, sie von den übrigen Casus zu trennen, indem Knüpfper diese durch Suffixe bewerkstelligt, — Heller aber dem Nominativ, Genitiv und Accusativ alle Geltung als Casus abspricht und diese Formen daher mit anderen Namen bezeichnet.

Im Pluralis der estnischen Declinationen fand sich die Sonderbarkeit, daß sich im Redegebrauch doppelte Formen für die Casus vorfanden, da die eine Form vom accusativ. indefinit. singular., die andere aber vom accusativ. indefinit. plural. abgeleitet wurden. Nach Strahlmanns Vorgang statuirte Knüpfper eine doppelte Declination, eine bestimmte und unbestimmte, ohne die Nothwendigkeit einer solchen Annahme durch syntactische Erläuterung gerechtfertigt zu haben.

Gegen diese unbestimmte Declination erhoben sich mehre Stimmen in Rosenplänters Beiträgen; vorzüglich aber Propst Heller und mit ihm Andere, welche die doppelten Formen für bloße Varianten der einigen Casus erklärten, auch den Unterschied der Bedeutung beim Gebrauche beider Casus-Formen nicht anerkannten oder gar die kürzere Form nur dem Dörpfschen Dialecte anheimgaben, und dies um so mehr, da der Singularis

der sogenannten unbestimmten Declination nur auf eine Casus-Form beschränkt blieb.

Während sie von Knüpper aufgestellte unbestimmte Declination durch diesen Protest nicht zur Anerkennung gelangen konnte, unterlag Hellers Theorie gleichfalls dem Zweifel, da man sich schon darin nicht finden konnte, daß drei wichtige Casus, der Nominativ, Genitiv und Accusativ in der estnischen Sprache gänzlich fehlen sollten, da doch in andern Sprachen, z. B. in der russischen, diese Casus durch je gleiche Endungen vertreten würden, ohne daß dadurch diese Casus als solche unkenntlich geworden und ihr Wesen eingebüßt hätten.

Obgleich diese grammatischen Anregungen in ihrer chaotischen Unbestimmtheit dahin gestellt zu bleiben schienen, war das sprachliche Bewußtsein immer mehr dahin gereift, daß man den spezifischen Unterschied folgender Formen in ihrer Bedeutung richtig erkannte und sie nicht leicht mehr verwechselte, z. B. im Singularis: *osta hãrg*, kaufe diesen Ochsen; *ma ostan hãrga*, ich kaufe — gleichviel welchen Ochsen; *miãa ostan hãrja*, ich kaufe eben diesen Ochsen; — *ma teen tõõd õ ja pãwa*, ich arbeite eine Nacht und einen Tag; *ma teen tõõd õõd ja pãwa*, ich arbeite Tag und Nacht; — ferner im Pluralis: *miãa ostsin hãrgi*, ich kaufte Ochsen, es war mein Geschäft, dieses zu thun; und *miãa ostsin hãrjad*, ich kaufte diese Ochsen, die etwa dort beisammen stehen und deren Zahl ich kenne.

Rechnet man hinzu, daß der Gebrauch der übrigen Casus-Formen sich auch bestimmter fixirt hatte, so darf man dieses als einen Fortschritt ansehen, der sich im Bewußtsein als Allgemein-Gut nicht mehr ignorirrn läßt.

Wenn es auch befremden mußte, daß in den letzten funfzehn Jahren ein Stillstand eintrat und das Interesse für die estnische Sprache fast ganz in den Hintergrund getreten zu sein schien, so läßt sich diese Zögerung leicht durch die Schwierigkeit des Gegenstandes erklären, da allerdings Zeit dazu gehört, den chaotischen Stoff zu sondern und ein Jedes unter das klar erkannte Sprachgesetz zu stellen. So viel aber stellte sich für Jeden klar heraus, daß der künftige Grammatiker sich von den Fesseln der bisherigen Schriftsprache loszumachen und der Volkssprache zuzuwenden hätte,

wobei aber die durch Knüpfner und Heller eingeführten Ideen nicht mehr umgangen werden dürften, da diese in eigenthümlicher Schärfe aufgestellt, jedenfalls das Wesentlichste und Schwierigste in der Declinationslehre berührt haben.

Fast gleichzeitig erschienen endlich die grammatischen Leistungen von Herrn Pastor Ahrens und von Herrn Dr. Fählmann; der Erstere mit einer fertigen Formlehre, der Andere, nach Absolvirung der Conjugation und Declination, mit seiner Arbeit noch im Werden und Schaffen begriffen; Beide aber repräsentiren die von Heller und Knüpfner angeregten Ideen auf eigenthümliche Weise, Beide treffen aber auch bei aller sonstigen Divergenz in wesentlichen Punkten wieder zusammen.

Indem wir die Divergenz und Uebereinstimmung in diesen beiden neuesten grammatischen Leistungen hervorheben, sei es uns vergönnt, die Declinationslehre beider Grammatiker einer comparativen Darstellung zu unterziehen.

Bei der Declination und Conjugation findet im Estnischen außer der Abwandlung der Endungen auch noch eine Veränderung oder Ausstößung der Consonanten statt, die — wie im Griechischen — nothwendig früher nachgewiesen werden müssen, bevor man zur Darstellung der Declination und Conjugation schreiten darf. Beide Grammatiker haben diesen Gegenstand mit dankenswerthem Fleiße scharfsinnig erledigt.

In der Casus-Lehre folgt Herr Pastor Ahrens ohne weitere Motivirung der Hellerschen Ansicht. Als leitender Satz muß hier vorausgesetzt werden, daß der Herr Verfasser mit Propst Heller für jeden Casus eine besondere Endung verlangt; und daß er — weil der genit. sing. und acc. indef. sing. der Bildung der übrigen Casus zu Grunde gelegt werden müssen, — eine Scheidung der Casus in Flexiv- und Suffixiv-Casus zum Verständniße der Sprache für nothwendig hält. Erwägen wir jedoch, daß z. B. die Declinations-Endungen im Lateinischen auch als unwandelbare Anhänge erscheinen, so möchte die Bezeichnung der estnischen Casus-Endungen durch Suffix noch zu den aus früherer Zeit aus der hebräischen Grammatik ererbten Vorurtheilen gehören; oder man muß sich dazu entschließen, auch die Lateinischen Endungen Suffixe zu nennen.

Während dem Verfasser im Singularis, die erst in der

Syntax füglich zu erklärende mehrfache Bedeutung in den drei Casus-Formen durch die Bezeichnung derselben als Definitivus, Relativus und Indefinitivus festgestellt zu sein schien, bleiben die doppelten Formen im Pluralis ganz unerledigt, oder werden nach §. 102 als bloße Formverschiedenheiten ohne specifischen Unterschied in der Bedeutung hingestellt.

In der Declination selbst wird §. 45 der Stammvocal eingeführt, ohne Angabe, warum dieser gerade so genannt, oder welche Bedeutsamkeit demselben bei der Vollziehung der Declination zugeschrieben wird.

Der Herr Verfasser statuirt nur eine allgemeine Declination, sieht sich aber doch genöthigt, sämmtliche Nomina nach ihrer verschiedenen Flexionsweise in 18 Klassen einzuordnen und somit 18 Specialdeclinationen anzunehmen. Als oberster Grund solcher Eintheilung erscheint die Sylbenzahl der Wörter, als secundärer die Endung des Nominativs und der sogenannte Stammvocal im Genitiv. Dabei hat es sich nicht vermeiden lassen, wiederum starke Ausnahmen anzunehmen; die ganze zweite Klasse erscheint als eine Ausnahme von der ersten; von der dritten Klasse müssen wieder zahlreiche Nomina zu der ersten Klasse zurückgenommen werden; zur 18ten Klasse gehören nur 15 dreisylbige Wörter, alle anderen dreisylbigen sind auf eine der früheren Klassen zu repartiren und gehören zur 5ten, 6ten, 7ten, 10ten oder 14ten Klasse. Man muß gestehen, daß durch eine solche Klassificirung die Uebersicht der Declinationen nicht erleichtert sondern erschwert wird, so vermag auch ein scharfes und geübtes Gedächtniß nicht immer diesem Uebelstande abzuhelfen, zumal wenn eine Klasse auf negative Weise characterisirt wird und man z. B. bei der 10ten Klasse im Nominativ nicht an die Endung e, auch nicht an die Stammconsonanten j oder einen einfachen Doppelbuchstaben denken darf.

Mußten wir hier gegen die Declinationslehre des Herrn Pastor Ahrens -- wie wir glauben -- nicht unbegründete Ausstellungen erheben, so soll dadurch die Verdienstlichkeit seiner Arbeit nicht in Abrede gestellt, sondern willig anerkannt werden. Verdienstlich ist die große Beispielsammlung und die in derselben durchgeführte richtige Formation der wichtigsten Casus; die Sache wesentlich fördernd, sind die für die Bildung des Indefinitivus

- Pluralis §. 50 und des Ingressivus §. 94 richtigen Regeln, wobei wir nur diese eine Ausstellung uns erlauben wollen, daß in §. 50 die Endung *sid* für den Indefinit. Plur. auf ein geringeres Maas hätte beschränkt werden sollen, da bei vielen der angeführten Beispiele die kurze Endung, meist auf *a*, im Munde des Volks sich vorfindet, z. B. *iöhwa*, *keppa*, *nöpa wihka* u.

Wenden wir uns jetzt zur Fählmann'schen Declinationslehre. Indem Herr Dr. F. den Casus durch jede Formveränderung eines Nomens definiert — verläßt derselbe die bisherige, auch von Knüpfner und Ahrens gebrauchte, Suffixbenennung. Mit Beibehaltung des Nom., Gen. und Acc. ordnet der Verfasser die übrigen Casus auf sehr sinnige Weise durch Gruppierung in drei äußere und drei innere Local-Casus und behält die usuell gewordenen Benennungen Instrumentalis, Privativus und Factitivus bei. Nachdem Derselbe über die Bedeutung und Benennung der Casus mit sich einig geworden, mußten die doppelten Formen des Objects im Singular und in den meisten Casus des Plural ihn nöthigen, entweder der Casus-Theorie Kenwall's, Heller's und Ahrens sich anzuschließen — oder nach Strahlmann's und Knüpfner's Vorgang eine durch die sprachliche Bedeutung zu rechtfertigende doppelte Declinationsform, bestimmte und unbestimmte Declination anzunehmen. Es ist Fählmann's Verdienst, diese Idee wieder aufgenommen und in §. 3 richtig characterisirt zu haben. Achten wir auf diesen Gegenstand genauer, so sind diese doppelten Casus-Formen nicht als gleichbedeutend zu fassen, sondern es tritt in ihnen ein specifischer Unterschied in der Bedeutung hervor, worauf man bisher nur zu wenig aufmerksam gewesen ist. Man versuche nur in Masung's Schriften die von ihm gewählten kürzeren Formen gegen die längeren zu vertauschen und man wird den Unterschied in der Bedeutung bald einsehen. Auch die von Fählmann pag. 31 gewählten Beispiele sind treffend gewählt und erläutern die Sache, z. B. statt *lähheb päiwile* kann man nicht *päiwadelle* setzen; oder statt *jubba jallul* etwa *jubba jalgadel*. — Weil aber dieser Gegenstand bis jetzt ganz unbeachtet geblieben — ist es dahin gekommen, daß manche Casus der unbestimmten Declination uns nicht gleich gegenwärtig sind und müssen daher in der Volkssprache aufgesucht werden. Hier möchte der döryt-

sche Dialekt eine reiche Ausbeute versprechen, da sich in demselben die Formen der unbestimmten Declination besser erhalten haben, — während im Nevalestnischen diese durch die Schriftsprache mehr verdrängt sind und z. B. der acc. indef. plur. ohne Umstände auf sid gebildet worden, während die genuine Form im Dörptschen noch vorhanden ist. Herrn Dr. Fählmann eigenthümlich und ganz neu ist, was derselbe über den Einfluß der Prosodie zur Aufklärung schwieriger Casus-Formen und des Declinirvocal's auf die Declination sagt. Der Declinirvocal wird ihm — wie schon früher der Conjugationsvocal bei der Conjugation, — zum fundamentum divisionis für die Declinationen. Vergleicht man die aufgestellten fünf Declinationen mit den von Herrn Pastor Ahrens aufgestellten 18 Klassen, so lassen sich alle 18 Klassen unter die fünf Declinationen Fählmann's unterbringen, woher wir denn auch gestehen, daß wir — schon aus Rücksicht für diejenigen, welche die Sprache erst erlernen wollen — dieser einfacheren Eintheilung in fünf Declinationen den Vorzug einräumen müssen. Interessant für uns ist es auch gewesen, daß in §. 9 und 13 dem o und dessen Verwandlung in u sein Recht vindicirt wird, wie dieses schon zu seiner Zeit Propst Masing gethan hatte. Von großer Wichtigkeit sind die über die schwierigsten Casus-Formen gegebenen Regeln, als über den acc. indef. singl. in §. 16, über den Ingressiv in §. 23 und über den acc. indef. plur. in §. 24, wobei wir nur die Bemerkung einschalten wollen, daß beim Ingressiv (§. 23, 4.) die vorhergehende Sylbe an dem Nachdrucke der Endung vorzugsweise Antheil habe.

In §. 22 weist Dr. Fählmann seine Berechtigung nach, die Vocative in zwei Gruppen zusammenzufassen und entwickelt deren eigenthümliche Bedeutung in einer Weise, wie dieses vorher noch nicht geschehen. Aus der ursprünglichen localen Grundbedeutung entwickelt er auch die Relationen der Zeit, so wie die in anderen Sprachen durch den Dativ und Ablativ vertretenen Verhältnisse, beschreitet aber damit zugleich das Gebiet der Syntax und berechtigt uns zu der Hoffnung, daß dieser noch gar nicht bearbeitete Theil der estnischen Grammatik von ihm werde bearbeitet werden.

Muß der Satz in seiner Richtigkeit anerkannt werden, daß

die Hupel'sche estnische Sprachlehre nichts als eine verschlechterte Auflage der Gutsleff'schen Grammatik ist, so müssen wir beide gleichzeitigen Bearbeitungen der Declinationslehre von Herrn Pastor Ahrens und von Herrn Dr. Fählmann als einen entschiedenen Fortschritt begrüßen, und — indem wir — wie wir glauben, nicht unberechtigt der Fählmann'schen Declinationslehre unsere Zustimmung gaben, dürfen wir dem Verfasser nur ein macte esto zurufen.

Schließlich stehe hier das Verzeichniß der Casus, wie sie der verehrigte Propst Masung im Jahre 1819 dem Referenten in einem Briefe schriftlich gab:

Nominativ	ma
Genitiv	maa
Accusativ	maad
Vocativ 1.	maal
Vocativ 2.	male
Delocativ	maalt
Ingressiv	maasse
Häsitiv	maas
Egressiv	maast
Instrumental	maga
Factitiv	maaks
Privativ	mata.

Im August 1844.

III.

Vertheidigung meiner Ansicht von dem Verbum Passivum und von den Hauptcasen in der estnischen Grammatik.

Von Propst Sella zu Rappin.

Veranlaßt durch Dr. Fählmann's „Nachtrag zur Declinationslehre“ in Bd. 1, Heft 4 dieser „Verhandlungen“, und vorgetragen in der gel. Estn. Gesellschaft am 16. Januar 1847.

Es ist nicht Rechthaberei, sondern der Wunsch, zur methodischen rationalen Fassung und Durchführung der estnischen Grammatik Etwas beizutragen, wenn ich gegen unsern in der estnischen Sprachforschung dankenswerth thätigen und verdienten Fählmann meine Ansicht von den genannten Gegenständen in Folgendem vertheidige. Also denn:

Erstens. Das estnische s. g. Verbum Passivum ist kein Passivum, sondern ein unpersönliches Activum.

Hiergegen sagt Fählmann bloß (S. 26): „die von Sella aufgestellte Ansicht über das estnische Passiv ist unrichtig; der Definitiv und Indefinitiv beim Passiv finden ihre naturgemäße Erklärung.“ Darum muß ich zuvörderst die möglichen Einwände mir selbst auffuchen. Es ist aber eigentlich nur einer zu machen, nämlich der, daß die Participien und der Infinitiv offenbar passivisch seien: armastetaw sei amandus; armastedu: amatus; armastetama: amari.

Was aber die Participien betrifft, so sind diese, wenn die vermeintliche Passivform sich im Uebrigen als eine active erweist, gleichfalls ohne alle Schwierigkeit activ zu nehmen: armastedu, Einer, den man geliebt hat oder liebt; armastetaw, Einer, den man lieben soll oder zu lieben hat. — Dass man erstes auch passivisch gebraucht (armastedu söbber, geliebter Freund), kommt daher, dass das Passiv, seinen hier unentbehrlichen Ausdruck fordernd, in Ermangelung einer eigenen Form sich diese Form borgt, wie im Deutschen umgekehrt das passive „geliebt“ dem activen „ich habe, hatte geliebt“ dienen muss.

Gewichtiger kann es scheinen, dass der Infinitiv dieser Form ein dritter activer sein solle, da ja die Sprache deren schon zwei habe. Und es ist wahr: er ist ziemlich entbehrlich; denn sebba peap tapma heißt ebenso gut: Den muss man schlachten, wie s. p. tappetama. Aber in passiver Bedeutung wäre derselbe ebenso entbehrlich; denn der 2. Activ-Inf. steht oft in solcher. Se om hä tappa, (ganz wie im Deutschen) Der ist gut zu schlachten, d. i. geschlachtet zu werden; ta peap tullemä kaija (kaeda), er muss kommen geprüft zu werden; kui sa lah hutada tahhat, wenn du geschieden werden willst; se us tahhap kōw waste kinnitōmmata, diese Thür muss stark angezogen werden. — Ja, auch der 1. active Inf. kommt so vor, dass man sagen kann, er vertrete die Stelle eines Passiv-Inf. Meije tullemä kirjotama, laulatama, wir kommen angeschrieben, getraut zu werden. Wenn aber der vermeintliche Passiv-Inf. passiv fast ebenso wie activ überflüssig ist, die Abwandelung der Form aber für die active Bedeutung spricht: so ist er eher für einen überflüssigen dritten activen Inf., der zumal auch nicht viel gebraucht wird, als für einen Passiv-Inf. zu nehmen. Solche Abundanz kommen in allen Sprachen vor, während andererseits in allen mehr oder weniger Formen fehlen oder mangelhaft sind.

Einen aus unrichtigem Sprachgebrauch herzunehmenden Einwand werde ich am Ende berücksichtigen. — Die Gründe für meine Ansicht sind folgende:

1. Wäre die vorliegende impersonale, d. h. ohne ein Subjectwort stehende Verbalform eine passive, so müsste sie ebenso,

wie die active, nach Numeri und Personen Abänderungen, Flexion erleiden; die Personen müssten das Verbum dominiren, d. h. seine Abwandlung nach sich verändern. In dieser estnischen Verbalform aber dominirt umgekehrt das Verbum die Personen; es hat in jedem Tempus nur eine unveränderliche Form, und in dieser macht es die außerhalb des Verbum stehenden Personen zu directen Objecten des in ihr stekenden unbestimmten Subjects man oder es. Mo, so, tedda, meid, teid, neid armas, tedas, armastedi, mich, dich, ihn, uns, euch, sie liebt, liebte man; — nicht: ich werde, ward geliebt, du wirst, wardst geliebt u. s. w. Kurz: Schon die Impersonalität dieser Form zeigt, dass das Subject in ihr steckt, und dass die außerhalb stehende Person oder Sache ihr Object ist, dass folglich diese Form eine active ist.

Wäre, was man im Estnischen früher Accusativ nannte, ein wirklicher formaler Accusativ, so läge die vermeintliche Passivform als eine Activform auf der Hand; denn ein persönliches Verbum, welches den Accusativ regiert, ist ein Activ.

Den Einwand, dass das estnische Verbum in der Verneinung der Aussage allgemein nur eine stehende, nicht nach den Personen sich verändernde Form habe und der Modus Conditionalis (ma armastas, meije armastasse, ich möchte, würde, wir möchten, würden lieben) eine nur durch den Numerus veränderte Form, — wird Keiner machen, da ja diese Formen nicht ein unbestimmtes Subject in sich, sondern ein bestimmtes ausdrückliches neben sich haben:.

2. Besonders auch, wäre der Infinitiv passivisch, müsste man von dem Volke hören z. B. Ma pea kutsutama, ich soll gerufen werden; sa saat pestama, du wirst geprügelt werden; na tulleva laulatetama, sie kommen getraut zu werden. Man hört aber vielmehr: Mo peap kutsutama, man soll mich rufen; so saap pestama, man wird dich prügeln; na tulleva laulatama, sie kommen zum Trauen.

3. Wäre unsere Verbalform ein Passiv, warum hat sie nur einen Infinitiv und nicht, wie das Activ, deren zwei, — einen ein bestimmt vorgestektes oder nothwendiges Ziel, und einen eine ungewiss zu erreichende Bestimmung bezeichnenden — ? Man müsste dann doch ebenso gut sagen können: ma tahya armas-

tetada, ich will geliebt werden, als: m. t. armastada, ich will lieben. Weil aber die in Rede stehende Form schon für ein Unbestimmtes, nämlich das der handelnden Person, gebraucht wird, so konnte der Genius der Sprache nicht noch ein zweites Unbestimmtes, das der nur gewünschten oder bloß möglichen Handlung x., hinzufügen. Darum fehlt dem imperf. Activ der 2. Inf.

4. Im estnischen Verbum bezeichnet die eingeschobene Sylbe ta etwas Actives; sie macht das Intransitiv zum Transitiv. Wandma, schwören: wannutama, schwören machen; vereidigen; köndma wandeln: könnitama, gängeln. Diese Sylbe wird der in Rede stehenden Form gegeben, wenn das ordinäre persönl. Activ sie nicht schon hat, z. B. andma: antama; und wenn das Activ sie schon hat, so bleibt sie ihr nicht bloß, sondern wird sogar verdoppelt, z. B. walmistama: walmistatama, wofür der Dörpt-Gste, dem die Wiederholung einer Sylbe eine Kafophonie ist, walmistetama sagt. — Wie paßt nun diese activische Sylbe zu einer passivisch sein sollenden Form? und wie soll sie gerade, die die active oder transitive Form bildet, zugleich das Passiv zu bezeichnen, ja das Activ zum Passiv umzuschaffen bestimmt sein! Solch einen Mißgriff kann der Genius keiner Sprache machen.

5. Endlich scheint der active Character der in Rede stehenden Verbalform sich dadurch ganz besonders zu erweisen, daß nicht bloß die intransitiven Verben, sondern sogar auch sama, werden, und ollema, sein, diese Form annehmen und ganz durchführen. Auf solchen Gebrauch der Intransitiven ist freilich kein Gewicht zu legen; denn man kann z. B. elletas für vivitur, mintas für itur nehmen und so die Form als eine passive vertheidigen. Aber wie soll man oltas, olti, oltu, olutama, oltaw nehmen? — für: es wird, es ward geseint? geseint worden, geseint werden, geseint werdend? Da dringt sich doch unabweislich auf: man ist, man war, was man gewesen, ein allgemeines, keinem bestimmten Subjecte zugeschriebenes, sein und: was allgemein sein soll, — wie auch Strahlmann u. v. Becker in der finnischen Grammatik diese Form übersetzen.

Kurz: das vermeintliche estnische Passiv ist ein besonderes für unbestimmte Subjecte gebildetes Activ; die estn. formale Un-

terscheidung eines Bestimmten und Unbestimmten ist auch in das Verbum übergegangen.

Zwar könnte man sagen, dass es auf Eins herauskomme, ob man sich z. B. unter *elletas*, *mintas* denke: man lebt, man geht, oder: *vivitur*, *itur*; wie man auch im Deutschen „es wird gelebt, gegangen“ sagen und überhaupt diese Form oft beliebig passivisch übersetzen kann. Aber erstlich ist das für die philosophische Grammatik nicht Einerlei, sondern da muss gründlich unterschieden und Das angenommen worden, was Mehr für sich hat. Und zweitens ist die Unterscheidung und richtige Auffassung auch für den practischen Sprachgebrauch wichtig. Denn wenn die Form keine passive ist, so darf man z. B. nicht Redensarten, wie *sedda lastas Jummalast* für: Das wird von Gotte geschickt, Deutschen, oder Esten, die es von Jenen angenommen haben, nachsprechen, weil „Das schickt Man oder Es von Gotte“ unlogisch wäre.

Im Finnischen ist die vorliegende Form im Ganzen offenbar auch bloß eine impersonal-active. Die Grammatiker nennen sie zwar, v. Becker auch bei sein, eine impersonal-passive und bringen in ihren Paradigmen die sämmtlichen Verben, nicht bloß die transitiven, auch in eine personale Passiv-Form, so dass z. B. auch „gelaufen und gestorben werden“ vorkommt (Strahlmann S. 152); aber v. Becker sagt in seiner (Schwedisch geschriebenen) Grammatik S. 98, dass die Passiva mehrentheils unpersönlich gebraucht werden und dann activ mit man oder eigentlich *det* [es] zu übersetzen seien. Also sind sie dann Activa. Und so tritt das Passive schon sehr zurück und wird als ein Seitenstück zu dem von Deutschen eingeschwärzten, glücklicherweise aber nur in alten Büchern und wenig vorkommenden dörptestnischen persönlichen Passiv, *ma armasteta*, -- *teti*, ich werde, ward geliebt, -- verdächtig. Vollends aber geht das finnische personale Passiv in die impersonale Activform auf, wenn man sieht, dass dieselbe unzweifelhaft impersonal-active Form in dem so genannten persönlichen Passiv unverändert zu allen Personen des Singulars und Plurals gesetzt wird. *Minua rakastetaan* ist: man liebt mich; und *minä rakastetaan* soll sein: ich werde geliebt; *minua rakastettiin*: man liebte mich; und *minä rakastettiin*: ich wurde geliebt. Da nun „ich man liebt,

du, er man liebt, wir, ihr, sie man liebt“ und im Imperfectum „liebte“ an sich Unsinn ist: so könnten die vorgesezten Verbal-Personen „ich, du, er ic.“ etwa nur zeigen sollen, dass bei der impersonal-activen Verbal-Form die Nomina, deren Stellvertreter die persönlichen Pronomina sind, auch in der Definitivform (dem s. g. Nominativ) stehen können;*) — was aber unpassend ist, weil ich, du, wenigstens nach dem Finnischen zu urtheilen, nie, sondern nur die dritte Person in der Definitivform accusativisch stehen kann: ta pantas, — ti man legt, legte ihn. Bei Strahlmann, der noch die composita Tempora præterita mit in seine Paradigmen aufgenommen hat, konnte noch ihr Persönliches dazu verleiten, der Gleichförmigkeit wegen auch die Tempora simplicia personal hinzustellen, um so vollständige Paradigmen des Passivs zu gewinnen; v. Becker aber, der gut methodisch (wie auch unser Ahrens gethan) sämmtliche mit Hülfe des verbum copulativum olla, sein, gebildeten zusammengesetzten Tempora aus den ordinären Conjugationen ausgeschieden und in eine conjugatio periphrastica gebracht, also in die ordinären Conjugationen bloß die zwei einfachen Tempora aufgenommen hat (weßhalb auch das Verbum copulativum bei ihm erst auf die ordinären Conjugationen folgt) — er hätte gleich einen Schritt weiter gehen und dieses von Früher her erkünstelte persönliche Passivum weglassen können, trotz Dem, dass die finnische Sprache interessanterweise nach Strahlmann und v. Becker einen wirklich passiven Modus Coniunctivus (Conditionalis?) hat, der in beiden Tempora, Präs. und Imperf., in jedem Numerus drei, also für jede Person eine besondere Form hat. Ein Fragment ist und macht kein Ganzes. Deshalb z. B., dass sich im Englischen eine Genitivform findet, die zuweilen gebraucht wird, kann die engl. Grammatik nicht anderweitige Behelfe zu Casen machen, um eine vollständige Declination zu haben. Und so darf auch nicht ein passivischer Modus verleiten, die anderen Modi mit um-

*) Spätere Anmerkung. So ist es aber nicht gemeint, sondern weil bei dieser Verbalform wahrscheinlich im Finnischen ebenso wie im Estn. der vermeintl. Nominativ auch accusativisch stehen kann (wenn der Gegenstand ein ganz bestimmter ist), so hat man hán rakastetaan für: er wird geliebt, amatur, genommen, und geglaubt, auch ich, du, wir, ihr vorsetzen zu können und zu müssen.

gedeuteten Activformen auszufüllen, um eine vollständige Passiv-
Conjugation zu gewinnen, welche die finnischen Sprachen nicht
haben. Jener finnische Coniunctiv steht ebenso einzeln da, wie
jener englische Genitiv. — Uebrigens scheint bei v. Becker die
Ueberschrift Passivum bloß eine Benennung zu sein, ohne ge-
rade das Wesen des Passivs bezeichnen zu sollen. *) Sonst würde
er doch nicht sogar dem bloß von ihm aufgestellten Reflexivverb
und dem Verbum sein auch ein Passiv gegeben haben, nachdem
schon Strahlmann Das vermieden und diese Form des Ver-
bum sein die unpersönliche genannt hat.

Erster Nachtrag.

Da mir vor dem Abdruck gegenwärtigen Vortrages die
weiter unten (17, Anmerk.) erwähnte neueste finnische Gram-
matik von Kenvall (Finsk Språklära. Åbo, 1840) zugekom-
men ist, so kann ich gleich hier noch Folgendes einschalten lassen.

I. Kenvall sagt S. 93 (nach nicht hierher Gehörendem):
— — „obgleich es sich nicht selten zuträgt, daß das finnische
Passiv ebenso wie bisweilen das lateinische auf Schwedisch mit
dem unbestimmten Personalworte man zu übersetzen ist, und daß
ebenso die intransitt. Activa aus solcher Ursach eine Passivform
haben mußten, sowie das lateinische *itur, curritur*, man geht,
man läuft.“

und gleich darauf: „Anmerk. 1. Weil das finnische
Passiv solchergestalt zuweilen mit man zu übersetzen ist, so
haben einige Sprachfreunde es Impersonales Activ benennen
wollen. Aber mit demselben Rechte müßte das Passiv auch aus
der lateinischen Grammatik verschwinden; denn auch da kann
amor sowohl mit ich werde geliebt, als mit man liebt
mich gegeben werden.“

Also habe ich auch finnische Sprachfreunde für mich; und
Obiges beweiset nur, wie sehr auch ein Kenvall in der latei-

*) Spätere Anmerkung. v. B. sagt S. 99 seiner Grammatik:
„Zu sämmtlichen jetzt besprochenen ins Schwedische activ zu übersetzenden
Passivflexionen gehören ebenfalls die *verba neutra media (reflexiva)*, obgleich
keins von ihnen, in Betracht seiner Bedeutung, ein Passiv haben kann.“

nischen Grammatik befangen war *), daß er die Ansicht jener Sprachfreunde anführen und doch so wenig beachten konnte, daß er sie leicht hin mit einem *qui pro quo* abgewiesen zu haben glaubte. Die finnische Sprache hat ja kein *amor* bis *amantur* und *amabar* bis *amabantur*, sondern nur ein *rakastetaan* und *rakastettiin*, man liebt, liebte (mit dem Zusatz: mich, dich, ihn *ic.*), welche Formen nicht zugleich *amor*, *amaris* etc. und *amabar*, *-baris* etc. bedeuten und sagen können, wie ich oben gezeigt habe. — Auf das Estnische angewendet: Deshalb weil *minno* (*mo*) *armastedas* (mind *armastakse* Nevalisch), man liebt mich, im Lateinischen mit *amor* zu geben ist, kann man nicht in der Grammatik ein *minna* (*ma*) *armasteta*, ich werde geliebt, daraus machen, wie fürs Dörrische früher geschehen ist. — *Mo*, so, *tedda*, *meid* *ic.* *armastedas* aber etwa für: mich, dich, ihn, uns *ic.* wird geliebt zu nehmen, wie Deutsch = Esten sprechen, weil der Erste kein man kennt, geht laut alles Obigen auch nicht an.

Spätere Einschaltung. Eben vor Absendung der Nachträge fällt mir der nächste Vorgänger von Kenvall's Grammatik, Wickström's *Försök till en Finsk Grammatika*. Wasa, 1832. in die Hände. Der Kürze wegen führe ich aus dieser Grammatik für den Schulgebrauch bloß an, was W. S. 17 sagt: „Forma act. und pass. sind im Finnischen ungehörige Benennungen. Beide Formen sind gleiche activa (die sich nur als persönlich und unpersönlich unterscheiden. S. 16). Weil der Object's = Casus im Allheits- und Vollendungsbegriff mit dem Subject's = Casus (dem s. g. Nominativ) gleich ist, hat man Verwirrung gemacht und das Object fürs Subject genommen: *minä* (?) *sanotaan*, mich (?) sagt man, hat man übersetzt: ich werde gesagt; *minua sanotaan* zeigt, daß *sanotaan* (man sagt) ein Activ ist, ebenso wie *sanoa* (sagen).“ — Abgesehen davon, daß meines Erachtens, nach dem Estnischen und überhaupt, nicht wohl *minä sanotaan*, sondern wahr-

*) — und in dem schwed. Sprachgebrauch, wo z. B. *brännes* verbrannt werde, wirst, wird *ic.* und *brändes* verbrannt wurde, wurdest *ic.* heißt, dem das im Sing. und Plur. unveränderliche finnische *poltetaan* und *poltettiin*, man verbrennt, verbrannte (Etwas), garzu leicht gleich, nämlich auch passiv zu nehmen und zu gebrauchen, scheinen kann.

scheinlich nur *minua* s. richtig gesagt werden kann, indem *minä* und *minua* (estnisch: *minna* oder *ma* und *mind* rev., *minno* dörrptisch) wol ebenso verschieden sind und nur ebenso gebraucht werden können, wie *je* und *me* im Französischen, — ist hier Dasselbe fürs Finnische ausgesprochen, was ich bereits im J. 1821 fürs Estnische behauptet habe. Solche ursprüngliche Uebereinstimmung dürfte denn doch in beiden Sprachen guten Grund haben.

II. Den von Strahlmann und v. Becker aufgestellten personalen „Conjunctiv Pass.“ mußte ich oben als ein meiner Ansicht entgegenstehendes, wiewohl darum nicht sie alterirendes Einzelne gelten lassen. Da sagt nun aber Kenvall (der von dem „Conjunctiv“ das sonstige Präsens Subjunctiv und das Imperfect oder Präteritum (simpler) Optativ nennt, was aber, wenigstens fürs Estnische, ebenso wie Conjunctiv, unpassend ist, indem diese Formen ganz das franz. conditionel sind, wesshalb ich sie *Conditionalis 1* und *2* nenne), S. 95: „Zwar sagt Bhael (1733), daß der Subjunctiv des Passivs nicht ohne Personalendungen sei, aber er nimmt sie nicht bei dem Paradigma auf. Strahlmann (1816) conjugirt sowohl den Subjunctiv als den Optativ des Passivs mit Personen, und v. Becker (1824) setzt ebenfalls Personalendungen für den Imperativ hinzu, in der Art: — — Vielleicht werden einige von diesen Personalendungen in Ostfinnland manchmal gebraucht. In Westfinnland habe ich keinerlei anders als nur die Impersonalform gehört. Und da der Indicativ des Passivs, sowohl Präsens als Präteritum (simpler), welche öfter vorkommen, in keinem Dialecte Etwas von Personalendungen wissen, so scheinen die Personalendungen für den Subjunctiv, Optativ und Imperativ des Passivs in der Grammatik ganzundgar unnöthig und überflüssig zu sein, sofern sie selten oder nie benutzt werden; denn die Impersonalform müssen jedenfalls und übereinstimmend alle Dialecte daneben (?) beibehalten.“ — (Bei dem „daneben“ hat der Verf. wol den Indicativ seines Passivs im Sinne gehabt, weil er S. 95 sagt, daß das Passiv immer seine Person vor sich haben müsse.)

III. Ueber das von v. Becker aufgestellte Reflexivverb äußert Kenvall sich S. 115 folg. so: „Das Ostfinnische hat

eine eigene seltsame Verbal-species, welche in Hrn. v. Becker's Grammatik Medium heißt, richtiger aber Reflexivum heißen muß. Sie ist im Westfinnischen ungebräuchlich und unbekannt, — — noch in unserer Zeit vom Savolar-Finnischen unvollständig aufgestellt und entbehrt die nöthige Bestimmung der Unterscheidung. — — Diese auf solche Art erwachsene Verbalform geht nachher, mit den gewöhnlichen Verbalendungen, nicht bloß durch alle Biegungen des Activs, sondern hat auch ihr Passiv, welches jedoch mit man ins Schwedische übersezt werden muß. Nach Hrn. v. Becker's Grammatik hat das reflexive Verb folgende Form und Biegungen: Act. — Pass. — — Sollten wol alle diese Flexionen wirklich im Gebrauch sein? Oder mag nicht ein Theil fingirt sein, um das Verbal-Schema zu completiren? — — — Das Westfinnische, welches ein solches Reflexivverb nicht hat, vermisst es nicht."

IV. Das unter II. und III. Angezogene findet auch auf das Estnische die Anwendung, daß nicht jeder Formbildung, die man hört, in der Grammatik eine geordnete Stelle zu geben ist und nicht ihr zu Liebe ganze Schemata, die man nach der Analogie ausfüllen zu müssen glaubt, aufgestellt werden dürfen. Sondern eine Wortform, welche nicht zu der Grundformation der Sprache paßt, oder welche zwar aus ihr hervorgegangen aber erkünstelt ist, ist nur nebenher als eine Besonderheit anzuführen. So habe ich *nemma pantiwa*, *tettiwa*, *wöetiwa* gehört, was sich leicht für: sie wurden gelegt, gemacht, genommen, hören läßt; ferner *ta tappeti*, *röiwas kolgitas* und dgl. m., was man leicht für: er wurde getödtet und: das Zeug wird geklopft, nehmen kann. Auch hörte ich einmal ein Verb in der 1. Pers. Pl. Impf. Pass., habe mir aber die Phrase nicht notirt. Dergl. berechtigt jedoch nicht, wie für den dörrpt. Dialect früher geschehen ist, ein personales Passiv aufzustellen, wie leicht auch soein Schema auszufüllen ist. Denn damit würde man etwas ganz Falsches thun, indem jene, übrigens in den zuerst angeführten Beispielen sehr seltene Sprechart, auch abgesehen davon, daß sie, in denselben Beispielen, ein Ueberbleibsel früherer Sprachverdrehung durch die Deutschen in Büchern*) sein

*) Nach dieser ward von Deutschen auch *ma* und *sa armasteti*, ich wurde, du wurdest geliebt, gesagt, welches 1. und 2. Personal-Pronom der

kann, sich ganz gut auch impersonal-activ erklären läßt. Erkennt man nämlich den vermeintl. Nominativ richtig als eine auch in casu objectivo s. accusativo stehen könnende Forma definitiva an (s. den zweiten Theil dieser Vertheidigung), so ist sie es, u. nicht ein Nomin. oder Subjectiv, der hier bei dem unpersönl. Activ, dem vermeintl. Passiv steht. Also röiwas kolgitas und ta tappeti heißt: man klopft das Zeug, und: man oder es tödtete ihn; nemma ebensowohl wie neid panti, tetti, wöeti heißt: man legte, machte, nahm sie (die bestimmten Gegenstände). (Und so möchte es wohl auch im Finnischen sein, obgleich v. Becker sagt, daß bei der in Rede stehenden Verbal-Form, nämlich wenn sie impersonal gesetzt wird, immer der cas. infinitivus, — meine Forma indefinitiva — stehe, weil, wenn der s. g. Nominativ bei ihr steht, er sie für eine personal-passive nimmt.) Was aber das angehängte wa betrifft, so haben einzelne Esten in meiner Gegend die Liebhaberei, diese Sylbe unnöthigerweise Verbalformen, namentlich den Participien Präter. zu mehrer Bezeichnung der 3. Pers. Plur. anzuhängen: nemma omma lännuwa, tennuwa, tettüwa ic. ic., so wie Manche, um das Zielende u. Zweckende des 1. Infinitiv noch mehr hervorzuhellen, besonders bei zweisylbigen Wörtern ein he anhängen: wötmahe, kandmahe. (In einer gewissen andern Gegend hört man besonders oft ein — mit sama gebildetes — Futur, was gewiß nicht bloß aus der Büchersprache, sondern mehr von dortigen früheren Predigern herrührt, welche mehr als anderwärts ein Futur für unentbehrlich hielten und solches nach dem Deutschen bildeten und häufig gebrauchten.) — All Dergl. ist nicht in die Gramm. als in dem gesammten Sprachgebrauch stehend u. als ihm angemessen aufzunehmen.

V. v. Becker sagt S. 184 in §. 93: „Ein im Schwedischen unbestimmtes Subject des verb. pass. wird mit dem cas. infinitivus ausgedrückt, z. B. — venitä terwataan; Boote werden getheert, oder: man theert Boote. Aber hier wird der cas. infin. mit dem Verb nicht als Subject, sondern als Object. construiert, obgleich der Sinn derselbe bleibt. Mit dem cas. infin. construiert, wird nämlich das Passiv unpersönl. gebraucht,

Esten nimmer zu dem impersonalen Activ in der Definitivform setzen kann.

und es wird dann ein Deponens, d. h. ein Verb, welches mit Passiv-Flexion Activs Natur hat, in Folge Dessen es (mit dem Worte man) ins Schwed. übersetzt wird, so wie ein Activ den cas. inf. als sein Object regiert."

Und S. 202 Reg. 5: "Die Passivverba werden, indem sie unpersönl. gebraucht werden, Deponentia (§. 93) und nehmen den cas. inf. als unbestimmtes Object zu sich, welches auch ins Schwed. wie ein unbestimmtes Subject übersetzt werden kann, z. B. — jo tuottiin hevoisia; schon holte man Pferde, oder: schon wurden Pferde geholt."

Schade, dass Kenwall nicht mehr zur Herausgabe des syntact. Theils seiner Grammatik kam! Wie er sich doch, ohne der philosophischen allgemeinen Gramm. zu widersprechen, geholfen haben möchte, um zu erklären, was nur bei Anerkennung des vermeintl. Passivs als eines unpersönl. Activs und des vermeintl. Nominativs als einer Desinitivform, die wenigstens im Estnischen auch accusativisch steht, klar ist? — Dass ein wirkliches Passiv seine eigenthümliche Bedeutung deponiren und in ihr Gegentheil, in die active Bedeutung verwandeln u. doch ein Passiv bleiben solle, kann die philosophische Gramm. nicht zugeben. Auch ist damit das neutrische und das von v. Becker angenommene reflexive vermeintl. Passiv garnicht erklärt.

Wegen Dess allen muss ich bei meiner Ansicht von dem vermeintl. estnischen (und finnischen) Passiv bleiben. Möchten auch finnische Sprachforscher sich über sie für das Finnische gründlich erklären!

Ich gehe nun Zweitens zu den Casen über, um folgenden von mir in Rosenplänter's Beiträgen, Heft 15 (und 16) v. J. 1822 und 1823 aufgestellten Satz zu vertheidigen:

II. Die estnischen s. g. Casen, Nom., Gen. und Acc. sind nicht Casen, nicht Formen für die Verhältnisse oder Beziehungen der Personen und Sachen gegen Einander in einem Satze, sondern diese Formen vertreten in eigenthümlicher Weise die Stelle der Artikel oder Bestimmtheitswörter anderer Sprachen.

Mich nicht weiter als unvermeidlich zu wiederholen, beschränke ich mich auf die F ä h l m a n n i s c h e n Einwürfe, u. bitte

Diejenigen, welche sich für diesen Gegenstand interessiren, möglichst unbefangen dort in den Beiträgen zur genaueren Kenntniß der estnischen Sprache nachlesen, dabei aber die „Berichtigungen“ hinter dem 16. Hefte beachten, auch einzelnes noch gebliebene Unrichtige und Unzweckmäßige, als vor 25 Jahren (1821) von einem Anfänger in der estn. Sprachforschung, (dem die Sprache von Hause aus ganz fremd gewesen) geschrieben, übersehen und sich nur an das wirklich Beweisende halten zu wollen.

Meine Entgegnungen auf die Einwürfe sind folgende, und zwar

A) auf die theoretischen.

1. Man kann die ersten Bezeichnungen der größeren oder geringeren Bestimmtheit der Nomina in einem Satze wol nicht eine außerswesentliche nennen, da mehre Sprachen sich für dieselbe eigene Wörtchen, die Artikel oder Bestimmtheitswörter, geschaffen haben. Jede besondere Richtung, welche eine Sprache in ihrer Formirung genommen hat, ist in ihr eine wesentliche, Wiewenig auch oder Garnichts andere Sprachen auf sie geben. Wie wesentlich ist z. B. im Russischen die Unterscheidung der Geschlechter, daß sie so sehr in die Verbalformen eingreift, während die estn. Sprache einen Unterschied der Geschlechter garnicht kennt! Dagegen hat die russ. Sprache die Unterscheidung des Bestimmten und Unbestimmten ebenso wie die latein. bei ihren Kennwörtern garnicht berücksichtigt, während die estnische Sprache mit ihrer finnischen Schwester sie — nicht durch Artikel, sondern auf eine so interessante Weise durch die in Rede stehenden Nominalformen bezeichnet.

2. Allerdings gehören die Beziehungen der Nomina auf Einander zu dem Nothwendigsten in jeder Sprache. Daraus folgt aber nicht, daß, wenn eine Sprache verschiedene Nominalformen hat, diese, wie im Latein., jene Beziehungen bezeichnen und namentlich eine Nom., Gen. und Acc.-Form sein müssen, wenn sie unabweisbar schon ihre andere Bestimmung haben und ebenso unleugbar sehr gemischt in casu nom., gen. et acc. stehen. In einem Casus stehen und ein (formaler) Casus sein ist Zweierlei.

3. Daß nach meiner Theorie „die Declinations-Verhältnisse nur nothdürftig aus dem Sinne der Rede hervorgehen müssen,

und, wenn in einem Satze alle drei Formen vorkommen, man ohne Vorherwissen Dessen, was der Erzählende sagen wolle, ungewiß darüber sein könne, welches Nomen in casu nom., gen. oder acc. stehe,“ ist keinesweges der Fall. Wenn man im Französi., wo es auch keine formalen Casus und überhaupt, außer für die Numeri, keine verschiedene Nominalformen giebt, sich ohne Schwierigkeit in die verschiedenen Verhältnisse und Beziehungen der Nomina gegen Einander findet; wie sollte man das nicht im Estnischen können!

4. Allerdings geben fortwährend die Hauptcasus der classischen Sprachen ein Muster- und Fachwerk für die gegenseitigen Verhältnisse und Beziehungen der Nomina in der Rede ab, aber doch nur bei Sprachen, welche für diese Casus Formen haben, und allenfalls, wenn man will, auch wo das nicht ist, aber dann nur, um das Verhältniß eines Werz, Wess- und Wenfalls zu bezeichnen, und nicht um Formen zu einem Nom., Gen. und Acc. zu machen, die es in der That nicht sind. In der von den Fesseln der latein. Grammatik befreiten französische Grammatik denkt jetzt Niemand mehr an diese Casusnamen, weil man mit Subject und Object oder Regimen ganz gut und besser durchkommt; denn z. B. de la bière bald Nom., bald Gen., bald Acc. zu nennen, während es von Hause aus ablativisch ist, war doch garzu unmethodisch. Nur wenn gewisse Formen überall respective nominativisch, genit. und accus. stehen, sei es auch in manchen Fällen sonderbar, kann man sie Nom., Gen. und Acc. nennen. Das ist aber im Estnischen nicht der Fall.

5. Der Einwurf, dass im Latein. und Griech. der Nom. und Acc. der Neutra gleich sind und doch namentlich unterschieden werden, trifft hier nicht. Wol in allen Sprachen giebt es wegen nicht durchgeführter mangelhafter Formenbildung Casuspaare die einander gleich sind, aber — nur in gewissen Geschlechtern und Declinationen oder in einem Numerus. Wären jener Nom. und Acc. bei allen Geschlechtern gleich, so würde die philosophische Grammatik sagen: die Formen sind weder ein Nom. noch ein Acc., sondern ein Drittes. Im Estnischen sind die gleichen Formen, welche man unter zwei alte Casusnamen bringen kann, überall gleich. Zwar vermeidet Fählmann eine Gleichheit dadurch, dass er im Singular die relative Form, im Plural

dagegen die definitive zum Nominativ und Accusativ macht, um nicht im Singular (seinen jetzigen Indefinit mitgerechnet) drei Accusative zu bekommen; aber nicht ohne Gewalt spricht er seinem bestimmten Nominativ (dem neueren Definitiv, Ahrens) im Sing. die auch accusativische Geltung ab.

Nun B) auf die Einwürfe aus dem Sprachgebrauch habe ich Folgendes zu entgegenen, indem ich vorläufig negire: „Es lasse sich — — nachweisen, dass die estnischen Nominalformen den Casus der eine streng ausgeprägte Declination habenden Sprachen mutatis mutandis vollkommen entsprechen,“ und glaube, dass meine Ansicht des Sprachgebrauchs sich zwangfreier consequent durchführen lasse.

6. Es ist für die Geltung meiner Theorie nicht nothwendig, dass jede der 3 Formen in beiden Numeri nominativisch, genit. und accus. müsse stehen können; sondern die Sache ist diese: Da die Sprache sich schon von Hause aus drei Nominalformen für die größere oder geringere Bestimmtheit der Dinge schuf, so brauchte sie zur Bezeichnung der wichtigsten Verhältnisse der Nomina in einem Sage, Wer, Wessen, Wen, nicht noch besondere Formen zu bilden, sondern dieselben Formen konnten ihr, jede in ihrer Art, auch für diese dienen. Und zwar nahm sie, wie Ahrens richtig bemerkt, jede für zwei dieser Verhältnisse in Gebrauch: die definitive sowohl, als die indef. für den Nom. und Acc. und die relative für den Gen. und (doch im Plural nur zum Theil auch für den) Acc.

7. Accusativisch gebraucht also die Sprache — ich rede fürs Erste vom Sing. — alle drei Formen, weil beim Objecte dem Esten die Unterscheidung des ganz, halb und nicht Bestimmten wichtig ist. Im Revalischen wird im Singular wenigstens *) beim Imperativ die definitive auch accusativisch gebraucht; im Dörpfschen, welchen Dialect ich aus dem Munde des Volkes genau kenne, (den reval. nur aus Büchern, also weniger,) — allgemein, auch bei dem Imperf., wenn der Gegen-

*) Hornung sagt: praesertim cum Imperativo. Sollte denn blos zu seiner Zeit und in seiner Gegend die Definitiva auch anderweitig (im Sing.) accusativisch gebraucht worden sein?

stand ein ganz bestimmter ist, trotz Dem, dass die Phrase: *kui ma se naine wötti*, welche ich selbst gebildet hatte, unrichtig war, da hier gerade die Relativa *se naise*, diese (meine) S. au, stehen muss.

8. Dagegen ist im Dörpischen Plur. der accus. Gebrauch der Definitiva viel seltener, als im revalischen, weil außer bei den Pronomina die Plural=Def. der Singular=Relat. bis auf einen sich in der Rede gar leicht verlierenden geringen Unterschied in der Betonung, gleich ist und Missverständnisse unvermeidlich wären, was im Rev. nicht der Fall ist, weil die Def. Pl. an die Rel. Sing. ein *d* hängt. Darum wird im dörpt. Plur. die Indef. auch für die Def. gesetzt und werden, wie im Lat., pronomina demonstrativa zu Hülfe genommen, das besondere Bestimmte von dem allgemeinen Unbestimmten auszuscheiden und zu bezeichnen. Doch wo der Plural und zugleich das Bestimmte außer Zweifel ist, da setzt auch der Dörpt=Este die Plural=Definitiva, den s. g. Nominativ, in den Acc., z. B. *päiwa sai ta kül*, die Ersatztage bekam er, ein Kirchenvormund, wol.

9. Die halbe oder relative Bestimmtheit ist im Plur. accusativisch nicht zu unterscheiden, weil die Relat. da theils mit der Indef. gleich ist, theils, wenn nicht gleich, nicht accusativisch gesetzt wird. Im Singular aber steht die Relat., wenn das Object relativ dem Erzählenden ein Bestimmtes, dem Andern aber noch ein unbestimmtes Allgemeines oder Irgendwelches ist; daher vorzugsweise beim Imperfect; doch nicht ausschließlich, weil man gleichfalls von auch dem Andern Bestimmten oder allgemein von Etwas erzählen kann und dann die Def. oder Indef. setzt.

10. Genitivisch, für das Abhängigkeitsverhältniss, wird blos die Relat. gebraucht, weil diese Form immer auf einen Vocal ausgeht und sich somit an das stets unmittelbar auf sie folgende Nomen bequem und euphonisch anschließt: *ramato le hhe*, die Blätter des Buchs; *laste wiis*, der Kinder Weise. — Unser Fählmann schreibt zwar auch S. 28. 29. in fünferlei Fällen dem Indefinit=Casus genitivischen Gebrauch zu, aber in keinem derselben mit Grund. Zwar setzt man im ersten Falle im Deutschen manchmal den Genitiv: ein Stück Weges, ein Morgen Landes; wenn aber die deutsche Grammatik noch 1827 (Heyse) verlangte, dass man durchaus auch: ein Stück Brotes, Trunk

Wassers, Fuder Holz, und so bei allen Mäßen sagen sollte, so war das, wie manches Andere in derselben pedantisch gegen den lebendigen Gang der Sprache. Was nöthigt nun aber im Estn., z. B. in 1) Stof Wasser, 2) zehn Mann, fünf Baum, 3) eins zweit Zehend (d. i. 11), sechs viert Zehend (36), 4) viel, wenig, voll Wasser, Milch, 5) in einigen Idiotismen, die vielmehr hinweisend und illativ zu nehmen wären, anzunehmen, daß die regierte Indefinitiva, die zwar mit ihrem Regens als Subj. oder Obj. stehen kann, aber kein Casus ist, sondern eben nur überhaupt und allgemein ein Ding nennt, genitivisch stehe? zumal da, was im Estn. im genitivischen Verhältnisse steht, sonst immer vor und nicht, wie hier Alles, hinter seinem Regens steht. — Kurz, die Indef. steht manchmal (s. folg. Nr. 11) nominativisch und oft accusat., aber nie genitivisch.

11. Nominativisch stehen die Definit. und Indef. Erste als das regierende Subject des ein persönl. Verb. Act. enthaltenden Sazes, weil solches, wenn nicht schon an sich, ein bestimmtes ist, doch selbständig als ein bestimmtes dasteht (Ein Mann ging; Menschen sind edler als Thiere; Fleisch nährt). Letzte nur bei *olle ma*, *sama*, sein, werden, und bei allen intransitiven oder neutrischen Verben, wenn sie impersonal gebraucht werden, da dann nicht das Verbum vom Subjecte regiert wird, sondern gewissermaßen dieses regiert: *Om innemissi*, es ist (giebt) Menschen; *saap te ed*, es wird Weg (Bahn); *wihma satta*s, es fällt Regen; *rahwa st tullep*, Volk kommt (es kommen Leute). Außerdem steht die Indef. als allgemeine Benennung von Personen und Sachen mit Wörtern, welche eine bestimmte oder unbest. Quantität angeben, im Nominativ, wenn diese im Nom. stehen; denn für sich steht sie da in keinem Casus, wie auch im Deutschen in: drei Mann, Haupt, Rinder, Lof Roggen, Schock, viel, wenig, etwas Wasser — das Nomen eben nur Name der Gattung ist.

12. Daß die Relativa nicht nominativisch gebraucht wird, thut der aufgestellten Theorie keinen Eintrag, da laut der neueren Grammatik (Ahrens S. 29) jede der drei Formen nur zweien Casen dient, die Relativa aber unbestritten sowohl accusativisch als genit. steht. Einen Nominativ kann sie für den Sing. nicht abgeben, weil sie ursprünglich, wie in dem der Stamm-

sprache näher stehenden dörrptischen Dialecte noch jetzt der Fall ist, zugleich im Plural die Definitiva war und im Plural zugleich als Nominativ zu dienen hatte und im Dörrptischen noch hat. Ist in casu nomin. ein Relativum auszudrücken, so wird im Sing. ütš, d. i. ein quidam, hinzugesetzt; und im Plur. hilft sich die estn., ebenso wie andere Sprachen, mit verschiedenen Pronomen.

13. Eher könnte es gegen die Theorie sprechen, dass im Plur. die Relat. nicht auch accusativisch steht, sondern blos genit., außer wenn sie mit der Indef. gleich ist, was als eine Zufälligkeit nicht zu rechnen ist. Aber für den Plur. giebt es überhaupt eine formale Unterscheidung nur des Definitiven und Indefinitiven, und wird das Relative formal nicht unterschieden, sondern muss die estn. Spr. sich eben so wie andere Sprachen helfen. Dies ist, wenn man will, ein Mangel, eine Unvollkommenheit in einer Sprache, welche, nach der aufgestellten Theorie, das ganz, halb und nicht Bestimmte durch Flexivformen an seinen Nomina unterscheiden wollte. Allein in welcher Sprache gäbe es nicht unvollkommen verfolgte Richtungen, wie mangelhaft urchgeführte Formbildungen! Auch durch mangelnde verschiedene Formen wird jene Unterscheidung oft geschwächt, indem in vielen Nomina die Rel. und Indef., und in vielen andern alle drei Formen gleichlautend sind, — sowie es in allen Sprachen, welche formale Casus haben, gleichlautende Casus giebt und man sich mit ihnen nun schon behelfen muss.

14. Dennoch ist im Estnischen jene dreifache Unterscheidung des Bestimmten herrschend und liegt unabweisbar jenen Formen zum Grunde, die nur nebenher zugleich verschiedentlich in einem und anderem Casus stehen. Das erweist sich vollkommen dadurch, dass 1) alle drei Formen accusativisch gebraucht werden; 2) dass jede derselben zweien Casen oder Verhältnissfällen dient, mit der einzigen eben unter 13. angeführten Ausnahme, dass im Plural die Relat. blos genitivisch gebraucht wird. — Dass im Nevalischen die Definitivform im Sing. accusativisch nicht anders als bei dem Imperativ vorkomme, muss ich dahingestellt lassen. Wenn aber Fählmann auch beim Imperativ die Definitiva Sing. nicht accusativisch gelten lassen, sondern als einen Nominativ erklären will (S. 32) so ist Das offenbar eine gar zu erkünstelte Deutung.

15. Die aufgestellte Theorie hat auch die einzigen echten Grammatiker, Hornung (1695) und Ahrens (1843) ja auch schon einigermaßen Fählmann selbst (durch seine Monographien ebenso um die Förderung der Grammatik verdient), mit dem neueren finnischen Grammatiker, von Becker (1824), für sich. Fählmann's Anführung (S. 26) aus Hornung, mit dem ich, ohne seine fast ganz verschwundene Grammatik zu kennen, zusammengetroffen bin, spricht schon für diese Theorie, wengleich H. den richtig bemerkten Sprachgebrauch nicht zugleich philosophisch auffasste. Denn dass auf die Frage Wen? auch der Wer- und der Weiffall stehen könne, ist in sich widersprechend, also unstatthaft zu sagen.*) Da aber H.'s Zeitgenossen schon Das, was er erfahrungsmäßig ganz richtig aufstellte und practisch anwandte, wegen Stahl's Auctorität so verschmäht, wie Ahrens in Hornung's Ehrenrettung nachgewiesen hat: so würden sie ihn vollends gesteinigt haben, wenn er darauf verfallen wäre, die unpassenden Casusnamen abzuschaffen, was jetzt Ahrens gethan hat. Aber auch Fählmann selbst hat jetzt, nach dem Vorgange v. Becker's, oder im Zusammentreffen mit ihm, bereits dem bisherigen Accusativ den Namen Indefinitus (v. Becker: Infinitivus) gegeben, nur — zugleich, wie Ebenderselbe, den Genitiv (die Relativform) auch als Accusativ aufgeführt.

16. Wenn ich Ahrens nicht folge und die drei Formen nicht Casus Definitivus etc. nenne, sondern bei Forma Definitiva etc. bleibe, so geschieht Das, weil sie, philosophisch genommen, wie gesagt, nicht Casus, nicht Formen für die Beziehungen auf andere Nomina im Satze sind, sondern Bezeichnungen der Bestimmtheit (Beschränktheit oder Allgemeinheit), mit oder in welcher die Nomina, jedes für sich selbst in der Rede stehen. Sie passen auch ebenso wenig nach ihrer Formation, als nach ihrer durch die Benennung angegebenen Bedeutung zu den eigentlichen estnischen Casen. Die Art der Bestimmtheit der

*) Auch Stahl (1637) muss schon erkannt haben, dass Genitiv und Accusativ nicht durchaus, d. h. ganz durchweg in der Sprache, Eins sein können; sonst würde er nicht die Relativform bloß als Accus. aufgestellt und sonderbarerweise den Clativ (seinen zweiten Ablativ) zugleich zum Genitiv gemacht haben.

Dinge an sich bezeichnet die Sprache an den Wörtern selbst durch die Flexur (wo und wie diese sich nach der elementarischen Beschaffenheit derselben anbringen läßt); die Casus dagegen oder die gegenseitigen Verhältnisse oder Beziehungen sofern sie nicht schon durch die bloße Stellung des Wortes in seinen Flexionsformen als Nom., Gen. und Acc. sich von selbst ergeben, bloß durch stabile Suffixe, wovon es nur bei dem Illativ, meinem früheren Ingressiv, Ausnahmen gibt, weil dessen ursprüngliches Suffix *he* (Beiträge Heft 15, S. 34) sich bei der Abschleifung der Sprache in die Indef. oder Relativform vieler Wörter verloren hat. — So zwiefach Verschiedenes zu trennen, scheint mir methodischer.

17. Noch weniger passend scheint mir, daß F ä h l m a n n die eine einzelne Benennung Indefinitus (wie v. Becker im Finnischen: Infinitivus) unter die Casus-Namen ausnimmt. Denn nicht bloß, daß ein Indefinitivus unter Nom., Gen., Acc. ic. als ein nicht hingehöriger Fremdling erscheint, sondern, da jedes Ding einen Gegensatz fordert, um in seiner Wesenheit und Bedeutung voll begriffen zu werden, so steht er isolirt ohne allen Gegensatz da. Da war es doch besser, wenngleich weitläufiger, wie F ä h l m a n n, nach S t r a h l m a n n im Finnischen, ihn einer besonderen unbestimmten Declination zum Grunde legte (im 3. Hefte dieser Verhandlungen), weil selbige eine bestimmte Decl. zum Gegensatz hatte.

Becker's leider schwedisch geschriebene Grammatik mag sonst tiefer in den Bau und Geist der finnischen Sprache eingehen und methodischer sein, als S t r a h l m a n n's Grammatik, wie sie das schon äußerlich in typographischer und schematischer Hinsicht ist (wiewohl auch S t r a h l m a n n sein gutes Practisches hat). Wenn aber F ä h l m a n n in Betreff des vorliegenden Gegenstandes S. 26 sagt: „Auch die Finnen haben eine Zeitlang dieser Uebergangsan sicht gehuldigt (außer S t r a h l m a n n nämlich R e n v a l l, dessen Grammatik von 1840 mir noch nicht zu Gesicht gekommen, und S j ö g r e n in ihren Monographien), wahrscheinlich weil v. Becker durch die Aufstellung seines Casus Infinitivus der Sache genug gethan habe: so glaube ich vielmehr, daß weitere Bearbeitung dieser Materie eine Theorie im Estnischen bleibend machen und auch im Finnischen durchführen werde, auf die schon H o r n u n g's Beobachtung des Sprachgebrauchs vor 150 Jahren hätte leiten sollen, und die jetzt bereits (von A h r e n s) in die estnische Grammatik aufgenommen ist.

18. Den Einwand endlich, daß nach der vorliegenden Theorie die Casus aus einem Satze schwer herauszufinden seien (S. 25), und 2) die Andeutung der Schwierigkeit, welche die Syntar mit ihr haben werde (S. 25. 26.) kann ich zusammenfassen, und brauche beide nur kurz zu berücksichtigen. Die Def. steht im Nomin., wenn sie das Verbum regiert, — im Acc., wenn sie vom Verbum regiert wird, was namentlich auch bei dem vermeintlichen Passiv, dem unpersönlichen Activ, wenn der Gegenstand ein ganz bestimmter ist, der Fall ist. Die Indef. im Nomin. bei einem unpersönlichen intransitiven Verbum; im Acc., wenn sie von einem persönlichen oder unpersönlichen transitiven und transitiv gebrauchten intransitiven Verbum regiert wird. Die Relat. im Gen., wenn sie von einem Nomen regiert wird, das dann immer unmittelbar auf die Rel. folgt; und im Acc., wenn sie vom Verbum regiert wird, da dann kein von ihr abhängiges Nomen auf sie folgt. — Und was 2) die syntactische Schwierigkeit betrifft, so ist solche bei dieser Theorie nicht größer, als wenn die Syntar zu lehren hat, welcher Casus in jedem Falle zu setzen sei, wann der Nom. oder Gen. für den Acc. oder ein Acc. als Nom. stehe! Auch sind schon Vorarbeiten zu der Syntar, selbst von Fählmann, da. Was er für die Syntar seines jetzigen Casus Indefinitus gethan (S. 28–31), läßt sich auch für die Forma Def. und Relat. thun.

19. Schließlich: Unsere gelehrte Gesellschaft hat sich vorgesetzt, jede auch geringste Antiquität, jede auch geringste historische Notiz und besonders auch jedes noch aufzufindende geistige Product des Estenvolkes zu sammeln, um daraus sein früheres Leben und Wesen mehr kennen zu lernen. Nun, seine Sprache ist ein lebendiges Product seines Geistes, und Eigenthümlichkeiten derselben zu klarer Erkenntniß zu fördern, muß uns besonders wichtig sein, da die Kenntniß seiner Sprache zu erweitern auch ein Zweck unserer Gesellschaft ist. Ist es schon überhaupt bei dem Sprachstudium eben das Interessanteste, den so verschiedenen Richtungen und Bildungen, welche der Gesamtgeist eines Volkes, wunderbarerweise ohne Verabredung einer Theorie, für sein Denken und für den Austausch seiner Gedanken genommen und geschaffen hat, nachzugehen: so muß uns auch jede Eigenheit der estnischen Sprache gründlichen Erforschens werth und jeder

reine Fund willkommen sein. Darum habe ich geglaubt, diese nähere Aufklärung zweier der interessantesten unter den vielen Eigenthümlichkeiten dieser Sprache der Gesellschaft und dem weiseren Publicum nicht vorenthalten zu dürfen.

Zweiter Nachtrag.

Rennvall hat zuvörderst, wie v. Becker, den alten Accusativ (meine forma indefinitiva) cas. infinitivus bekannt. — Die Benennung Nominativ hat er gleichfalls „aus der latein. Gramm.“ beibehalten, obgleich er, gewiss ohne meine Theorie gekannt zu haben, S. 51 sagt, dass diese Form hätte Desinitivus heißen sollen. — Also hat auch bei ihm der cas. infin. keinen Gegensatz. — Im Betreff des Genitivs, meiner forma relativa, findet sich zwischen ihm und v. Becker der Unterschied, dass Letzter dieselbe Form zugleich als einen Acc. zum zweiten Male aufgeführt hat, Rennvall aber, die zweimalige Aufführung einer und derselben Form unter verschiedenen Namen nicht passend gefunden und sie blos als Genitiv hingestellt hat, (wahrscheinlich weil diese Form wol, wie im Estnischen auch im Finnischen im Plural bloß den Dienst eines Genitiv leistet,) wodurch bei ihm auch der Nomin. als Subjectivus keinen Accus. als Objectivus zum Gegensatze hat, während doch seine übrigen Casen (über die hier nichts Näheres zu sagen ist) zu Einander meist in natürlichen Gegensätzen stehen und ihre Benennungen ziemlich einander erläutern*) — So geräth man aus einem

*) Wickström, auch, wie Propst Rennvall, schon hingeshieden, nennt die Desinitivform Nominativus und (Accus.) und die Relativa Genit. und (Accus.); der Indefinitiva aber, obgleich ihre Endung ebenso wie die der Relativa eine Veränderung an dem Worte selbst und nicht ein stabiles Suffix ist, hat er, nicht passend, als letztem Suffixcasus ihre Stelle gegeben und sie, wie jeden von diesen nach seinem Suffixe, den a- oder ta-casus genannt, dabei ihre Bedeutung einseitig mit endels (d. i. partial) bezeichnet; wie auch Rennvall S. 42 diesem seinem cas. infinitivus (partial) und dem nominativus (total) beigesezt und in sofern die Bedeutung dieser Formen in einen, aber nur einseitigen, Gegensatz gestellt hat.

Unpassenden ins andere, wenn man nicht der Sache auf den Grund geht. — Es können so wenig beide Benennungen, Gen. und Acc., als nur eine von beiden bleiben, sondern die gemeinsame einige Form fordert eine dritte ganz andere Benennung. Was man von Casusform-Gleichheiten in anderen Sprachen hier gegen für die Aufstellung dieser Form unter zwei Casusnamen anführt, ist gegen diesen estnischen und finnischen Fall, der ohne Ausnahme durch die ganze Sprache geht, Nichts. Auch der, dass im lateinischen Plural der Dativ und Ablativ sich immer gleich sind; denn sie sind das in dem Hauptnumerus, dem Sing. nicht. — (Beiläufig möge hier auch die Bemerkung stehen, dass, wie die estnischen Bestimmtheitsformen in ihrer Bedeutung, so auch die alleinigen wahren Verhältniss- oder Beziehungs-Casen in Betreff ihrer Bildung nicht mit den lateinischen Casen zu vergleichen sind. Denn während diese in den verschiedenen Declinationen gar verschiedene Endungen haben, von denen obenein mehre verschiedenen Casen derselben und verschiedener Declinationen zukommen, werden die estnischen Casen durch der Relativform angehängte scharf unterschiedene stabile Laute gebildet, welche, obgleich nur aus einem oder zwei Consonanten oder aus einer ebenso unselbständigen Sylbe bestehend und darum Suffire genannt, wahre Postpräpositionen sind.) —

Hiermit sei auch dieser Gegenstand finnischen und estnischen Sprachforschern zu geneigter gründlicher Beprüfung empfohlen.

J. F. Sæller.

IV

Die finnischen Wörter für 8 und 9.

Von Dr. A. Hansen.

Herr Tycho Mommsen hat versucht (I. 2. S. 261—263 der Höferschen Zeitschrift), die Nachweisung, daß in dem Worte für 9 in vielen Sprachen der Begriff der Neuheit liege (novem und novus, *ἐννέα* und *νέος* u. s. w.), auch auf die finnischen Sprachen auszudehnen, weil im Lappischen *utke* = neu. Hier verhält sich die Sache aber ganz anders. Die Wörter für acht und neun sind in den finnischen Sprachen auf gleiche Weise gebildet: bei jenem liegt das Wort für 2, bei diesem das für 1 zum Grunde, so daß wir eine ähnliche Bildung wie *duodeviginti*, *undeviginti* vor uns haben. Zwei heißt z. B. im Reval-Estnischen *kaks* Gen. *kahha*, daher acht *kahheksa*; so im Dörpt-Estn. *kats*: *kattesa*; eins dort *üks*, hier *üts*; daher neun *ühheksa* und *üttesa*. Ich habe nicht nöthig, alle die andern Dialekte hier durchzugehen; im Lappischen sind die Formen *kaktse* und *aktse*; im eigentlich Finnischen *kahderan* und *yhderan*. Im Magyarischen ist es anders. — Einen Versuch, die Endung *ksa*, *sa* in obigen *kahheksa*, *ühheksa* u. s. w. als Rest eines Wortes für 10 zu erklären, so daß diese Wörter genau = *duo de decim* und *un de decim* wären, hat *Esjügren* zum Syrjänischen gemacht: *Mém. de l'acad. des sc. d. S. P. 1832 p. 153 159.*

V.

Zu einer neuen Ausgabe Heinrich des Letten.

Von Dr. A. Hansen.

Ich hatte schon vor längerer Zeit die Gesellschaft mit meinen Arbeiten über die *Origines Livoniae* bekannt gemacht und mich erboten sie unter ihren Auspicien neu herauszugeben, als ich die Ankündigung der *Scriptores rerum Livonicarum* erhielt, welche Herr Ed. Franzen erließ, und gleichzeitig die Aufforderung von ihm, mich seinem Unternehmen mit meiner Arbeit anzuschließen. Da die Gesellschaft mich von meiner früheren Verpflichtung dispensirte, so begann ich die Bearbeitung im Sinne der Ankündigung des Herrn Franzen. Sie ist jetzt in allem Wesentlichen fertig und hat versucht, die von dem ersten Herausgeber Gruber gelassenen Lücken in Text und Erklärung auszufüllen, die von ihm angeregten Fragen der Beantwortung näher zu bringen, die Arndtsche Uebersetzung durch eine dem Sinne und der Form nach geläuterte, sich möglichst nahe an das Original haltende zu ersetzen.

Zuerst wird die Frage nach dem Verfasser der *Origines* da wieder aufgenommen, wo Gruber sie vor hundert Jahren gelassen hatte; was er mit sicherem Tacte vermuthet hatte, wird aus einer Stelle, in welcher der öfter genannte Heinrich der Letzte sich als identisch mit dem Verfasser des Buches verräth, gesichert; dabei war es nicht schwer, über den Lebensgang Heinrichs, seinen Bildungsstand, die Gesinnung welche er an den Tag legt, die ganze Anlage und Natur seines Werkes, aus diesem geschöpft, Näheres beizubringen.

In einem Punkte allein hat Gruber seine Meisterschaft nicht bewährt; die Chronologie, genauer die Zählung der Jahre, welche er dem Werke zuschreibt, stimmt weder mit Gruber's eigem Ausgangspuncte, noch mit den Angaben des Werkes völlig überein und wird durch die Berichte gleichzeitiger Geschichtschreiber, besonders aber durch eine Reihe von Urkunden als durchgängig irrig erwiesen. Was z. B. Dahlmann an „dem Livländischen Chronisten“ in diesem Punkte auszusetzen findet, ist nicht Heinrich's sondern Gruber's Fehler: vom dritten bis zum letzten Hauptstücke ist Gruber um ein Jahr hinter der wirklichen Jahreszählung zurückgeblieben.

Dieses Stück schien mir so wichtig, daß ich schon zeitig dem gelehrten Publicum davon Mittheilung zu machen mich gedrungen fühlte. Mein Aufsatz (im Inlande 1846, Nr. 47) weist nach 1) daß Gruber sich geirrt habe 2) wie er dazu gekommen 3) welcher Jahresanfang in Heinrich's Werke gelte 4) wie durch Annahme des 25. März als ersten Tages alle Schwierigkeiten schwinden. Die durchgreifende Wichtigkeit dieses Gegenstandes wird es rechtfertigen, wenn ich dieselbe Abhandlung (hier und da verbessert) auch unsern weiter verbreiteten Verhandlungen hier einverleibe.

Die *Origines Livoniae* zerfallen in 30 Hauptstücke. Das erste erzählt die Geschichte Meinhard's, den Inhalt des zweiten bildet Bertold; die folgenden 28 beschäftigen sich nur mit Albert und sind so getheilt, daß jedes mit der Angabe des Jahres seiner Bischofswürde beginnt, und die Jahre sich ohne Unterbrechung vom ersten bis zum acht und zwanzigsten folgen.

Die erste bestimmte Zeitangabe finden wir beim Tode Bertold's (II, 6.) IX Kal. Aug. (= 24. Juli) 1198. In demselben Jahre noch wird nach III, 1. Albert geweiht. Danach hat Gruber den Hauptstücken die Jahreszahlen übergeschrieben, indem er, die Wahl Albert's in die letzten Monate des J. 1198 setzend, jedes Jahr Albert's an 2 unsrer Jahre knüpfen mußte, z. B. das erste vom Herbst 1198 bis zum Herbst 1199, also das letzterwähnte 28ste von 1225 bis 1226. Vgl. seine Anm. e. zu III, 1.

Nicht lange nach der Nachricht von Bertold's gewaltsamem Tode haben wir II, 10. proxima quadragesima (in den nächsten Fasten), und mit vollem Rechte bemerkt Gruber (Anm. m.): d. h. nach der gewöhnlichen Rechnung im J. 1199. In daselbe

Jahr gehören ebenso auch die ersten Reisen Alberts nach Gotland und Dänemark, die er (nach III. 2. 5) *post consecrationem aestate proxima* macht (im Sommer nach seiner Weihe); eben dahin auch die Rückreise nach Deutschland, sein Erscheinen in Magdeburg zu Weihnachten vor König Philipp um Pilger zu sammeln. Eine Anmerkung hat Gruber hier nicht gemacht, aber in der Ueberschrift der §§. sagt er ausdrücklich zu §. 4: *Magdeburgi plures milites colligit 1199*. Wie kann aber, wenn Weihnacht zu 1199 gehört, der nächste Sommer vorher unter 1198 stehen? Und was ebenso sonderbar ist, wie kann, wenn am Ende des Capitels von Alberts erstem Jahre Weihnacht 1199 ist, das folgende Jahr mit 1199—1200 bezeichnet werden? Wie viel bleibt denn von 1199 nach Weihnacht übrig, da noch dazu das nächste Capitel mit dem Frühlinge beginnt? Doch bezeichnet Gruber das zweite Jahr mit 1199—1200. Und so durch das ganze Werk weiter zählt er bis zum 23ten Jahre = 1225—1226. Die ganze Reihe der Begebenheiten aus der Regierung Alberts ist bei Gruber um ein Jahr zu früh angesetzt.

Dazu kommt ein Versehen des Druckers. Gruber beabsichtigte, die 2 Jahre der Ueberschrift auch in gerader Folge am Rande anzubringen, aber nur die erste erscheint durch je ein ganzes Capitel, und das hat verursacht, daß manche Ereignisse aus Heinrichs Schrift in neuern Büchern selbst um 2 Jahre zu früh angegeben sind.

Ein so gewissenhafter und gelehrter Herausgeber wie Gruber, ohne welchen Heinrich noch bis auf Napier'sky's glückliche Zeiten hätte warten können, muß auch für einen Irrthum Gründe gehabt haben, zumal für einen, der so auf der Hand liegt wie der erwähnte. Und da die Ueberschrift des Cap. III. und die Anm. m. zu Cap. II. zeigen, daß er daran war, ihn zu vermeiden, so muß er bei Durchführung dieser Rechnung Schwierigkeiten gefunden haben, die ihm unüberwindlich schienen, die ihn bewogen, stillschweigend von dem eingeschlagenen Wege abzuweichen und im Frühjahr nach Weihnacht 1199 wieder 1199 zu zählen.

Ihre ich nicht, so läßt sich dieses Schwanken Gruber's aus Heinrich selbst erklären. Hier und da führt Heinrich zu einem Jahre Alberts einmal auch ein Jahr Christi an; geweiht

wurde A. nach ihm 1198, da beginnt also sein erstes Jahr, nun setzt Heinrich zum 7ten Jahre Alberts 1204, zum 13ten 1210, zum 14. 1211, zum 27sten 1224. Hätte nun Gruber das 4te Cap. (das zweite Jahr Alberts) mit 1200 begonnen, so wäre ja das 7te Jahr Alberts nicht 1204, sondern 1205, das 27ste nicht 1224, sondern 1225 u. s. w. Kurz Gruber sah, daß er bei consequenter Durchführung obiger Zählung immer um ein Jahr vor den Jahren, die Heinrich nennt, vorauskam, glaubte sich selbst deshalb im Irrthume, zumal da eine von Heinrich im Winter des 8ten Jahres Alberts erwähnte Sonnenfinsterniß sich bei Godefr. Colon. am 28. Februar 1206 findet, was, wenn man die Zahl der Ueberschrift des Capitels (nicht die falsche am Rande) berücksichtigt, völlig mit Gruber stimmt.

Aus diesen Ursachen, denke ich mir, schloß sich Gruber an die Angaben Heinrichs, ohne die erforderliche Untersuchung anzustellen, von wo ab Heinrich das Jahr Alberts, welches seiner ganzen chronologischen Reihenfolge zum Grunde liegt, und das Jahr Christi, welches gelegentlich vorkommt, rechnete. Nach den oben erwähnten Stellen gedenkt Gruber der laufenden Chronologie nicht wieder, außer durch die einem jeden Capitel übersetzten Jahreszahlen.

Aber wenn Heinrich das Lateranconcil Innocenz III. im 17ten Jahre Alberts mit 1215 bezeichnet (es begann 1. Novbr.) so mußte doch die Frage entstehen, wie kann denn das 7. Jahr mit 1204, das 27ste mit 1224 bezeichnet werden? Und doch thut Heinrich das. Ist das nicht ein entschiedener Widerspruch desselben gegen sich selbst?

Es ist immer dieselbe Differenz von einem Jahre, auf welche wir treffen. Nicht anders geht es, wenn wir von Heinrich ab auf andre Zeugnisse blicken. Da hat, was Gruber in 1205 setzt, das Chron. Sialand. in 1206, ein Ereigniß aus 1216 Grubers erzählt Albertus Stad. 1217, zu dem berühmten Feldzuge Waldemars II. hat Gruber das Jahr 1218, Chron. Sial. und Nicol. chron. ep. Lund. 1219. Nach Grubers Rechnung besucht B. Albert schon im Jahre 1219, spätestens 1220 im Frühjahr Friedrich II. tunc noviter ad Imperium sublimatum. Und doch wurde Friedrich erst 22. Novbr. 1220 gekrönt (Böhmer regesta s. h. a.) Und was vor allem laut

spricht, das sind die Urkunden des päpstlichen Legaten, welche der Index corp. hist. dipl. Liv. unter Nr. 3287, 20, 21, 23 bis 28, 253, 3289 aufführt, besonders die vom März bis zum Mai (also am Anfange des Jahres) aus Riga und Dünamünde, wo Gruber in der Ueberschrift und am Rande wieder 1225, die Urkunden selbst aber 1226 haben.*) Also wieder die Differenz eines Jahres.

In dem 24sten Jahre Alberts, welches Gruber = 1221 bis 1222 setzt, gegen das Ende, in unserm neuen Jahre, also nach Grubers Ansicht 1222, hat Heinrich einen 4ten Sonntag nach Epiphaniäs, und das Evangelium des Tages (ascendente Ihesu in naviculam ecce! motus magnus u. s. w.; Da Jesus in das Schiff stieg u. s. w. Matth. 8, 23. ff.,) welches er zuzügt, ist Bürge, daß wir an der Zahl nicht zu ändern haben. In obigem Jahre 1222 nun war Ostern den 3. April, war der 30. Januar schon Sonntag Septuages., folglich gab es im J. 1222 keinen 4ten Sonntag nach Epiphaniäs. Aber wohl im J. 1223, wohin nach obigen Erörterungen das Cap. gehört. In diesem Jahre war Ostern den 23. April, also Sonntag Septuages. den 19. Februar, demnach bis zu dem Freitage, auf welchen Epiphaniäs fiel, mehr Sonntage als wir brauchen (12. 5. Febr. 29. 22. 15. 8. Januar), von denen also der am 29. Jan. der hier bezeichne 4te Sonntag ist.

Auch von dieser Seite werden wir getrieben anzuerkennen, daß Gruber die Begebenheiten in Heinrichs Werke um ein Jahr zu früh angesetzt hat.

Aber man glaube nicht, daß damit die Sache abgemacht sei; wir bemerkten schon, daß 4 Jahresangaben Heinrichs nach Christi Geburt doch mit Grubers falscher Rechnung stimmen, und dazu die Sonnenfinsterniß (28. Febr.) 1206.

Auffallend ist dabei freilich, daß diese Sonnenfinsterniß, trotz Godefr. Colon., in den Verzeichnissen der Finsternisse im Jahre 1207 am 28. Febr. steht, also auch ein Jahr später.

Und während Gruber die Weihe Alberts zum Bischofe in den letzten Theil unsres Jahres setzt, und danach die Capitel Heinrichs auf je zwei Jahre, vom Herbste bis zum Herbste, ver-

*) Vgl. Monum. Liv. tom. IV. p. CXLI. Nr. 5—15.

theilt, wie kommt es, müssen wir fragen, daß Heinrich sogleich das erste Jahr Alberts bis Weihnacht führt, und wo irgend sichere Zeitbestimmungen gegeben sind, die Capitel mit der Frühlingschiffahrt beginnt? Woher also die Sicherheit Grubers, daß Albert in den letzten Monaten des Jahres 1198 gewählt ward, anders als aus Heinrich selbst? der Bertold Ende Juli 1198 sterben und Albert noch im Jahre 1198 weihen läßt. Aber die ganze Vertheilung der Jahreszeiten auf die Capitel ist dagegen.

Also auch in dem Punkte kann ich Gruber nicht bestimmen: die Capitelanfänge weisen durchaus für den Anfang des Jahres Alberts nicht auf die letzten, sondern auf die ersten Monate unsrer Jahresrechnung. Und das um so mehr, da H. das Capitel des 8ten Jahres mit den genauern Worten: *anno octavo inchoante*, und das Capitel des 14ten Jahres mit *antistitis anni initium decimi quarti* eröffnet, während es sonst ohne weiteres heißt: *anno* . Viele die Weihe Alberts auch erst in die letzten zwei Wochen unsres Jahres, so müßten die Capitel um Weihnacht anfangen und schließen: aber so oft auch Weihnacht erwähnt wird, das ist nicht ein einziges Mal der Fall.

Unser Jahresanfang vom 1. Jan. ist noch nicht seit lange so verbreitet wie jetzt. Heinrich nimmt nie Rücksicht auf ihn, selbst wo wir ihn nach Weihnacht fast Tag für Tag begleiten können, wie am Ende des 13ten Jahres Alb. Cap. 15. Eben so wenig tritt Weihnacht in dieser Beziehung hervor. Ein sehr gewöhnlicher Jahresanfang war aber der 25. März (Mariä Verkündigung *incarnatio, conceptio*), und nehmen wir den für Heinrich an, so sind wir auf dem Reinen mit jener Sonnenfinsterniß wie mit den übrigen Daten. Beginnt Heinrich das Jahr Chr. mit 25. März, so gehören fast drei Monate unsres Jahres bei ihm noch zu dem vorhergehenden, wir schreiben schon 1199, 1205, 1207, 1211, 1212, 1225, während Heinrich noch fast 3 Monate in 1198, 1204, 1206, 1210, 1211, 1224 zählt; z. B. die Sonnenfinsterniß vom Winter 1206 nach Heinr. (28. Febr. Godefr. Colon.) ist nach unsrer Rechnung 28. Febr 1207, wohin die astronom. Verzeichnisse sie setzen; eben so erhalten die Kaiserkrönung, die Abreise Wilhelms von Modena dieselbe Stelle welche ihnen anderswoher gesichert ist.

Wenn nun die Weihe Alberts zum B. ebenfalls in die Zeit zwischen dem 1. Jan. und 25. März fällt, so gehört sie nach Heinrich ebenfalls noch zum Jahre 1198, nach unsrer Zählungsweise schon in 1199. Am schlagendsten sind die erwähnten Stellen C. 10 und 16, wo ausdrücklich das Capitel als im Anfange des Jahres Alberts beginnend bezeichnet wird. Von selbst versteht sich dann, daß ein Ereigniß aus dem Theile des Jahres vom 25. März bis 31. Decbr. bei Heinrich und uns die gleiche Zahl haben muß, wie das Conc. Later. (C. 19.) 1215 (1 Nov.) bestätigt.

Man wird mir zugeben, daß die Sache sich so verhalte. Aber verhehlen will ich nicht, daß doch noch einige Fragen zu lösen bleiben. Wir haben die Weihe Alberts aus dem Ende unsres Jahres 1198 in den Anfang unsres Jahres 1199 gerückt, genaueres aber festzusetzen bietet Heinrich die Mittel nicht. Ich nehme den Februar an, da sie nach obigen Erörterungen noch vor den 25. März, als Heinrichs Jahresanfang, fallen mußte. Hier und da schließt wohl ein Capitel bei Abwesenheit Alberts mitten in einer Unternehmung im Winter, was uns glauben machen muß, daß ein chronologisches Datum ihn zu der Unterbrechung trieb, z. B. die erste Eroberung Fellins J. Alb. 12 und 13 — C. 14 und 15 u. das Unternehmen gegen Kokenhusen Cap 11. und 12. Wäre das öfter so, so könnten wir vielleicht bis auf eine Woche genau den Zeitpunkt bestimmen, mit welchem das erste Jahr Alberts begann.

Ferner während Heinrich zwar in der Regel seine Abschnitte um Ostern, öfter vor als nach, anfängt, ohne daß wir freilich einen Monatstag daraus entnehmen könnten oder ein Fest als sichere Gränze, ist dennoch auch hierin einige Willkür ersichtlich. Wenigstens scheint es so, wenn denn doch einmal auch ein Jahrescapitel circa quadragesimam (um die Fasten) anfängt oder mitten im Winter wie C. 9 und 15.

Indeß läßt sich zur Erklärung einiges sagen. Die Kriegszüge in unsern Landschaften wurden der damals noch weiter ausgebreiteten Sümpfe und Seen wegen im Winter, zuweilen auch im Sommer gemacht. Heinrichs Erzählung liefert den Beweis, er macht selbst darauf aufmerksam Cap. 9, 1. circa quadragesimam, quo magis illae gentes suas exercere solent expeditiones; 10, 14. eo quod via illo autumnali tempore non esset,

per quam Letthones venire possent. 29, 7. post festum Epiphaniae, cum propter nives et gelu via sit in frigidis terris illis melior ad eundum. Vgl. 23, 8. post festum nativitatis Dni. expeditionem indicunt contra gentem in Mesothem; sed a ventis australibus et pluviosis impediuntur. Da nun Kriegs- und Raubzüge den Hauptinhalt von Heinrichs Werke bilden, so ist wohl zu erklären, warum die Begebenheiten von Weihnachten bis gegen die Mitte des März sich drängen, während die nächstvoraufliegende und die nächstfolgende Zeit, ehe „Schnee die Erde bedeckt und Eis die Wellen, und die Oberfläche des Abgrundes fest wird und die Wasser hart werden in Eisland wie Steine, und wird Eis und der Weg ist besser auf dem Wasser als auf dem Lande“ (XXX. 3.), und wenn das Eis wieder aufgeht oder aufzugehen drohet, besonders arm sein müssen an Begebenheiten. Also von der Mitte des März bis gegen Ostern ist wenig oder sehr selten etwas zu erzählen. Daher kommt es, daß das erste Ereigniß, welches Heinrich in seinen Capiteln berichtet, in der Regel die Ankunft der Frühlingschiffe in der Düna ist, mit denen neue Pilger, meist auch Bischof Albert, ankommen, und die Abfahrt derer, die ihr Jahr ausgedient. So finden wir es in den meisten Hauptstücken: 4—8, 11—14, 16—23, 25, 27, 28, 30. Die ersten drei haben wir ihres Inhalts wegen hier bei Seite zu lassen; von den andern hier nicht genannten Hauptstücken enthalten 24, 26, 29 überhaupt bis tief hinein keine Zeitbestimmungen, die wir so ohne Weiteres hinstellen könnten; im 10ten Capitel ist zwar §. 2 sogleich von der Abreise der Pilger des vorigen Jahres die Rede, aber es geht doch schon eine Sendung nach Pologz voraus, und daß der Bischof von dort Nachricht erhalten: was den Anfang des Capitels immer um einige Wochen vor die Eröffnung der Frühlingschiffahrt zurückschieben muß. Aber wir sehen nicht, wie weit.

In 21 Capiteln also gegen 23, die in Betracht kommen können von den 30 des Werkes, finden wir einen regelmäßigen Anfang mit der Eröffnung der Frühlingschiffahrt, welche auch Albert zurück, oder nach Deutschland wegführt. Aber diese zwei beginnen ungewöhnlich früh. Es sind Capitel 9 und 15.

Cap. 9 beginnt wörtlich Anno VII. pontificatus Epi. Alberti, qui erat Dni. 1204, circa quadragesimam.

Cap. 15 hat zu Anfange keine so bestimmte Zeitangabe, als daß noch Eis und Schnee war. Allein da das vorhergehende Capitel mitten in der Unternehmung gegen Fellin schließt und mit der Ausführung derselben das neue beginnt, so ist zwischen 14 und 15 keine Unterbrechung, die Zeitbestimmungen dort müssen hier ausbessern und können es, da sie reichlich vorhanden sind, und da im Anfange des neuen Capitels nach der Eroberung Fellins *post hoc in paschali solemnitate* gesagt wird. Die vorausgehenden Zeitangaben sind Weihnacht und rauher Winter, die Berufung der Liven zu einem Raubzuge nach Estland in die Strandgegenden; der Feldzug wird glücklich beendigt, *quarto* die gemächliche Rückkehr nach Livland. Nun folgen zwei Zeitbestimmungen, die bei Heinrich nicht wieder vorkommen und unerklärt sind, denn die chronologischen Bücher und auch Ducange geben keine genügende Auskunft. Nämlich *sequenti lunatione* neue Versammlung der Rigis. mit Liven und Letten am Astigerwe, Flucht eines Estenheeres, Rückzug der Christen vor einem neuen Estenheere, welches Metsepole ausplündert, aber vor den sich sammelnden Christen wieder heimzieht. *Tertia lunatione* bereiten sich die Rigischen zur Belagerung Fellins, ziehen nach Saccala. Das Capitel schließt hier, das neue erzählt die Ankunft der Christen vor Fellin. Eroberung in etwa sechs Tagen, während noch Eis und Schnee ist.

Ein Gewicht haben wir hier auf die genaue Festsetzung der Bedeutung dieses Wortes nicht zu legen. Wir können uns mit dem allgemeinen Eindrucke begnügen, daß etliche Wochen nach Weihnacht noch im Winter das Jahr schließt, noch einige Zeit vor Ostern Fellin erobert wird. Dazu kommt, daß eine Sendung des Bischofs über Preußen kommt, auf dem Landwege, also ehe die Schifffahrt eröffnet ist; er selbst folgt sogleich, offenbar gleich nach Ostern, da die Kaufleute, statt zu Ostern nach Gotland abzusegeln, ihn und die Pilger noch erwarten. Und hier wiederholt Heinrich im Capitel die sonst nur zu Anfange eines solchen gebräuchliche Bemerkung, *annus erat praesulis XIII.*

So auffallend diese Sorgfalt unseres Verf. hier ist, eben so ungewöhnlich wird man die obigen zwei Angaben der Jahre nach Christi Geb. finden. Von den höchst sparsamen Jahres-

bezeichnungen dieser Art finden sich 2 grade bei Jahren, deren Anfang sich als eine chronologische Merkwürdigkeit auswies. Sollte das Zufall sein, Willkür Heinrichs, grade zu diesen zwei Capiteln, welche nicht wie die übrigen mit der Frühlingsschiffahrt, sondern im Winter beginnen, deren zweites sogar bei der Ankunft des Bischofs das schon angegebene Jahr seiner Weihe wiederholt, grade zu diesen Capiteln das Jahr Christi zu notiren? Denn mit den drei übrigen ist es doch anders. Daß er 3, 1. das Jahr (1198) nennt, in welchem Albert geweiht ward, hat in der Wichtigkeit dieses Ereignisses eben sowohl seinen Grund, wie Cap. 19 in der Mitte die Bemerkung zu dem Conc. Later., welches ja die ganze Christenheit des Morgens und Abendlandes in Bewegung setzte. Dagegen tritt die Bezeichnung Cap. 29, 2 wieder in die Reihe obiger Bezeichnungen; auch dieses Capitel ist bis zum Herbst ganz ohne chronologische Bestimmungen und beginnt dafür nach etlichen allgemeinen Angaben, die §. 1 enthält, im §. 2 mit den Worten eod. anno, qui fuit a Chr. n. 1224. Nur eine Jahreszahl bleibt übrig, die sich auf den ersten Blick nicht so einordnen lassen will: Capitel 16. beginnt: Annus erat Dnicae. incarnationis 1211, sed antistitis initium decimi quarti, de cuius adventu cum peregrinis gaudebat ecclesia Livoniensis. Wir haben hier die gewöhnliche Anfangsweise eines Capitels, die Ankunft der Frühlingschiffe mit den Pilgern und dem Bischofe und doch daneben ein Jahr nach Christi Geb.

Aber gerade dieser Capitelanfang wird uns weiter führen. Es ist nicht ganz die gewöhnliche Weise: anno oder annus erat, sondern antistitis initium XIV Eine ähnliche Bezeichnung findet sich nur noch Cap. 10, 1. anno octavo inchoante. Im Beginn dieses Capitels war der Bischof in Riga (vgl. §. 2.) und sandte eine Botschaft nach Plozk: so hatte Heinrich schon vor der Eröffnung der Frühlingsschiffahrt etwas zu erzählen, was dem Anfange des Jahres seines Bischofs dadurch näher kam als die gewöhnlichen ersten Begebenheiten eines Cap.

Und daß es sich mit initium XIVti grade so verhalte, können wir erweisen. Einmal fiel Ostern in dem entsprechenden Jahre 1212 besonders früh (am 25. März). Und etwas anderes muß dazu gekommen sein, ein früher Eisgang nämlich und damit eine frühe Eröffnung der Schiffahrt; denn ganz unge-

wöhnlich läßt Heinrich am Schlusse des vorhergehenden Capitels **13 §. 12** die Pilger von Riga abreisen: *post hoc, resoluta glacie maris et Dunae reversi sunt in Teutonium Episc. Werdensis et Episc. Pathelbornensis cum peregrinis suis.*

So sehen wir, daß die seltenen Bezeichnungen *anno Epi. inchoante* und *anni Epi. initium* an den zwei Stellen, wo sie sich finden, nicht zufällig sind, sondern mit andern Seltenheiten, namentlich jedesmal mit einem besonders frühen Anfange eines Capitels zusammentreffen. Das führt uns zum Ziele: die Angabe des Jahres nach Christi Geb. will, wo sie vorkommt, eben sagen, daß die zuerst erzählten Ereignisse noch einem Jahre Christi angehören, dessen Haupttheil in dem jedesmal vorausgehenden Hauptstücke schon erzählt ist; es liegt darin eine Warnung für den Leser, daß er sich im Beginne des neuen Capitels noch nicht in ein neues Jahr n. Chr. (nach Heinrichs Rechnung vom 25. März) versetzen soll.

Dagegen, wenn die Pilger wegen späten Eisganges später aus der Düna fahren als gewöhnlich, kann es kommen, daß wir Ostern auch am Ende eines Capitels finden. *Cap. 24 §. 7* macht er selbst aufmerksam, indem er zu *post pascha* jetzt *sequenti anno*. *Cap. 18* könnten wir *§. 8*, da er ganz unzusammenhängend steht, wegen Palmsonntags u. Ostern als eine nachträgliche Anekdote ansehen und ebenso den folgenden Schlußparagraph, in welchem die Düna bei Gericke offen erscheint, aber durch Vergleich mit den *§§. 3 u. 4* werden wir doch veranlaßt, die Ordnung der Erzählung auch als die chronologische anzuerkennen u. zuzugestehen, daß Heinrich sich einmal an den Ablauf eines Jahres nicht gekehrt hat. Das ist bei diesem ganz ohne Zusammenhang mit dem nächst Erzählten weniger zu entschuldigen, als *Cap. 19. §. 10* und *Cap. 11. §. 8*, wo er den Zusammenhang der Sachen nicht durch die zwischenliegenden Ereignisse unterbrechen wollte, die er dann nachholte.

Indeß geben wir Gruber zu viel zu, wenn wir jedes Capitel gerade ein Jahr des Bischofs umfassen lassen. Die obigen Nachweisungen ergaben schon, daß Heinrich es damit so genau nicht nimmt, wie Grubers Ueberschriften voraussetzen. Denn da Heinrich nur im Anfange zweier Hauptstücke ausdrücklich bemerkt, daß er mit dem Anfange der entsprechenden Jahre des

Bischofs beginne, so müssen wir ihm, wo er das nicht thut, sondern bloß anno Episc., annus iam erat u. dgl. setzt, doch wohl zugestehen, daß er das Capital nach seiner Bequemlichkeit schließe und ein neues anfangt, daß er am Schlusse eines Capitels erzähle, was bei streng genommenem Anfange des Jahres Alberts in das folgende gehören würde. Wer kann aber jedesmal nachweisen, warum Jemanden etwas bequem ist oder unbequem? Denn da die Ankunft der Pilger, insbesondere des Bischofs, die Bedingung des Bestehens der Kirche und der deutschen Stiftungen im Lande, das große Ereigniß in jedem neuen Jahre war, von welchem zunächst auch die kriegerischen Unternehmungen des Jahres abhängen, so erinnert ihn diese in der Regel erst daran, daß ein solches schon begonnen, daß er seine Gränze überschritten hat.

Soviel bleibt demnach fest, daß 1) eben durch dieses wichtige jährlich wiederkehrende Frühlingsereigniß ein sehr regelmäßiger Capitelfang gebildet wird, denn nicht ein einzigesmal steht die Ankunft der Frühlingspilger und Alberts (vergl. Cap. 11. §. 9 und Cap. 12 §. 1.) am Ende eines Capitels; (selbst nicht Cap. 15 §. 12, wo doch die Abreise derselben von Livland erzählt ist; die Ankunft der neuen steht erst Cap. 16. §. 1), 2) daß dieser Capitelfang ziemlich zusammentraf mit der Zeit, in welcher Albert zum Bischof geweiht war, daß daher 3) die Weihe nicht mit Gruber in das Spätjahr unserer Rechnung gesetzt werden könne, zumal da Heinrich an den zwei Stellen, an welchen er entschieden früher anfängt, diesen Zeitpunkt in den Fasten und im Winter, und an den zwei Stellen, wo er vom Anfange des Jahres des Bischofs spricht, kurz vor Eröffnung der Schifffahrt hat, endlich, daß 4) hiemit und mit der Anerkennung des 25. März als Jahresanfang nach Christo und in Heinrichs Zählung alle Schwierigkeiten wegfallen, sich in eben so viele Proben für die Richtigkeit unserer Annahme verwandeln. *)

*) Nur beiläufig bemerke ich, das Heinrich sein Jahr Christi meistens so nennt, wie es nach dem Anfangstage (dies incarnationis. Brindmeier S. 13 ob.) heißen mußte: anno incarnationis Dominicae 1210. annus erat Dominicae incarnationis 1211. anno Dominicae incarnationis 1215. Sonst heißt es einmal a Christo nato 1224. und anno VII. Pontificis, qui erat Domini 1204. Gewicht kann ich darauf nicht legen, weil bei Du Cange s. v. annus diese Bezeichnung auch für andere Jahresanfänge vorkommt Vgl. Brindmeier S. 14 unt.

Damit aber müssen wir uns begnügen. Einen Tag für die Weihe Alberts festzusetzen, hat Heinrich uns die Mittel nicht geliefert. Nur so viel ergibt sich aus obigem, daß sie nicht weit vor dem Ende des Jahres n. Chr. liegen kann, wie Heinrich es rechnet, d. h. nicht viel nach dem Anfange unsres Jahres, frühestens also in den letzten Wochen des Februar, spätestens in den ersten Wochen des März. Die Hauptprobe dieser neuen Rechnungsart, eine Uebersicht der Ereignisse, welche Heinrich erzählt, nebst genauer Zusammenstellung darauf bezüglicher Data aus ihm und den sonst sicheren Quellen, gebe ich auf den folgenden Seiten. Das erste Jahr Alberts beginnt nun gegen Ende des Winters 1199, die Gründung Riga's fällt in den Sommer 1201, *) die Eroberung Dorpat's in den Spätsommer 1224, der päpstl. Legat reiste im Frühjahr 1226 ab, Ösel ward im Anfange Februars 1227 erobert. Das ist das letzte Ereigniß, welches Heinrich berichtet. Natürlich stehen alle diese Begebenheiten bei Gruber 1 Jahr früher, die letztere hat am Rande 1225 neben sich.

Grubers Verdienste sind zu groß, als daß Jemand einfallen könnte, sie zu schmälern. Aus Achtung vor ihm habe ich mir so schwer gemacht.

*) Unabhängig von der Hauptfrage ist die Bestimmung einiger Angaben im 6ten Cap. (4. J. Alberts), und darunter die Stiftung der Schwertbrüder. In diesem Jahre hatte Alberts Bruder Engelbert die ersten Bürger nach Riga geführt und die Brüder vom Stifte der h. Jungfrau in Riga wählten ihn zu ihrem Propste. Das veranlaßt Heinrich, die Gründung des Stiftes in Uerküll durch Meinhard zu erwähnen und zu bemerken, daß es von Albert tertio suae consecrationis anno nach Riga verfest sei. Unmittelbar daran schließt sich die Stiftung des Klosters in Dünamünde, die Ernennung Theodorichs zum Abte desselben und eodem tempore — Albertus cum abbate fratre Theodorico — fratres quosdam militiae Christi instituit. Ich würde kein Bedenken tragen, diese Stiftung ins 4. Jahr Alberts zu setzen, eodem tempore also auf den Anfang des Capitels, nicht auf die aus dem 3. Jahre nachgeholte Verlegung des Stiftes zu beziehen. Aber eine Schwierigkeit ist dabei: es heißt Albertus cum abbate fratre Theodorico. Sie waren also zusammen; folglich, da Albert eben nach Deutschland abgereist war, beide im Auslande. Auch Theodorich war draußen? Abgereist wirklich im 2. Jahr Alberts. (IV. 6), aber er scheint mit Engelbert zurückgekommen zu sein (VI. 1.) und reiset sicher (VII. 5. mit Gaupe) aus Livland nach Deutschland und Italien. Ich überlasse dem Leser, die Folgen zu suchen und die Schwierigkeit zu lösen.

Meinard.

XXIX. § 9. per annos LXVII. praeteritos, ex quibus *primo inventus est a mercatoribus Bremensibus portus Livonicus.*

XXIX. § 1. in securitate magna, quam ad quadraginta annos ante aperte non habebant, eo quod Lettones et aliae gentes tam ante praedicationem verbi quam post baptismum eorum nunquam dederunt eis requiem et securitatem.

I. § 5. proxima hieme verheeren Litauer Livland.

§ 6. aestate proxima wird die Burg Uerfüll erbauet. eo tempore vergeblicher Angriff der Semgallen.

§ 7. Auch die von Holm begehren eine Burg.

§ 8. Inter duorum praedictorum castrorum constructionem Meinard von dem Bremer B. Hartwich zum Bischofe geweihet.

§ 10. Sonnenfinsterniß in die Joannis Baptistae.

§ 11. Die Schiffe wollen in Pascha nach Gotland; Meinard läßt sich bewegen, zu bleiben, sendet Theoderich nach Rom.

§ 12. Kreuzpredigt.

§ 13. Schon früher Feldzug cum Duce Sueciae Theutonice et Gothis.

§ 14. Meinard stirbt.

Berthold.

II. § 1. Berthold macht, anfangs Schwierigkeiten, kommt dann ohne Heer nach Holm; kehrt um; erhält päpstliche Vollmacht, kommt mit Kreuzfahrern;

§ 6. Berthold fällt IX. Kal. Aug. 1198. — Stillstand.

§ 9. mense peracto Friedensbruch von Seite der Liven.

§ 10. proxima quadragesima Beschluß der Liven, jeden Geistlichen, der post Pascha bleibe, zu tödten; sie reisen.

Ab. J. 1.

Albert.

III. § 1. Anno Domini 1198 Albert zum Bischofe geweihet.

§ 2. aestate proxima post consecrationem Albert nach Gotland und über Dänemark zurück nach Deutschland.

Jahre Chr. b. Heinr.	Fremde Zeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
..		1224 od. 1252 -67=1157.8	1226 - 67 = 1159
..		1224 - 40 = 1184	1226 - 40 = 1186
..			Winter.
..			Sommer.
..	a. 1191 mense Junio. Godefr. Colon. 1191. 23. Juni bei Brinckmeier.		
	(Grabchrift l. 8 not. k.)	(1196)	(1196)
			(1197)
1198		1198	21. Juli 1198
..		1199	1199. Fasten.
..			Frühjahr.
1198		1198 Ende	1199. Anfang.
..			Sommer.

Capitel und Alberts Jahr.	Heinrichs Zeitangaben nebst den zugehörigen Begebenheiten.
§ 4.	in natali Domini Albert in Magdeburg vor König Philipp.
Ab. J. 2.	
IV. § 1.	Albert mit Pilgern in Begleitung von 23 Schiffen nach Livland. Kämpfe mit den Liven — segetes Livonum verbrannt — Frieden; Geiseln; Rückreise; Theoderich zu Innocenz.
§ 4.	
3.	
V. § 1.	Alberts Rückkehr nach Livland mit Pilgern. eadem aestate Riga zu bauen angefangen. Das Stift von Uexküll nach Riga.
VI. § 4.	
V. § 4.	hieme subsequenti wollen die Litauer Semgallen angreifen.
4.	
VI. § 1. 2.	Albert nach Deutschland; sein Bruder Engelbert mit den ersten Bürgern in Riga, Propst, — Cisterzienserkloster Dünamünde; Theoderich Abt. — eodem tempore Stiftung der Schwerdtbrüder*).
§ 3. 5.	
§ 6.	deinde verbrennen die Semgallen die Kirche in Holm.
§ 7.	
5.	
VII. § 1. 2.	Alberts Rückkehr. Treffen mit estnischen Seeräubern unterwegs. — Die befreiten Gefangenen an EB. Andreas von Lund gesandt.
§ 3.	
§ 5.	post haec Br. Theoderich mit Caupo zu Innocenz III.
§ 7.	eadem aestate der König von Pologz vor Uexküll,
§ 8.	der von Gericke bis Riga.
6.	
VIII. § 1.	Albert nach Deutschland. Litauer u. Liven vor Riga.
§ 2.	hyeme instante Rückreise der Pilger qui iam seculo remanserant annuo. Abfahrt ante nativitatem b. Mariae virginis; begegnen Theoderich und Caupo; werden nach Estland verschlagen; kommen in vigilia Andreae Apostoli nach Wisby, ihr Schiff friert ein.
§ 3.	
§ 4.	
§ 7.	
7.	
IX. § 1.	circa quadragesimam 1204, quo magis illae gentes suas exercere solent expeditiones 2000
§. 2. 3.	Litauer nach Estland an Riga vorbei; post dies non multos Westhard, der Semgalle, und die Rigischen lauern ihnen auf dem Rückwege auf, nimia profunditas nivis, tödten 1200.
§ 6.	Albert mit seinem Bruder Rothmar nach Riga.

*) Siehe die Anmerk. auf S. 59.

Jahre Chr. b. Heinr.	Fremde Zeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
	(Urkunde bei Böhmer Regesten.)	1199.	Weihnacht.
		1199—1200.	1200 (Frühling.)
			Sommer. Herbst?
		1200—1201	1201. Frühling. Sommer.
			Winter.
		1201—1202	1202. (Frühling.)
			(Winter?)
		1202—1203	1203.
			Sommer.
		1203—1204	1204.
			gegen den Winter.
			vor 8. September.
			30. November.
1204		1204—1205	1205. Fastenzeit.
			noch Winter. offenes Meer.

- § 8. Cistercienserkloster in Dünamünde; Theoderich Abt. (Schon VI. 5.)
- § 9 — 11. Zug die Duna hinauf bis nahe Kokenhusen; Konrad besetzt Uerküll; seine Leute mähen segetes Livonum iam maturas;
- § 12. brevi transacto tempore werden sie dabei überfallen.
- § 14. Eadem hyeme ludus prophetarum Rigae.
- Ab. J. s.
- X. § 1. Anno octavo inchoante Abt Theoderich nach Plozk; aber auch Liven sind da; allgemeine Versammlung in Livland berufen ad III. Kal. Jul. an den Fluß Bogene; Albert bleibt weg; seine Anhänger zu Tode gequält; Empörung der Holmschen; die Deutschen greifen Holm an die XV post Pentecosten.
- § 3. post haec Zug gegen Gaupos Schloß.
- § 7. post haec Albert nach Deutschland.
- § 10. post haec Bladimir von Plozk zu Schiffe gegen Riga und nach Hause.
- § 11. eodem tempore der König von Dänemark in Defel; kehrt heim; C. B. Andreas und B. Nicolaus nach Riga, wo sie totam hyemem mit gottseligen Betrachtungen u. s. w. hinbringen. Auf des C. B. Rath
- § 12. Priester ausgesandt — autumnali tempore —
- § 14. Einführung der Advocatia.
- § 15. eadem hyeme Sonnenfinsterniß.
- § 16. Albrecht bereist Niederdeutschland; besucht K. Philipp.
- § 17.
- D.
- XI. § 1. C. B. Andreas in d. palmarum nach Gothland; ist ad pascha zu Hause. Albert aus Deutschland zurück nach Riga in Pentecoste.
- § 3. Theilung des Livenlandes zwischen Bischof u. Orden.
- § 5. Raubzug der Littauer: in vigilia nativitatis Domini vor Treiden — in ipso die nativitatis in Subbesel — Rückzug; Niederlage an der Duna.
- § 6. Danach Angriff auf Selburg.
- § 7. eodem tempore Alobrand in Ungarnien, gewinnt auf dem Rückwege die Letten an der Ymer.
- § 8. in hoc tempore der K. v. Kokenhusen gefangen; nach Riga gebracht; feiert Oftern mit dem Bischofe, begleitet ihn nach Dünamünde; wird entlassen; treulos; flieht nach Rußland; Albert läßt 300 Pilger zurück.

Jahre Chr. b. Heinr.	Fremde Zeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
			Sommer.
		1205—1206	1206 im Anfange. 29. Juni (muß heißen Mai.) (Pfingstsonnt. 31. Mai, also :) 4. od. 5. Juni.
	Chron. Sialand. a. 1206.		
	Matth. a. 1207. (Gr. not. o.)		Winter auf 1207. Herbst 1206.
	Godefr. Col. 1206. 28. Febr. Brinckmeier 1207. 28. Febr.		1207. 28. Febr.
		1206—1207	Palmf. 15. April. Ostern 22. April. Pfingsten 10. Juni. Weihnachtabend. Weihnachtstag.
			1208 (gleich n. Neuj.)
			Ostern 6. April.

J. Alb. 10.

XII. § 1.

§ 2.

§ 3.

§ 8.

Albert nach Deutschland. — Kopenhufen verbrannt; Zug nach Litauen mit Westhard; Regengüsse; Unfälle; eodem tempore neue Pilger.
Gesandtschaft der Lettenältesten nach Ungarnien; Raubzug bis Odenpäh; Rache der Ungarnier — gelu maximum; dominica Gaudete. — Stillstand auf 1 Jahr.

11.

XIII. § 1.

§ 2.

§ 3.

§ 4.

§ 5.

Albert zurück mit Pilgern; Kopenhufen besetzt; Wigbert ermordet den Meister Vinno; Bolquin Nachfolger.
eodem anno stirbt Engelbert. Johannes Nachfolger.
Cum iam dies autumnales appropinquarent Zug gegen Gericke; Eroberung; ein Vasall.
Der Ordensbruder Bertold von Wenden post haec in Ungarnien nach Ablauf des Stillstandes.

12.

XIV. § 1.

§ 2.

§ 4.

§ 5.

§ 6.

§ 7. 8.

§ 9.

§ 10.

Albert auf dem Rückwege nach Deutschland leidet durch kurische Seeräuber (nach einigen Jahren gestraft. § 3.).
eodem tempore Russen von Pskow vor Odenpäh.
Albert nach Deutschland, gewinnt 3 Bischöfe für das folgende Jahr.
Angriff der Kuren auf Riga. Rettung die 6. Margarethae.
post haec erobert Bertold Odenpäh.
Rudolf von Sericho auf dem Wege nach Plozk findet Esten vor Wenden; Kampf an der Ymer. Arnold nach Plozk.
adveniente nativitate Dominicae solennitate et hyemis asperitate invalescente Aufruf zu einem Rache- und Raubzuge gegen die Esten — Zug — glacies maris — langsamer Rückzug.
— sequenti lunatione neuer Raubzug.
— tertia lunatione Vorbereitungen zur Belagerung Fellins.

13.

XV. § 1.

Anno incarnationis Dominicae 1210, Praesulis Alberti XIII. erste Belagerung und Eroberung von Fellin — ignis a Livonibus et Letthis glacie et nive extinguitur.
— post haec in paschali solennitate verschieben die Kaufleute die Abfahrt nach Gotland bis zur Ankunft der Pilger. Alg. Angriff auf Livland.

Jahre Chr. b. Heinr.	Fremde Zeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
		1207—1208	(Herbst ?) Winter. 3. Advent, damals 13. December.
		1208—1209	1209. Schiffahrt. Herbst.
		1209—1210	1210. Schiffahrt. 12. Juli. Winter ? Weihnacht.
1210		1210—1211	noch Winter. Ostern 3. April.

Capitel und
Alberts Jahr.Heinrichs Zeitangaben nebst den zugehörigen
Begebenheiten.

- § 2. hoc tempore Albert mit Volquin in Rom sendet die Briefe über die vom Papste bestätigte Theilung Livlands und Lettlands zu Lande über Preußen nach Livland; kömmt selbst mit den drei Bischöfen. —
- § 3. Deseler auf der Na.
- § 4. Abt Theoderich zum Bischofe über die Esten' geweiht, Bernhard von der Lippe zum Abte.
- § 6. Albert nach Deutschland zurück.
- § 7. Saccalaner und Ungannier in Lettland — Rachezug unter Gaupe u. s. w. Pest. Celebrata vero Dominicæ nativitatis solennitate, cum frigoris instaret maxima asperitas et viarum ac pratorum congelatae essent profunditates, Zug nach Estland — Celebrata Epiphania nach Ungannien u. s. w. — sequenti die — 5 diebus — quarto die — post triduum Rückkehr.
- § 8 — 11. Feldzüge hin und her. Frieden. Ende der Pest.
- § 12. post hoc resoluta glacie maris et Dunæ Rückkehr der Bischöfe nach Deutschland, mit Ausnahme Philipps von Rageburg, welcher usque in quartum annum in Livland bleibt. (XIX. 5.)
- J. Alb. 14.**
- XVI. § 1. Annus erat Dominicæ incarnationis 1211, sed antistitis initium decimi quarti; Rückkehr Alberts; Verhandlungen über Erneuerung des Friedens mit den Esten auf drei Jahre.
- § 2. Zusammenkunft mit Vladimir von Polozk in Gericke; post reversionem Streit zwischen dem Orden und den Letten; die Unzufriedenen wollen sich collectis frugibus in ihre Schlösser zurückziehen. —
- § 3. Kampf. Ruffin fällt. Frieden. — Tausch über Kokenhusen und Antine.
- § 6. 7. Litauer bitten um Durchzug nach Estland.
- § 8. 15.
- XVII. § 1. Albert nach Deutschland; Philipp Stellvertreter.
- § 2. Litauer plündern bis an die Ymer.
- § 3. Kaufleute auf der Düna unter Volquins Geleite.
- § 6. hieme sequenti kam der russ. Fürst Vladimir wieder nach Riga.
- 16.**
- XVIII. § 1. Albert zurück mit Pilgern, aber bald wieder nach Deutschland ut facilius ad consilium Romanum

Jahre Chr. b. Heinr.	Fremde Zeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
	Urkunde vom XIII. Kal. Nov. ao. 13. Innoc.		(Herbst ?) nach Weihnacht. 1212. nach h. 3 Könige. Eisgang.
1211		1211—1212	
			um die Erndtzeit.
			(Winter ?)
		1212—1213	1213. Schiffahrt.
			Winter auf 1214.
		1213—1214	1214. Schiffahrt.

- venire posset in sequenti anno, quod erat iam duobus annis indictum.
- § 5. tertius annus erat et pax cum Estonibus facta (1212) finem accepit. Neuer Raubzug nach Estland — in glacie maris; quarto die Raubzug.
- § 6. post hoc in quadragesima großer Brand in Riga.
- § 7. in quadragesima neuer Zug angefangt.
- § 8. dies Palmarum — Dominicae resurrectionis solennitas gefeiert — Deseler mit Schiffen an der Adya.
- § 9. Die Ritter von Kopenhufen greifen Gericke an; die Düna ist frei von Eis. Unfall durch die Litauer.
- 17.**
XIX. § 1 ff. Allgemeine Erhebung gegen Riga und die Verbündeten der Deutschen. — Thalibald getödtet. Rachezüge seiner Söhne; eadem aestate neun Züge.
- § 5. 6. Bischof Philipp von Raseburg und Bischof Theoderich von Estland wollen nach Rom — festinantes ad concilium Romanum mit den ausgedienten Pilgern; Gefahren bei Desel; in vigilia Mariae Magdalenaewird der Wind günstig; sequenti mane sind sie in Gotland. — B. Philipp stirbt.
- § 7. anno incarnationis Dominicae 1215 großes Concil in Rom; B. Albert und Theoderich zugegen.
- § 8. festo nativitatis Dominicae peracto Zug gegen Rotalien in glacie maris. Unterwerfung des castrum Sontagana: Kampf diebus novem — Uebergabe die iam vicesimo.
- § 9. post dierum paucorum pausationem Zug gegen Desel in glacie maris; heftiger Frost.
- § 10. transacta Dominicae resurrectionis solennitate Verabredung der Esten mit Vladimir von Polozk; der König stirbt plötzlich intraturus navem.
- § 11. Wachschiß an der Mündung der Düna; Raubzug der Esten auf der Salis.
- 18.**
XX. § 1. Albert von Rom zurück besucht unterwegs König Friedrich in Hagenau; kommt mit Theoderich und Pilgern nach Livland.
- § 2. post haec Theilung über Estland nicht von Dauer; in assumptione Mariae Virginis Einfall in Harrien; Heinrich dabei.
- § 3. post haec Pleskauer in Ungarnien;
- § 4. tunc neue Theilung über Estland.
- § 5. iterum bitten die Ungarnier um Hülfe in Riga;

Jahre Chr. b. Heinr.	Fremde Zeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
	Ep. Innoc. III. ap. Ray- nald. ao. 1213. n. 7. d. III. Kal. Mai. ladet zum 1. Nov. 1215.		1215. Winters An- fang. Fastenzeit. Palmsonntag 12. Apr. Ostern 19. Apr.
		1214—1215	Sommer.
			21.—22. Juli.
1215 Kal. Nov. 1215. Ray- nald.			1. Novbr. nach Weihnacht. 1216. (Januar?) (Februar?) nach Ostern (10. Apr.)
	Vgl. Böhmers Regesten.	1215—1216	15. August.

- § 6. in festo Epiphaniae Raubzug nach Nowgorod.
§ 7. post festum Epiphaniae Zug nach Bierland
in quadragesima Russen vor Ddempe; vertreiben
die Deutschen. Friedensschluß.
- J. Alb. 19.**
XXI. § 1. Boten des Bischofs nach Saccala und Nowgorod,
ohne Erfolg; Albert mit den rückkehrenden Pilgern
nach Deutschland. — Albert von Lauenburg und
Abt Bernhard nach Livland.
§ 2. König Misceslaus von Nowgorod im Kriege mit
Ungarn wegen Galicien.
§ 4. Gauvo fällt in die Matthaei Apostoli. Friede
mit Saccala.
§ 5. eadem hyeme öftere Versammlung des Heeres;
endlich in quadragesima Zug in die Strandpro-
vinzen.
§ 7. hoc ipso tempore Deseler in Metsepole u. s. w.
- 20.**
XXII. § 1. Albert Theoderich und Bernhard, welcher eodem
anno zum Bischofe von Semgallen geweiht wor-
den, nach Dänemark, Hülfe zu bitten in futurum
annum. Alberts Stellvertreter der Decan von
Halberstadt, der mit Heinrich Burewin nach Liv-
land gekommen.
§ 2. post festum assumptionis b. Mariae virg. Zug
nach Harrien.
§ 3—8. Raubzüge der Pleskauer, Letten, Deseler.
§ 9. Circa quadragesimae initium in glacie maris
Versammlung an der Salis zum Zuge nach Est-
land; heftige Kälte.
- 21.**
XXIII. § 1. Albert von Deutschland zurück mit vielen Pilgern.
§ 2. Waldemar II., G. B. Andreas u. a. nach Estland.
Bischof Theoderich getödtet; Wesselinus von Wal-
demar ernannt.
§ 3. 4. Albert in Semgallen; Kämpfe um Mesoten.
§ 5—7. Kämpfe in Estland u. s. w.
§ 8. Post festum nativitatis Dominicæ Zug gegen
Mesoten angesagt, durch Südwinde und weiches
Wetter gehindert; erst celebrata purificationis
b. Virginis solennitate Eroberung.
§ 9. Zug nach Estland, nachdem sie duabus hebdo-
madis geruhet; Schnee.

Jahre Chr. b. Heinr.	Fremde Zeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
			1217. 6. Jan. (Epiph.) nach 6. Jan.
	Albert. Stad. ao. 1217	1216—1217	(Frühl.) Schiffahrt. 21. Sept. Winter. 1218. Fasten.
	Urk. von Heinrich Burewin in Lüb. Urff.	1217—1218	Schiffahrt. nach 15. Aug.
	Chron. Sialand. Nicol. Chron. ep. Lund. ao. 1219. Cont. Sax. Gr. 1228. Bgl. Dahlmann I. S. 369. 3.	1218—1219	Schiffahrt. nach Weihnacht. 1220. Anfang. nach Lichtmeß 2. Febr. Ende Februar.

- § 11. Eodem anno ernennet Albert seinen Bruder Hermann zum Bischöfe von Estland. — Waldemar hindert die Reise ad aliquot annos.
7. Alb. 22.
XXIV. § 1. Zausen im Estlande, Streit mit den Dänen; Albert nach Rom. — eadem aestate 9 Raubzüge in Ferven.
§ 2. König Johann von Schweden setzt sich in Kotalien fest, läßt seinen Bruder Carl in Keal; dieser kömmt um.
§ 3. Albert heimlich aus Lübeck, geht nach Rom zu Honorius III. Dagegen dänische Gesandte. Keine Hülfe; von da ad Imperatorem Fridericum tunc noviter ad Imperium sublimatum. — Albert mit Hermann zu Waldemar; sie fügen sich: et mortua est eodem tempore regina, uxor videlicet regis Daniae in partu.
§ 5. 6. Medio tempore Zausen im Estlande.
(§ 7. Eodem tempore Damjata durch Kreuzfahrer genommen.)
statim sequenti anno post Pascha vergeblicher Angriff der Deseler auf Keval.
23.
XXV. § 1. Albert zurück; erhält von Erzbischof Andreas die Befreiung Livlands zugesagt. Der dänische Vogt zurückgesandt.
§ 2. Pleskauer mit Litauern gegen Livland, zerstören annonam et quae iam collecta erant in campis.
Die Deutschen lauern den Litauern auf, deshalb gehen diese nach Pleskau und bleiben bei den Russen per totum mensem; während die Deutschen sie erwarten tribus hebdomadibus, darauf einige nach Hause; die anderen suchen sie auf septem diebus, treffen und schlagen sie, die Flüchtlinge cum esset iam tempore hyemali prae difficultate transitus Dunae ertrinken in der Düna.
§ 3. circa mediam hyemem Raubzug der Ungarn nach Ingermannland.
§ 4. Die Deutschen lauern den Litauern auf, deshalb gehen diese nach Pleskau und bleiben bei den Russen per totum mensem; während die Deutschen sie erwarten tribus hebdomadibus, darauf einige nach Hause; die anderen suchen sie auf septem diebus, treffen und schlagen sie, die Flüchtlinge cum esset iam tempore hyemali prae difficultate transitus Dunae ertrinken in der Düna.
§ 6. circa mediam hyemem Raubzug der Ungarn nach Ingermannland.
24.
XXVI. § 1. Eodem anno die Tartaren im Lande der Balven, in Rußland, große Schlacht. Friede zwischen Riga und Smolensk und Pleskau.
§ 2. Der König Waldemar in Desel; läßt Livland frei.

Jahre Chr. b. Heinr.	Fremde Zeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
		1219—1220	Sommer.
	<p>8. Aug. 1220. Gr. Num. i. Friedrich zum Kaiser ge- krönt 22. Nov. 1220. bis Decbr. nahe bei Rom. S. Böhmers Regesten. 1220. Allen. Taf. 7.</p>		Winter.
	(schon 5. Novbr. 1219!)		1221. nach Ostern (11. Apr.)
		1220—1221	Herbst?
			Winters Anfang. die Duna noch nicht fest.
			1222. Mitten im Winter.
		1221—1222	
	Alb. Stad. so. 1222.		

Capitel und Alberts Jahr.	Heinrichs Zeitangaben nebst den zugehörigen Begebenheiten.
§ 3. 4. § 6—11.	Erhebung der Desefer gegen die Dänen. Die übrigen Esten folgen. — Blutbad in Fellin dominica IV. post Epiph. cum legeretur Evan- gelium : ascendente Ihesu in navem.
§ 12. 13.	Krauszüge. — Uebereinkunft zwischen Albert und dem Orden über Estland.
J. Alb. 25. XXVII. § 1.	Bischof Bernhard mit Pilgern zurück. Raubzüge der Esten; Niederlage derselben an der Ymer.
§ 2.	Rüstungen gegen Fellin; Belagerung in Augusto von vincula Petri bis assumptio b. Virginis. Uebergabe; weitere Züge.
§ 3.	Russische Hülfe in Saccala; zu spät; zieht gegen Reval, belagert es 4 Wochen vergeblich; Abzug.
§ 6.	Celebrata Dominicae nativitate solennitate Ab- sicht Dorpat zu belagern; man zieht gegen Lode; Belagerung hebdomadibus pene duabus; dann kleinere Burgen genommen.
26.	
XXVIII. § 1.	Kampf um Dorpat post Pascha quinque diebus. Unterdess Albert mit Hermann bei dem gefange- nen Könige Waldemar; Hermann zugelassen. — Theilung Estlands.
§ 2.	
§. 5—6.	Belagerung von Dorpat begonnen in die assum- ptionis b. Virginis, eodem quippe die anno praeterito castrum Viliende captum est.
§ 7—9.	Allgemeine Friedensgesuche.
27.	
XXIX. § 1.	Allgemeine Ruhe.
§ 2.	eodem anno qui fuit a Christo nato 1224 miserat Episcopus Mauritium sacerdotem in Curiam Romanam, petere — Legatum*). Et annuit Honorius III. — non Romae sed Ba- rione et misit u. f. w.
§ 3.	Wilhelm von Modena kommt in der Düna an;
§ 4.	schreibt nach Rom; bereiset Livland, Estland, Lett- land — Zurück nach Riga — Besuche von allen Seiten.
§ 5.	Zweite Reise längs der Düna bis Kokenhusen. Rück- kehr nach Riga.
§ 6.	Reverso Legato sedis Apostolicae Rigam

*) Die Absendung offenbar aus dem früheren Jahre nachgeholt, da der Legat jetzt schon ankommt.

Jahre Chr. b. Heinr.	Fremde Zeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
			1223. 4. Sonnt. nach Epiph., damals 29. Jan.
	Waldemar II. von Hei- rich von Schwerin gefan- gen 7. Mai 1223.	1222—1223	Schiffahrt. 1. bis 15. Aug. Herbst? Winter? nach Weihn. 1224. Anfang.
	f. ob.	1223—1224	nach Ostern (14. Apr.) 15. Aug.
1224	Honorius III. in Bari Raynald. ao. 1223 n. 1.	1224—1225	1225. Schiffahrt. Sommer.

	machen sich die Deutschen von Ddempte auf nach Wierland tempore autumnali; die streitigen Land- schaften unter päpstlicher Aufsicht.
§ 7.	Post festum Epiphaniae, cum propter nives et gelu via sit in frigidis terris illis melior ad eundem neue Reise, bis Reval. — Rückkehr nach Riga.
§ 8.	In quadragesima Concil in Riga.
28. XXX. § 1.	Wilhelm von Modena an der See wartet lange auf günstigen Wind; sieht Deselsche Seeräuber mit ihrer Beute aus Schweden; predigt in Gotland das Kreuz gegen Desel.
§ 2.	hoc anno verwaltet Magister Johannes Bierland u. s. w. Plünderungen, Feindseligkeiten und Ver- handlungen darüber.
§ 3.	Consummatis festis Natalis et Epiphaniae Do- mini nix tegit terras u. s. w. Feldzug gegen Desel; Fabiani et Sebastiani festo peracto Versammlung.
§ 4.	Die nono vor Mone; Belagerung; postquam sex- tus dies illuxit, prima videlicet post festum purificationis, ne ipsa dies purificationis fieret non pura, Sturm, Eroberung.
§ 6. 7.	Desel ergiebt sich; Taufe. — Rückkehr der Sieger.

Den Text habe ich so viel wie möglich ungestört gelassen. Grammatische und stilistische Varianten können bei einem Schriftsteller wie Heinrich unberücksichtigt bleiben; der Sinn aber erforderte hier und da Aenderungen. Mir standen nur wenige Mittel zu Gebote: erstens Arndt's Varianten aus den zwei Handschriften, die er die Revalsche und Rigische nennt; zweitens eine vollständige Abschrift der Origines von 1660 in einem Convolute, dem Herrn Pastor Knüpfper gehörend, welcher unter andern Schriften, die die Landesgeschichte betreffen, auch den M. Brandis enthält. Außerst selten weicht diese Handschrift von der ab, welche dem Gruberschen Texte zum Grunde liegt; selbst in offensbaren Schreibfehlern kommen sie oft überein; dennoch enthält diese Handschrift Knüpfper's einige dankenswerthe Beiträge zur Herstellung des Textes. Namentlich C. 11, 3: Bei der Theilung des Livlandes erhielten die Ritter ein Drittheil und über-

Jahre Chr. b. Heinr.	Fremde Zeugnisse.	Jahre Christi nach Gruber.	Unsere Zeitrechnung.
	Urf. 19. Decbr. 1225.		Herbst.
	Urkunden in den Monumenta Bd. IV. No. 20. Id. Mart. N. 21. XVII. Kal. Apr. N. 23. ej. d. N. 24. III. Id. Apr. N. 25. X. Kal. Mai. 1226. aus Riga. N. 26. Non. Mai. 1226 aus Dünamünde. N. 27. ej. d. sine l. N. 28. X. Kal. Jun. Dünamünde. cfr. N. 29.	1225—1226	1226. Nach heil. 3 Kön. 6. Jan.
			Fastenzeit.
			Schiffahrt.
			Nach Weihnacht (1226) und h. 3. Kön. 1227. Nach 20. Jan. 29. Januar.
			3. Februar.

ließen dem Bischöfe zwei: De provinciis autem sive praediis aliis ipsi per omnia recompensationem in aliis postea receperunt. Daß hier etwas fehlte hat Arndt gemerkt; er setzt in Klammern nach aliis „die nachher erobert wurden.“ Es ließe sich denken; aber Kn. Hdsch. giebt die Lösung durch die Worte: iam dudum in beneficio praestitis. Die Ordensbrüder hatten schon Güter erhalten, aber sporadisch; sie wollten ein zusammenhängendes Gebiet, wollten Landesherren sein und nicht bloß Gutsherren, und erhielten dann Entschädigung für die aufgegebenen Güter. So erhielten sie später noch $\frac{1}{3}$ von Kokenhusen (13, 1) und hernach, um sich zu arrondiren, ließen sie sich dafür Antine geben. (16, 7)*).

*) Meine Citate beziehen sich auf die Capitel (und Paragraphen). Zieht man von der Capitelzahl 2 ab, so hat man das Jahr Alberts, nach welchem die Ueberschriften bei Gruber und Arndt.

Einige der bedeutendsten Veränderungen, welche ich gemacht oder vorgeschlagen habe, sind folgende:

Mit Hülfe Arndt's (II. S. 8. Anm. b.) habe ich das unverständliche *Albertus Stucnanta noster* (Orig. Alb. ann. 17. Cap. 19. § 5.) in *Albertus Sluc nauta noster* verwandelt, auch mit Rücksicht auf das vollständige Vorkommen dieses Namens in den Lübeck'schen Urkunden (s. den Index dazu).

Ganz auf eigene Rechnung habe ich Cap. 22. § 2. (Jahr Alb: 20) eine Aenderung vorgeschlagen. Dort steht in Gruber's Text: *Quo audito* (nämlich *exercitum magnum regum Ruthenorum in crastino de Ungannia venientem et in Livoniam euntem*) *statim reversus est exercitus Livoniensis eadem via qua venerat, et sequenti die via preuidisse versus Unganniam in occursum Ruthenis abierunt.* Schon Gruber hat sich damit beschäftigt, hat vorgeschlagen *via brevissima* zu lesen. Das liegt sehr weit ab. Arndt bemerkt nur „bei mir heißt's *via praevidisse*, so ebenfalls keinen Verstand hat.“ Ebenso hat Knüpfers Manuscript. Von denselben Dertlichkeiten handelt Cap. 27. § 3. *Et venerunt (Nogardenses) in Unganniam prope Tarbatum — et abiit rex in Odempe et post hoc convertit exercitum suum versus Livoniam in Pnydise* (Kn. Pnydisse). Ich zweifle nicht, daß jenes *preuidisse* aus diesem *Pnydisse* entstellt ist und schlage deshalb vor, demgemäß zu ändern. Nur ist ein estnischer Name *Pnydisse* eine reine Unmöglichkeit; noch eine Aenderung ist nöthwendig, am nächsten liegt *Puydisse*. — XV. 1. habe ich mit Kn. aus *clam ore* gemacht *clamore*. — XXIII. 4. *Thernetene* muß nach Urkunden *Thervetene* heißen.

Einer Verbesserung bedürftig sind unter andern noch folgende Stellen:

Cap. 21, 1. *Idem antistes praedicatores in Estoniam mittere sollicitus; cuius instantia sollicitudo semper omnium ecclesiarum illum detinuit, misit itaque Alobrandum sacerdotem et Ludovicum in Saccalam.*

So steht, so weit ich sehe, überall: Gruber's und Arndt's Conjecturen führen zu nichts. Eine leichte Veränderung weiß ich auch nicht vorzuschlagen.

Ganz übersehen haben beide folgende Stellen:

Cap. 11, 9. Regi Magno Woldemaro in Moschowiam mittuntur spolia Teutonicorum. Ich will nicht sagen, daß Moschovia = Moskau hier eine völlige Unmöglichkeit sei, daß es durchaus in Plescoviam oder einen ähnlichen Namen verwandelt werden müsse, aber als Aufenthaltsort eines Großfürsten im J. 1207 ist es mir unwahrscheinlich. Jedenfalls geändert werden muß

Cap. 38, 5. Die Deutschen belagern Dorpat: et inter eos erat Fredericus dux et Fredehelmus dux et advocatus peregrinorum nobilis et dives, qui dicebat, oportet, inquit u. s. w. In der That wundert sich Gruber über zwei Herzoge, Friedrich und Friedehelm, und könnte Recht haben, daß er hier keinen Ehrentitel, sondern einen Familiennamen sieht. Aber die Sache ist damit nicht aus: es ist ja offenbar nur von Einer Person hier die Rede: entweder Fredericus dux oder Fredehelmus dux, nur Einer kann hier stehen. Wozu zwei aufgeführt, da doch nur Einer handelt und spricht? Ich lasse Fredericus dux aus und sehe darin einen Schreibfehler, der zu dem richtigen, aber seltenern Namen in den Text gekommen ist. Fassen wir dux als Familiennamen, so muß er wegfallen. Aber nöthig ist das nun nicht mehr: Fredehelmus dux et advocatus peregrinorum erklärt sich ohne Annahme eines Herzogs.

Einigemal sind Letthi und Letthones verwechselt, einmal Letthonia und Livonia.

In dem Namen Saccalania C. 11, 3 liegt offenbar ein Fehler. Es ist die Theilung des Livenlandes, von der die Rede ist. Die Ordensbrüder machen 3 Theile; der Bischof nimmt davon das Treidenische Gebiet Caupos und Metsepole; der Orden erhält Saccalaniam ex altera parte Goiwe. Welche Bezeichnung! 1) Saccalanien, d. h. das Gebiet von Fellin und Oberpalen auf der andern Seite der Na! Und 2) als Theil Livilands! Wo findet sich, daß Saccala von Liven bewohnt war? Endlich drittens Saccala war noch nicht erobert; der Name kommt hier zum ersten Male, später so oft vor (aber nie wieder Saccalania), und ausdrückliche Abmachung vor der Theilung war: de terris nondum acquisitis et conversis (beides erst 4 Jahre später 15, 1 ff.) sicut nec dare potuit quod non

habuit, sic rationabiliter contradixit, An. Hdsch. hat Saeculariam partem, als weltlicher Theil gegen den geistlichen?

Dagegen habe ich zuweilen den handschriftlichen Text gegen Arndt in Schutz nehmen müssen: C. 2, 9 wird sich ad ducentos matyres sehr gut halten lassen, ohne Umschreibung in metretas mit oder ohne Veränderung in martures = Marderfelle als Werthbestimmung. Eben so wenig ist C. 14, 3 post annos aliquot in post 7 anas (d. h. septimanas) aliquot zu verwandeln. C. 19, 6 hat A. durch Interpunction zu helfen gesucht: „ungern verzichtete der Bischof Philipp von Raseburg auf der See auf die Feier der Messe: licet tamen alternis diebus infra dominicum officium communicaret. Hier setzt Arndt ein Comma nach dominicum und glaubt nun übersetzen zu können: „ob er gleich auch zwei Tage vor dem Sonntage Messe hielte.“ Infra ist Adverbium = unten, in seiner Kajüte: „doch communicirte er unten einen Tag um den andern.“ Vergl. § 5 evocavimus Episcopum de camerula sua, in qua erat orans die ac nocte.

Meine neue Ausgabe der Origines schließt mit einer Uebersicht des Inhalts derselben nach den Sachen geordnet mit steter Verweisung auf die Quelle. Sie ist möglichst kurz, einfach, trocken; sie will nichts, als in bestimmter Ordnung nachweisen, was in dem Buche wirklich steht, gehört also ganz streng auch nur zu dem Buche. Die Nothwendigkeit einer solchen dürren Zusammenstellung wird jedem einleuchten, der Zeit und Gelegenheit gehabt hat, die Bücher über livländische Geschichte mit Heinrich zu vergleichen. Ueber Voigt's Verzierungen und Vermittelungen haben schon andre geklagt. Sollte man glauben, daß noch heutiges Tages Polozk an der Düna, Heinrich's Mosceke, verwechselt wird mit Plozk an der Weichsel in Masowien? Und die am 5. Febr. 1847 ausgegebene Einladung zur Subscription auf vierundzwanzig Bücher der Geschichte Livlands introducirt sich in der Inhaltsübersicht unter einer Reihe Curiositäten anderer Art mit I. 41. Meinhard und der Fürst von Plozk, und II. 21. Albrechts Vertrag mit dem Fürsten von Plozk. Ja mehr noch! Plozk mag Druckfehler sein, oder der Schreiber mag Polozk verstanden haben; was soll man aber dazu sagen, wenn andere den falschen Namen amplificiren? Dahlmann, Geschichte

von Dänemark I. S. 367 unt. „Jetzt aber begannen auch schon die Streitigkeiten mit dem Herzoge von Masovien, der eine Zinsbarkeit der Liven in Anspruch nahm.“ Und Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern II. 361 unten: „Aber bald brachen Zwistigkeiten aus zwischen dem Bischofe, dem Werkzeuge der Eroberung, den Rittern und dem Herzoge von Masovien, welcher Livland für sich ansprach.“ Ich denke, das ist stark genug.

Nicht besser geht Neander in seiner Kirchengeschichte Bd. V. mit unserer Geschichte um. Letten und Litauer sind da ganz identisch! Und man lese, was aus dem Mirakel C. 7. § 9 geworden ist*).

So ist das Vorkommen des Flusses Salis (Saletsa bei Heinrich) bis jetzt übersehen; auch noch in Bunge's Archiv V. 2. S. 137. Anm. 52, wo der verdiente und scharfe Verfasser des Aufsatzes sagt: „Heinrich der Letzte nennt den Fluß nirgends, wohl aber die hieher gehörende Provinz Saletsa, die mit Sattesele nicht identisch zu sein scheint.“ Wozu die letztere Bemerkung und woher? Wie denn scheint? Einmal (C. 16, 3) kommt Sattesele und dann Satteselenses vor, aber in ganz andrer Lage, bei Segewolde (Sygewalde). Und Saletsa heißt meines Wissens nirgend provincia, vergl. 18, 5; 19, 11; 21, 7; 22, 9. Da aber 19, 11 Saletsa ganz entschieden der Fluß ist (denn die Deseler fahren hinauf und landen in der Gegend des Aftigerwe — Burtneek'schen Sees —, aus welchem ja die Salis kömmt), so nehme ich Saletsa überall für den Fluß Salis und warte auf den Gegenbeweis, nämlich, daß Saletsa irgendwo Provinz sein muß. — Aehnlich ist es mit Raupa.

Schließlich bemerke ich, daß Hr. Dr. Pabst in seiner neuesten trefflichen Schrift über Meinhard aus revalschen Handschriften einige sehr zu beachtende Varianten liefert. I. 2 fehlt paulo ante. I. 5 heißt es statt idem praedicator Meinardus cum Ykescolensibus in siluis contra hostes Lettones praelium committit, wie Gruber, Arndt, Knüpfner haben, nach jenen 3 Handschriften idem praedicator cum Ykescolensibus sylvis committitur mit Hjörn S. 66; und Pabst zieht das mit Recht vor.

*) So wird bei ihm aus Vicelin's Geburtsorte Quernhamele (d. h. Mühlenhameln, Hameln an der Weser), ein Dorf Quernheim.

VI.

Russische Münzen bei Dorpat gefunden.

In den ersten Tagen dieses Jahres bemerkte ich in den Händen eines hiesigen Handwerkers beim Ausgeben kleinen Geldes zwei russische Münzen und kaufte sie von ihm. Auf genauere Nachfrage erfuhr ich, es seien deren noch mehr gefunden, ein ganzer Topf voll. Unser thätiger Secretair, Dr. Sachssehdahl, übernahm es, die Spuren zu dem Fundorte weiter zu verfolgen. Sie führten nach Warrol, etwa 18 Werst von hier. Das Ergebniß der Nachforschung aber war, daß die zwei Münzen der letzte Rest eines vor Jahren gemachten reicheren Fundes waren, desselben, aus welchem der größte Theil der Münzen stammte, welche ich in dem Programm des hiesigen Gymnasiums (Weihnacht 1838) Recensio XLIII numerorum arabicorum, quorum maior pars in agro Dorpatensi reperta est, beschrieben habe. Vergl. Bullet. scient. de l'acad. Imp. des sc. de S. P. N. 212. 213. (T. IX. N. 20. 21.) p. 328.

Die zwei Münzen, welche ich diesesmal erworben habe, sind silberne :

- 1) ein sehr gewöhnlicher Samaniden Dirhem, rohen Gepräges, von dem Samaniden Naqr, dem Sohne Ahmeds unter dem Chalifen Râthi billah, geprägt in Samarqand im J. 326 der Flucht = 938 nach Chr.

Desto merkwürdiger als Münzcuriosität (so viel ich weiß, noch ganz unbekannt), wenn auch an historischer Wichtigkeit den beiden Dailiden, die ich bekannt gemacht habe (Vergl. Bull. scient. T. III. N. 15. 16. p. 246. und Rö h n e's Zeitschr. für Münz-, Siegel- und Wappenkunde 1847. S. 1.) bei weitem nicht gleich zu stellen, ist

- 2) ein Buiden Dirhem. Er enthält auf der Vorderseite außer dem bekannten „kein Gott ist außer Allah, er ist einzig und keiner ihm gleich“, den Namen Ali Bujehs Sohn. — Die innere Umschrift lautet: Im Namen Allahs! (geprägt ward dieser Dirhem in) Ahwal im J. 334 (der Flucht = 945 oder 946 n. Chr.). — Der äußere Rand zeigt Spuren von dem gewöhnlichen Spruche „Gott herrscht und wird herrschen“ u. s. w. — Die Rückseite giebt nach dem gewöhnlichen „Gott (zum Preis) Muhammed der Profet Allahs“, den Namen des Chalifen Almustekfi lillah (sic), und darunter den andern Buiden: Ahmed Sohn Bujehs. Die Umschrift die gewöhnliche: Muhammed ist der Gesandte Gottes u. s. w.

Buidenmünzen giebt es schon in bedeutender Zahl, auch aus obigem Jahre, auch aus Ahwal, aber merkwürdig und mir noch nicht vorgekommen ist 1) die einfache Benennung der Buidenbrüder, weder Abu'l Hasan und Abu'l Hosein steht dabei, noch die Titel: Emäd el daulah und Muif el daulah, die sie sonst führen. 2) Der Name des Prägorts Ahwal zieht die Aufmerksamkeit auf sich: a) wegen ungewöhnlicher Form des h, und b) wegen des vorausgehenden, nur unvollständig erhaltenen Wortes. Wohl findet sich Schahpur Ahwal auf Münzen, aber ich sehe kein Mittel, die übergebliebenen Schlußzeichen des Wortes so zu lesen. Auch Ritter's Zusammenstellungen (Erdfunde IX. S. 219 ff.) geben keine Auskunft.

Dr. A. Hansen.

Bericht

der gelehrten estnischen Gesellschaft

vom 18. Jan. 1845 bis zum 18 Jan. 1847.

Die gemeinsamen Arbeiten und Unternehmungen der gelehrten estnischen Gesellschaft in den beiden letztverflossenen Jahren bezogen sich hauptsächlich auf die estnische Sprache in allen ihren Zweigen und Richtungen, und auf die Geschichte des vom Esten-volke bewohnten Landes.

Die grammatischen Formen suchte man festzustellen und hierbei tauchten neue Ansichten und Theorien auf, welche vielfach durchgesprochen und durchgefochten wurden, wovon das Resultat zu seiner Zeit vorgelegt werden wird. Ferner wurde die Orthographie mehrfacher Berücksichtigung unterworfen. Die estnische Orthographie, wie sie jetzt noch für gewöhnlich gebraucht wird, ist älter als 100 Jahre; obgleich nun in dieser Zwischenzeit die Sprachkenntniß sich sehr erweitert hat und obgleich oft und nachdrücklich auf die vielfachen Mängel und Inconsequenzen der üblichen Schreibweise aufmerksam gemacht worden ist, so hat sich doch nichts Besseres allgemein machen können. Einigen genügt das Alte, noch Andere lassen sich durch die freilich oft unpractischen Vorschläge von Neuerungen abschrecken. Auch in unserer Gesellschaft sind die Ansichten über diesen Gegenstand getheilt gewesen und die Urheber derselben haben das Publicum zum Richter aufgefordert. Es sind nämlich die Aufsätze im Anhange zu unserm Volkskalender in der verschiedensten Orthographie ge-

druckt worden. Obgleich nach der Meinung der meisten Mitglieder der Gesellschaft sich einige Sätze der finnischen Orthographie auf die estnische Schrift gut anwenden ließen, und dadurch ein großer Theil der Mängel und Inconsequenzen wegfallen würde; so hat sich doch der größte Theil der Prediger entschieden dagegen erklärt, wenn auch die Esten selbst mit dieser Neuerung ziemlich zufrieden sind. Der poetische Theil der Sprache hat ebenfalls seine Bearbeiter gefunden. Ueber die Metrik wurden von Verschiedenen sehr verschiedene Ansichten aufgestellt; mit den triftigsten Gründen wurde die versuchten, daß die estnische Sprache, gleich den übrigen neuern europäischen, kein Zeitmaß, sondern nur ein Accentmaß habe. Um den Beweis practisch zu führen, versuchte man sich in mannigfaltigeren Versarten, besonders in antiken, in der Art, wie in andern Sprachen Nachbildungen geschehen sind. Ein längerer Versuch dieser Art, in Hexametern und Pentametern, liegt ebenfalls im Kalender vor. Das Zeitmaß hat auch seine Vertreter gefunden, aber die practischen Nachweise haben nicht gut gelingen wollen. Dennoch muß zugegeben werden, daß ein Zeitmaß sich einigermaßen in der estnischen Metrik doch geltend macht.

Die Geschichte des Landes wurde eifrig bearbeitet. Herr Staatsrath Prof. Kruse gab ein weitläufiges Werk über die vorchristliche Geschichte der Ostseeprovinzen heraus. Herr Archivar Thrämer wird nächstens eine Topographie des alten Dorpat's mit Plänen und Charten herausgeben. Herr Hofrath Hansen bereitet eine neue Ausgabe der *Origines Livoniae* vor, mit einer Uebersetzung, den erforderlichen Erläuterungen, Anmerkungen und Excursen.

Ferner hat die Gesellschaft durch den Druck erscheinen lassen :

1. u. 2. Den estnischen Volkskalender für 1846 u. 1847.
3. Das vierte Heft der Verhandlungen, womit der erste Band geschlossen ist.
4. Die letzten Lebensstunden des Dr. M. Luther, nach Dr. Jonas, in's Estnische übertragen und für das Estenvolk bearbeitet vom Candid. J a s o n n.
5. Gratulationschrift zur 50jährigen Amtsjubelfeier des Herrn Consistorialraths und Pastors Körber in Wendau, enthaltend Erläuterungen über alte Metallbecken, die in

Pöbdes in Estland gefunden worden, als Separatabdruck aus dem vierten Bande der Verhandlungen.

Eine beabsichtigte landwirthschaftliche Zeitschrift hat wegen ungünstiger Verhältnisse nicht erscheinen können. Es war nämlich von Predigern und aufgeklärten Nationalen der Wunsch ausgesprochen worden, dem Volke durch eine periodische Schrift auch eine andere geistige Nahrung zu reichen, als welche in den zur Erbauung dienenden Schriften enthalten ist. Es sollte besonders darin besprochen werden, was sich auf die besonderen Lebensverhältnisse des Esten, seine Haus- und Feldwirthschaft bezieht. Die Fortschritte in den Naturwissenschaften, namentlich in der Landwirthschaft bieten so manches Brauchbare auch für den Bauern in seinen ärmlichen und beschränkten Verhältnissen. Das ähnlichen Zwecken dienende Blatt des verstorbenen, um die Bildung des estnischen Volkes hochverdienten Propstes Masing, *marahwa näddala* = *leht* wird noch jetzt mit Interesse gelesen. Obgleich die Herbeischaffung des Materials gesichert war, so stellten sich diesem Unternehmen zur Zeit doch noch so große Hindernisse entgegen, daß es auf eine günstigere Zeit hat verschoben werden müssen.

Literarische Verbindungen, die der Gesellschaft im In- und Auslande angeboten wurden, hat sie willig angenommen. Wenn diese Verbindungen auch wenig Nutzen bringen können zur Förderung der Literatur und Sprachkenntniß, so werden sie doch besonders in historischer und archäologischer Hinsicht wichtig werden können. Es ist unsere Gesellschaft nämlich in Verbindung getreten mit dem historischen Vereine zu Bamberg in Oberfranken, mit der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich, dem Vereine für Hamburg'sche Geschichte, der archäologisch-numismatischen Gesellschaft in St. Petersburg, der finnisch-literarischen Gesellschaft in Wiburg, dem Vereine für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin, der Friesischen Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde zu Leuwarden, und dem naturforschenden Vereine in Riga.

Die Thätigkeit der Gesellschaft äußerte sich zunächst in den nach den Statuten festgesetzten monatlichen Sitzungen. Es sind in diesen beiden Jahren 24 Sitzungen, mit Einschluß der Generalversammlungen, gehalten worden, in denen verschiedene Gegen-

stände, welche die von der Gesellschaft zu verfolgenden Zwecke betrafen, abgehandelt wurden. 44 besondere Vorträge sind gehalten worden, briefliche Mittheilungen zc. nicht mit eingerechnet; diese waren:

Herr Dr. Fählmann las:

- 1) über die Feststellung der Casusformen in der estnischen Sprache;
- 2) über die Eigenthümlichkeit der Wurzelwörter in der estnischen Sprache und ihre Bedeutung für's Vericon;
- 3) über den Bindevocal in der estnischen Sprache.

Herr Consistorialrath Pastor Körber:

- 4) Topographie des Schlosses und der Stadt Weissenstein;
- 5) Beschreibung des Schlosses Neuhausen in Ewland;
- 6) das feierliche Leichenbegängniß des russischen Admiralen Greigh in Reval, von einem Augenzeugen beschrieben;
- 7) über einige Strafgebräuche des Mittelalters;
- 8) Einiges über den Bernstein und seine Entstehung;
- 9) kurze Beschreibung und Erzählung der Begebenheiten und Unglücksfälle, welche die Geschwister und Freunde des Sarepta'schen Hauses in Moskau 1812 erduldet haben, von einem Augenzeugen.

Herr Staatsrath Prof. Dr. Kruse:

- 10) Einiges über den Bernsteinhandel der Alten, ferner
- 11) Einiges über die vorchristliche Zeit der Ostseeprovinzen, und
- 12) über die antiquarisch-historischen Ergebnisse seiner letzten Reise nach Deutschland;
- 13) über einen Kallewi- oder Linna mäggi bei Torma auf dem Gute Terrastfer;
- 14) Bemerkungen über Aehnlichkeit und Verschiedenheit hiesiger und am Rheine befindlicher Alterthümer, verglichen mit den in St. Petersburg aufbewahrten Funden von Kertsch;
- 15) ergänzender Vortrag über die ältesten Reval'schen Urkunden mit Beziehung auf Hurter's Leben Innocenz III.

Herr Pastor Voubrig:

- 16) Volksagen und Traditionen eines erzählenden estnischen Greises aus dem eigentlichen Estland, und
- 17) Fortsetzung zu den eben erwähnten Volksagen u. Traditionen.

Herr Propst Heller zu Rappin:

- 18) über gewisse Sprachformen, welche die estnische Sprache

einerseits hat, andrerseits nicht hat, und welche auf einen eigenthümlichen Geist des Volkes hinweisen ;

- 19) über seine in Rosenplänter's Beiträgen abgedruckte Declinationslehre.

Herr Pastor Reinthal:

- 20) über die estnische Orthographie. I. Abtheilung, die eigenthümlichen Laute durch leicht erkennbare Zeichen darzustellen und in der Schrift zu unterscheiden ; ferner
 21) über die estnische Orthographie II. Abtheilung ;
 22) über die Verdoppelung der Consonanten in der estnischen Schrift.
 23) Herr Cand. phil. Moriz: Das Labyrinth bei Dorpat (zum Theil gegründet auf Angaben eines in dessen Nähe seit 60 Jahren ansässigen Bauern, zugleich mit Rücksicht auf die schon gedruckten Mittheilungen).

Von Hrn. Dr. Kreuzwald in Werro :

- 24) ein estnisches Lied historischen Inhalts aus dem Munde eines Esten ;
 25) das freiherrliche Geschlecht von der Pahlen in der estnischen Volksfage ;
 26) Notizen über die Höhlen bei Torgel ;
 27) die Felsenwanderung, eine estnische Volksfage ;
 28) die Himmelsgänger, eine historische Skizze aus dem Volksleben der Esten ;
 29) Skizzen und Genrebilder aus dem Volksleben der Esten. I. Lieferung. Einige Teufelsgeschichten der Esten ;
 30) über einen Münz- und Antiquitätenfund bei dem Gute Hohenhaide im Raugeschen Kirchspiel.

Herr Hofrath Dr. Hansen :

- 31) Nachträge zu seinem Werke „Osteuropa nach Herodot“ ;
 32) über die Nothwendigkeit einer neuen kritischen Ausgabe der Origines Livoniae (Text, Uebersetzung und Noten) und geknüpft an Heinrich des Letten Bericht über Theoderich, Bischof von Estland, Andeutungen über einige Mängel in den ersten Capiteln ;
 33) Nachrichten über das Leben und den Bildungsstand Heinrich des Letten ;

- 34) zur Erinnerung an seinen verstorbenen Freund, Mitstifter der Gesellschaft, Herrn Prof. = Adj. P. Preis;
- 35) eine Abhandlung über die Chronologie Heinrich des Letten;
- 36) Conjecturen und Anmerkungen zu zwei verstorbenen Stellen Heinrich des Letten;
- 37) kurze Anmerkungen über Heinrich den Letten.
- 38) Von Hrn. Georg von Sivers zu Heimthal: Die kleinen und die großen Fische, ein estnisches Sagenmärchen.
- 39) Von Hrn. Consistorialrath Dr. von Jannau: Betrachtungen über agronomische Verhältnisse Livlands 1846.
- 40) Herr Bezirks = Inspector E. von Reintal verlas eine deutsche Uebersetzung eines estnischen Gedichts im estnischen Kalender 1846 (Piibo jut).
- 41) Derselbe trug den Anfang einer dramatischen Arbeit vor.
- 42) Von Hrn. Coll. = Ass. von Schmith eingesandt: „Viruta, die Tochter Widymund's, eine lithauische Volksage.“
- 43) Herr Hofrath Santo verlas einen poetischen Nachruf an L. von Maydell.
- 44) Herr Titulairrath Pector B. Hehn theilte Auszüge aus den in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom befindlichen Berichten des Jesuiten Anton Possevin über Restauration des Catholicismus in Livland mit.

Ueber die Verwaltung der Angelegenheiten der Gesellschaft ist nichts Besonderes zu berichten. Herr Dr. Fählmann wurde durch einstimmige Wahl zum 3. und 4. Mal zum Präsidenten erwählt, sowie die Secretariatsgeschäfte wiederum dem Herrn freipractic. Arzte Emil Sacksendahl sowohl für 1845 wie für 1846 anvertraut wurden.

Der Personalbestand betrug nach dem Generalberichte am 16. Jan. 1847 80 Mitglieder, von denen 11 Ehrenmitglieder, 13 correspondirende, 56 ordentliche Mitglieder sind. Es wohnen 23 in, 57 außerhalb Dorpat; von ersteren gehören 5 zum Personale der Universität.

Es kann hier nicht unerwähnt bleiben, daß die Gesellschaft den Verlust von 4 Mitgliedern betrauert, die ihr durch den Tod entziffen wurden. Es sind erstens 2 Mitstifter der Gesellschaft J. A. Schube, Prediger zu Talkhof, der auf vielfache Weise seine Theilnahme an den Zwecken der Gesellschaft zeigte, durch

Umstände und Verhältnisse aber gezwungen war, seine Thätigkeit zu zersplittern, und der Prof.-Adj. Peter Preis in St. Petersburg. (S. ob. Nr. 34.) An Herrn von Maydell verlor die Gesellschaft ein sehr thätiges Mitglied. Seinem erfinderischen Geiste, seiner schaffenden und bildenden Kunst haben wir so manche gelungene Illustration, so manches schöne plastische Kunstwerk zu danken. Durch seine rabirten Blätter zur ältern Geschichte Livlands hat er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt. (Vgl. ob. Nr. 43.) In Johann Heinrich Rosenplänter, Prediger der estn. Gemeinde in Pernau, Ehrenmitglied unserer Gesellschaft, entriß uns der Tod einen eifrigen und unermülich thätigen Forscher und Sammler. Bis zum letzten Augenblick seines Lebens war er beschäftigt, schwierige Theile der Sprache zu bearbeiten. Sehr zu wünschen wäre es, daß seine lexicallischen Arbeiten und seine beträchtliche Bibliothek estnischer Druckschriften und Manuscripte für die Wissenschaft nicht verloren gingen. Sein bleibendes und ehrenvolles Denkmal sind seine Beiträge zur Kenntniß der estnischen Sprache, die reichste und vielfach benutzte Fundgrube für das Studium der estnischen Sprache.

Die Sammlungen der Gesellschaft sind theils durch Ankauf, theils durch Geschenke wissenschaftlicher Vereine oder der Herren Mitglieder um ein Bedeutendes vergrößert worden, und namentlich enthielt die Bibliothek nach dem Generalberichte vom 16. Jan. 1847 750 Werke in 972 Bänden, theils sprachlichen, theils geschichtlichen Inhalts. Das Museum und zwar dessen numismatischer Theil besteht im Ganzen aus 1638 Nummern; darunter sind 250 inländische, 750 ausländische Münzen, mit 638 Doubletten, theils Golds, theils Silber, theils Kupfermünzen. Der archäologische Theil hat jetzt 177 Nummern Antiquitäten, die Rörbersche Sammlung noch nicht mit eingerechnet, der graphische und plastische Theil im Ganzen 70 Nummern.

Die Einnahme der Gesellschaft für das Jahr 1846 mit dem Saldo des vorigen Jahres betrug 394 R. 59 R. S.; die Ausgaben 237 R. 83 R. S.; bleibt also zum künftigen Gesellschaftsjahre 1847 ein Saldo von 156 R. 76 R. S.

Verzeichniß

der gegenwärtigen Mitglieder der Gesellschaft

bis zum 18. Januar 1847.

I. Ehrenmitglieder.

1. Karl Gustav Masing, Pastor in Neuhausen.
2. G. Fr. von Böningh, finnländischer Agent und Consul in Reval.
3. Dr. Carlieb Helwig Merkel zu Depfinshof.
4. Dr. A. F. Pott, Professor in Halle.
5. Dr. Wilhelm Schott, Professor in Berlin.
6. Th. Glanström, Prediger zu St. Michaelis.
7. Dr. Carl Morgenstern, emerit. Professor, Staatsrath und Ritter, in Dorpat.
8. Dr. Paul Joseph Schafarik, K. K. Custos der Bibliothek in Prag, Mitglied der Wiener Acad. der W. u. s. w.
9. Dr. Elias Lönnrot, Kreisarzt in Kajana, in Finnland
10. Eduard Ahrens, Prediger zu Rusal, in Estland.
11. Eduard Philipp Körber, Consistorialrath und emerit. Pastor, in Dorpat.

II. Correspondirende Mitglieder.

12. Bernhard Elsingk, Coll.-Ass. u. Ritter, in Taganrog.
13. Dr. H. von der Gabeleng, Regierungsrath in Altenburg.
14. Dr. Stubendorff, in Ransf.
15. Alexander Sotnikow.
16. Peter Verschow, Oberlehrer.
17. Alexander von Schrenk, Candidat u. Ritter, in Dorpat.

18. Dr. Ernst Hoffmann, Obrist u. Ritter, in St. Petersburg.
19. Dr. Peter von Köppen, Akademiker und wirkl. Staatsrath, in St. Petersburg.
20. Carl von Schmith, Coll.-Ass., in Eröttingen bei Polangen.
21. Dr. Gabriel Rein, Professor, d. z. Präsident der finnisch-literarischen Gesellschaft in Helsingfors.
22. Dr. Bernhard Röhne, Coll.-Ass., Inspector bei der Eremitage in St. Petersburg.
23. Habel, Archivar, Secretair der nassauischen Gesellschaft für Geschichte u. in Schierstein.
24. Dr. Emelé, erster Director des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte u. in Mainz.

III. Ordentliche Mitglieder.

25. J. S. Boubrig, Pastor-Diaconus in Dorpat.
26. Dr. F. G. von Bunge, Staatsrath, rechtsgelehrter Bürgermeister in Reval.
27. Dr. Fr. R. Fählmann, freipract. Arzt, Rector der estnischen Sprache an der Universität, d. z. Präsident der Gesellschaft, in Dorpat.
28. C. H. Gehewe, Prediger der estnischen Gem. in Dorpat.
29. J. F. Heller, Propst des Werroschen Sprengels und Prediger in Rappin.
30. Dr. E. A. Herrmann, in Dresden.
31. R. Hollmann, Prediger zu Rauga.
32. A. Hollmann, Prediger zu Kawelecht.
33. Dr. H. von Zannau, Consistorialrath u. Prediger zu Laïs.
34. G. M. Knüpfper, Prediger zu Klein-Marien.
35. Dr. Fr. Kruse, Prof., Staatsrath und Ritter, in Dorpat.
36. F. F. Meyer, Prediger zu Carolen.
37. C. G. Reinthal.
38. Dr. A. Sjögren, Staatsr. u. Akademiker in St. Petersburg.
39. W. Thrämer, Rathsarhivar in Dorpat.
40. Dr. E. R. Kreuzwald, freipract. Arzt in Werro.

41. J. Noack, Colleg.-Ass. und Kreislehrer in Wesenberg.
42. Dr. A. Hansen, Hofrath, Oberlehrer und etatmäßiger Privatdocent in Dorpat.
43. C. F. Janter, Prediger in Talkhof.
44. E. von Reinthal, Bezirks-Inspektor, Colleg.-Assessor und Ritter, in Dorpat.
45. N. Mühlberg, Candidat, in Dorpat.
46. C. G. Fick, Propst und Prediger zu Regel in Estland.
47. W. E. Grohmann, Prediger zu Turgel in Estland.
48. Graf Alex. von Igelström, zu Jerwe.
49. Graf Herm. von Igelström, in Reval.
50. Dr. G. Schulz, in St. Petersburg.
51. H. J. Holmberg, Candidat, in Helsingfors.
52. P. von Gyldenstubbbe, Collegienrath, in Dorpat.
53. F. J. Wiedemann, Coll.-R. und Oberlehrer, in Reval.
54. B. Hehn, Titulairrath, Rector der deutschen Sprache an der Universität zu Dorpat.
55. N. Gutglück, Prediger zu Anzen.
56. W. von Hehn, beständ. Secretair der öconom. Societät, dimitt. Gardecapitain und Ritter, in Dorpat.
57. W. von Stryck, Kreisdeputirter, auf Brinkenhof.
58. Anton von Reguly, aus Ungarn.
59. F. F. Gebhard, Prediger zu St. Johannis in Estland.
60. E. von Midwig, Candidat, in Dorpat.
61. Dr. C. E. Napierzky, Rig. Gouvernements-Schulendirector, Collegienrath und Ritter, in Riga.
62. Dr. J. Johnson, Titulairrath, in St. Petersburg.
63. Th. von Krüdener, zu Suislep.
64. E. Sachsensdahl, freipract. Arzt, d. z. Secretair der Gesellschaft, in Dorpat.
65. L. von Stryck, dimitt. Kreisrichter, zu Palla.
66. N. von Staackelberg, dimitt. Kreisgerichts-Ass., in Dorpat.
67. E. von Neuz, dimitt. Major, zu Semmen.

68. Th. Weise, Hofgerichts-Advokat, d. z. Secretair der alterthumsforschenden Gesellschaft in Riga.
69. Gotthard von Liphart, dimitt. Garberittmeister, Majoratsherr auf Rathshof.
70. Carl Schöler, Cand. jur., Consulent, in Dorpat.
71. Dr. J. C. von Pauker, Gouvts-Procureur in Reval.
72. Dr. von Seidlitz, wirkf. Staatsr. u. K., zu Meiershof.
73. Dr. C. von Kummel, außerordentl. Professor des Provincialrechts in Dorpat.
74. C. von Hüene, Ritterschafts-Secretair, auf Desel.
75. Alex. Jassonn, Candidat, in Dorpat.
76. Th. Thrämer, Hofrath und Oberlehrer, in Dorpat.
77. J. von Bartholomäi, Gardecapitain, in St. Petersburg.
78. Carl von Stryck, Coll.-Ass. und Ritter, in St. Petersburg.
79. M. G. Santo, Hofrath und Oberlehrer, in Dorpat.
80. Fried. Wangerheim von Dualen, dimitt. Major, in Pensa.

Später wurden erwählt zu

correspondirenden Mitgliedern :

81. Dr. A. Kämmerling, in Alapajewsky, im Permischen Gouvernement.
82. Dr. Carl A. Ullepitsch, Secretair des histor. Vereins für Krain, zu Laibach.

zu ordentlichen Mitgliedern :

83. Moriz Rauzmann, Prediger zu Kannapäh.
 84. Woldemar Rohland, Cand. jur., Landgerichts-Archivar in Dorpat.
 85. Baron von Bubberg, zu Fierenhof.
 86. Adolph Koch, Lehrer an der Stadt-Töchterschule in Dorpat.
 87. Woldemar Schwarz, auf Warbus.
 88. C. von Brasch, dimitt. Kirchspielsrichter, zu Aia.
-

Inhalt.

	Seite.
I. Bemerkungen über die Wortwurzellehre in der estnischen Sprache. Von Dr. F. K. Fählmann.	1
II. Ueber die neueste estnische Declinationslehre des Pastor Ahrens und Dr. Fählmann. Von Pastor K. Söllmann.	14
III. Vertheidigung meiner Ansicht von dem Verbum Passivum und von den Hauptcasen in der estnischen Grammatik. Von Propst Heller zu Rappin.	23
IV. Die finnischen Wörter für S und O. Von Dr. A. Hansen.	46
V. Zu einer neuen Ausgabe Heinrich des Letten. Von Dr. A. Hansen.	47
VI. Russische Münzen bei Dorpat gefunden. Von Dr. A. Hansen.	84
Bericht der gelehrten estnischen Gesellschaft vom 18. Januar 1845 bis zum 18. Januar 1847.	86

Verichtigungen.

Seite 3	Seite 10	v. o. lies mittels statt „mittes“.
„ 14	„ 3	v. u. lies war statt „vor“.
„ 33	„ 2	v. u. lies impersonalen statt „inpersonalen“.
„ 42	„ 15	v. u. lies von Becker's statt „Becker's“.
„ 53	„ 17	v. o. lies 25 statt „23“.
„ 61	„ 1	v. o. lies 1225 statt „1252“.

Verhandlungen

der gelehrten

Estnischen Gesellschaft

zu Dorpat.

Zweiter Band.

Zweites Heft.

Dorpat,

in Commission bei E. J. Karow.

1848.

Der Druck ist unter der Bedingung gestattet, daß, nach Beendigung desselben, die gesetzliche Anzahl der Exemplare an das Censur-Comitât abgeliefert werde.

Dorpat, den 1. August 1848.

Censor Michael v. Rosberg.

I n h a l t.

	Seite.
I. Bemerkungen über den Nominativ, Genitiv und Accusativ im Estnischen. Von Pastor A. Hollmann zu Kawelecht.	1
II. Gebildete und ungebildete Sprachen. Von Dr. Hansen.	20
III. Sind die Wörter Juſnai und Dorpat phöniciſchen Ursprungs? Von Dr. Hansen.	24
IV. Guilielmus Buccius und Ambrosius Weltherus zwei der ältesten estnischen Schriftsteller. Von Collegienrath S a n t o.	25
V. Auszug aus einer vaticanischen Handschrift. Von Titulairrath Lector B. S e h n.	33
VI. Mittheilung über Volkslieder bei den im Pleſkauſchen Gouvernement angeſiedelten Eſten, nebst einer Beilage mit Liederproben. Von Dr. Kreuzwald.	43
Freie Uebersetzung eines estnischen Wiegeliedes. Von Ernst v. Reintſhal.	60
VII. Wie war der heidniſche Glaube der alten Eſten beſchaffen? Von Dr. F ä h l m a n n.	65
VIII. Nachträge zu meinem Aufſaße über die Chronologie Heinrich des Letten. Von Dr. Hansen.	69
IX. C. A. Heumanns Randbemerkungen zu Heinrich dem Letten. Mitgetheilt von Dr. Hansen.	73
X. Grubers Handschrift der Origines Livoniae.	78
XI. Ruſſiſche Münzen aus dem Eſtenlande. Von Dr. Hansen.	78
Herr Pastor Ahrens und die estniſche Geſellſchaft.	80

I.

Bemerkungen über den Nominativ, Genitiv und Accusativ im Estnischen.

Von Pastor A. Sölmann zu Kawelecht.

Ich will hier keine Abhandlung, sondern nur Bemerkungen geben. Diese machen darauf keinen Anspruch, das Richtige überall erkannt und genügend dargestellt zu haben; sie wünschen vielmehr nur zu neuen Untersuchungen anzuregen, um diesen so sehr schwierigen und wichtigen Gegenstand der estnischen Grammatik dem allendlichen Abschlusse näher zu bringen.

Die Nominativform des Plurals und auch des Singulars (jedoch hier nur beim Imperativ, in gewissen Fällen) wird im Estnischen bekanntlich auch accusativisch gebraucht; ebenso steht die Genitivform des Singulars ebenfalls accusativisch. Die estnische Sprache hat aber auch noch eine besondere, ihr eigenthümliche Nominalform (den sogenannten alten estnischen Accusativ; z. B. meest, leiba, obbošt), welche von Fählmann mit Recht von den Accusativformen getrennt und mit dem Namen: Indefinit oder Indefinitform bezeichnet worden ist¹⁾. Diesen Namen will ich in diesen Bemerkungen beibehalten, — obgleich man ihn deshalb hat ungenügend finden wollen, weil er in den anderen Casusnamen keinen Gegensatz habe, — welcher Mangel aber nicht in ihm, sondern in den anderen Casusnamen liegt. Diese deshalb zu verändern, wäre schwierig; es kommt hier aber auch ja Alles auf die Sache an, und wenig auf den Namen. Wann der Indefinit gebraucht werde und wann

1) S. Verhandlungen der gel. estn. Gesellsch. Bd. 1, Heft 4.

er namentlich accusativisch stehe, hat Fählmann (a. a. D.) angegeben. Es soll dieß auch von mir hier besprochen werden.

In dem Gebrauche der Accusativformen und der Indefinitformen herrscht leider noch immer viel Unsicherheit und Verwirrung; es werden diese Formen sehr oft verwechselt und unrichtig gebraucht. Es ist sehr zu bedauern, daß dieß auch noch in Druckschriften oft genug Statt findet. Der grammatische Indifferentismus sagt wohl, daß auf den richtigen Gebrauch dieser Formen nicht viel ankomme; man werde vom Volke doch immer verstanden, wenn man auch Fehler der Art mache. Nun ja, — man erräth ja wohl auch den Sinn der Rede, wenn man im Deutschen z. B. sagen hört: ich liebe dir, — oder: gieb mich zu trinken. Ist es aber dennoch nothwendig, solche Fehler im Deutschen zu vermeiden, so wird man aus gleichen Gründen im Estnischen ähnliche Fehler zu vermeiden suchen müssen, — zumal da dergl. Fehler nicht vom estnischen Volke gemacht werden, sondern demselben durch Schrift und Rede von außen gewissermaßen aufgedrungen werden sollen.

Um so dankenswerther sind daher die neueren bekannten sehr verdienstlichen Arbeiten von Krüpfker, Heller, Ahrens, Fählmann und And., welche für diese Nominalformen bessere Regeln aufzustellen suchten, wo solche bei den älteren estnischen Grammatikern unrichtig oder mangelhaft waren. Daß bei der Schwierigkeit des Gegenstandes die Ansichten hier nicht immer übereinstimmten, ist wohl natürlich; es ist aber im Interesse der Sache sehr zu wünschen, daß dieß nicht mehr lange so bleibe.

Es sind hier besonders zwei verschiedene, einander entgegengesetzte Ansichten von diesen drei Nominalformen anzuführen. Die eine Ansicht hält diese Casus nur für Modalitätsformen des Ausdrucks für das Definitive, Relative und Indefinitive, — oder für das ganz, halb und nicht Bestimmte, — zum Ersatz für die fehlenden Artikel oder Bestimmtheitswörter anderer Sprachen, — und die nur „nebenher“ zugleich verschiedentlich in einem und anderen Casus stehen²⁾. — Dagegen sind diese drei Nominalformen nach der an-

2) S. das Nähere in Heller's Abhandlungen, — in Rosenplänter's Beitr. zur genaueren Kenntniß der estnischen Sprache, Heft 15 u. 16, — und in den Verhandl. der gel. estn. Gesellschaft, Bd. 2, Heft 1. — Vergl. auch Ahrens estn. Grammatik, S. 29 ff.

deren Ansicht wirkliche Casusformen zur Bezeichnung der gegenseitigen Verhältnisse der Nomina, wie wir sie im Wesentlichen auch in anderen Sprachen finden³⁾).

Welche von diesen beiden Ansichten wäre nun wohl die richtige? Ich meinerseits muß gestehen, daß ich, auch nach der unbefangenen und sorgfältigsten Prüfung, dennoch nicht jener ersten Ansicht beizustimmen vermag; einige meiner Gründe werden aus dem hier Folgenden zu ersehen sein.

Wenn wir diese drei Nominalformen als Nominativ, Genitiv und Accusativ auch für die estnische Sprache ihrer wesentlichen Bedeutung nach beibehalten und auch wohl nothwendig beibehalten müssen (wie mangelhaft auch immer die Namen dieser Casus sein mögen), — so finden wir fast nur beim Accusativ Schwierigkeiten, besonders aber beim Indefinit (dem sogenannten alten Accusativ), der zugleich auch als Partitivform dient. Es sollen daher besonders der Accusativ und der Indefinit, so wie der Begriff des Partitiven hier in diesen Bemerkungen besprochen werden; — vorher wäre aber auch Einiges über den Nominativ und Genitiv zu sagen.

Der Nominativ muß in seiner wesentlichen Bedeutung und Bestimmung auch für die estnische Sprache ein solcher sein und bleiben. Er ist also auch hier der Subjectivus oder Casus des Subjects, sowohl bei activen als passiven Verben. Daß seine Form in gewissen Fällen (beim Imperativ einer Art Verba) auch accusativisch gebraucht wird, — ist für ihn ganz gleichgiltig; wird doch auch in anderen Sprachen die Nominativform accusativisch gebraucht, ohne daß man gerade deshalb sie für eine besondere „forma definitiva“ ansieht oder anzusehen nöthig hätte. (S. hier später den Acc.)

Das definite Subject wird im Estnischen durch den Nominativ, — das indefinite aber durch den Indefinit ausgedrückt; — und dieses Letztere steht dann natürlich auch nominativisch. Wo der Indefinit aber nicht ein indefinites Subject und auch nicht ein indefinites Object (bei transitiven Verben) bezeichnet,

3) S. Fählmann's Abhandlungen in den Verh. der gel. estn. Gesellschaft, Bd. 1, Heft 3 u. 4. — Vergl. unter Anderen auch Knüpfers über die Declinations- und Casusformen der estn. Sprache.

sondern nur zur Bezeichnung des Partitiven dient, — da steht er niemals in jenem Falle nominativisch und in diesem Falle accusativisch; — er steht als Partitivform dann (wenn man analoge Casus aus anderen Sprachen auch hier auffuchen will) immer nur genitivisch oder ablativisch, — wie ich hier später zu beweisen suchen werde.

Der Indefinit steht daher 1) als Casus des indefiniten Subjects nominativisch; — 2) als Casus des indefiniten Objects accusativisch, — 3) als Partitiv-Casus, sowohl bei transitiven als intransitiven Verben, genitivisch oder ablativisch⁴⁾.

Ueber das hier angegebene zweite und dritte Casusverhältniß des Indefiniten wird später das Nöthige gesagt werden; — über das erste Casusverhältniß desselben wäre hier beim Nominativ etwa noch Folgendes zu bemerken.

Der Indefinit steht, als Casus des indefiniten Subjects, niemals bei transitiven, sondern nur bei intransitiven Verben, und auch bei diesen, wie mir scheint, nur nach Negationen und in Fragefällen⁵⁾; — wo aber auch die Nominativform gesetzt werden kann. Wird das transitive Verbum in ein Passivum verwandelt, so steht der Indefinit natürlich als indefinites passives Subject bei demselben. Wo noch sonst der Indefinit bei intransitiven Verben vorkommt, da bezeichnet er nicht mehr ein Subject, und steht daher auch nicht mehr nominativisch, sondern er drückt dann nur das Partitive aus und ist demnach hier nur genitivisch oder ablativisch zu nehmen; z. B. *il est des gens* (on rahwast), — *il vient des hommes* (tulleb iinimeſi), — *voilà de la bière* (seäl on öllut), — *il tombe de la neige* (saddab lund), — *il me faut du lait* (mul on pima waja), — u. s. w.⁶⁾.

4) S. Verhandlungen der gel. estn. Gesellschaft, Bd. 1, Heft 4, wo Fählmann, in seinem Nachtrag zur Declinationslehre, p. 28—31, dieses dreifache Casusverhältniß des Indefiniten bereits gezeigt hat.

5) Es wäre aber auch bei diesen beiden Ausnahmefällen noch die Frage, ob der Indefinit hier für eine Bezeichnung des Subjects zu nehmen sei? Der Indefinit bezeichnet vielleicht nur bei passiven Verben das indefinite passive Subject.

6) Hier in diesen Beispielen sind *des gens*, *des hommes*, *de la bière* etc. nicht Subjecte, sondern nur Bezeichnungen des Partitiven, die daher auch nicht nominativisch stehen. — Das Nähere darüber später bei Besprechung des Partitiven. S. pag. 15 ff.

Die intransitiven Verba werden beim Indefinit, wenn er Partitives bezeichnet, immer impersonal gebraucht, wie aus obigen Beispielen zu ersehen ist. Das unpersönliche Subject (im Deutschen: es, man) wird im Estnischen nicht ausgedrückt; es steckt, wie man sagt, dann im Verbum; z. B. mürristab, es donnert; — külmon, es ist kalt; — lautakse, es wird gesungen oder man singt. Wo im Deutschen das unpersönliche Subjectwort man steht, da bedient man sich im Estnischen einer passiven Form, — die aber deshalb nicht für eine active anzusehen ist.

Das persönliche passive Subject kann, ebenso wie das persönliche active, im Estnischen ein definites oder auch indefinites sein. Im ersten Falle steht das passive Subject immer im Nominativ, — im letzten Falle aber immer im Indefinit, der dann natürlich nominativisch zu nehmen ist. Ob das passive Subject im Nominativ oder im Indefinit stehen muß, — das hängt davon ab, ob nämlich das transitiv Verbum ein definites oder ein indefinites ist, und ob das Object desselben demnach in den Accusativ oder in den Indefinit gesetzt werden muß; denn für das Object bedient man sich im Estnischen immer entweder jener oder dieser Form. Wo das Object also im Accusativ stand, da steht es als passives Subject im Nominativ; — wo es hingegen in den Indefinit gesetzt war, da steht es als passives Subject ebenfalls wieder im Indefinit. Das definite Object im Accusativ ist natürlich dann auch ein definites passives Subject im Nominativ. Das indefinite Object, das accusativisch im Indefinit steht, ist so auch wieder ein indefinites Subject, das in dieselbe Casusform (den Indefinit) gesetzt werden muß und dann nominativisch zu nehmen ist. Beispiel für das definite Verbum und für das definite Object und Subject, — beim Activum: minna künnan põllo (walmis); — beim Passivum: põld küntakse (walmis). — Beispiel für das indefinite Verbum und für das indefinite Object und Subject, — beim Activum: minna künnan põldu; — beim Passivum: põldu küntakse.

Einige indefinite Verba können in definite verwandelt werden; — andere müssen aber immer indefinite bleiben. Zu diesen letzten gehört z. B. armaštama, bei dem niemals ein definites Object und auch niemals ein definites passives Subject stehen kann. (S. das Nähere über die definiten und indefiniten Verba später beim Accusativ.)

Es sei hier noch die Bemerkung erlaubt, daß nach meiner Ansicht das estnische Passivum wohl nicht für ein unpersönliches Activum gehalten werden kann; denn das bei demselben stehende Nomen steht ohne allen Zweifel wirklich im Nominativ, oder im nominativisch hier zu nehmenden Indefinit; es ist daher ein passives Subject und nicht etwa ein Object eines unpersönlichen Activum; z. B. „Poig, ke Jäsast sadeti.“ Hier steht ganz richtig der Nominativ des Pronom. relat. ke (kes), weil sadeti die passive Form eines definiten Zeitworts ist; — die Indefinitform kedda wäre demnach hier unrichtig gewesen. Man kann hier nicht den Ausweg versuchen wollen, indem man etwa sagte, daß die Nominativformen (in gewissen, sehr beschränkten Fällen) ja auch accusativisch gebraucht würden; denn die Nominativform (ke) dieses Pronom. steht bekanntlich niemals accusativisch. Man kann die Worte: ke Jäsast sadeti, nur übersetzen: der vom Vater gesandt wurde; — und nicht etwa: den man vom Vater sandte. — (Das Nähere über das estnische Passivum mal weiterhin an einem andern Orte.)

Der Genitiv der estnischen Sprache ist im Wesentlichen dem Genitiv anderer Sprachen gleich, — sein Gebrauch aber dadurch beschränkter, daß er niemals so, wie der Genitiv anderer Sprachen, auch zur Bezeichnung des Partitiven und des indefiniten Object (s. den Acc.) dient, indem beides im Estnischen immer nur durch den Indefinit ausgedrückt wird. Er wird jedoch im Estnischen auch wieder, bei dem Mangel an sogenannten passiven Adjectiven, öfter gebraucht, zum Erfasse derselben. Daß seine Singularform auch accusativisch gebraucht wird, ist für ihn ebenso gleichgiltig, wie für den Nominativ. (S. hier den Nom. u. Acc.) Die Annahme einer besondern forma relativa, die mittels der Genitivform (in der dreifachen Unterscheidung des ganz Bestimmten, halb Bestimmten und nicht Bestimmten) das halb Bestimmte oder partim definitum ausdrücken solle, — läßt sich in jener bekannten Theorie (von Heller) wohl am wenigsten durchführen und beweisen. Denn der estnische Genitiv drückt niemals (weder im Singular noch im Plural) das halb Bestimmte aus im Sinne dieser Theorie. Die Genitivform wird im Plural niemals accusativisch gebraucht, und kann daher auch niemals im Accusativ des Plurals das sogenannte halb Bestimmte be-

zeichnen. Die Annahme einer solchen *forma relativa* könnte demnach auf weiter nichts, als auf den accusativischen Gebrauch der Genitivform des Singulars gegründet werden; aber auch hier läßt sich diese Annahme nicht rechtfertigen. Denn die Genitivform des Singulars wird immer nur bei definiten Objecten des Singulars accusativisch gebraucht; — und, mit Ausnahme der beschränkten Fälle beim Imperativ der definiten Verba, hat die estnische Sprache gar keine andere Casusform, um im Singular ihre definiten Objecte zu bezeichnen. Dieß ist ganz bestimmt im Revalschen Dialekte der Fall; — die Ausnahmen, die man im Dörptschen Dialekte zu bemerken geglaubt, sind nichts weiter, als Sprachunrichtigkeiten, die man wohl durch die mangelhaftere Nominalflexion (die Genitivform des Sing. gleich der Nominativform des Plur., *z.*) hier entschuldigen aber nicht rechtfertigen kann. — Die Annahme einer solchen *forma relativa* müßte also nothwendig, wie mir scheint, ganz aufgegeben werden; — und dann wäre auch eine Verständigung und Vereinigung zwischen jenen beiden entgegenstehenden (im Anfange hier bezeichneten) Ansichten, in Betreff der hier in Rede stehenden drei Nominalformen (des Nom., Gen. und Acc.), wie mir scheint, leicht möglich, und käme auch wohl hoffentlich, in Berücksichtigung des wichtigen Gegenstandes, bald zu Stande. Die bisherigen und auch ferneren Bemerkungen wünschen hier Einiges dazu beitragen zu können. — Wir wenden uns nun zu dem schwierigsten estnischen Casus, nämlich zu dem Accusativ, bei dem auch der Indefinit ausführlicher besprochen werden soll; später kommt derselbe auch noch als Partitivform in Betrachtung.

Der Accusativ und der Indefinit (oder der sogenannte alte Accusativ). Es wurde oben beim Nominativ ein definites und indefinites Subject unterschieden; — jenes stand im Nominativ, — dieses im Indefinit, der dann ebenfalls nominativisch zu nehmen war. Auch beim Accusativ muß ein definites und indefinites Object unterschieden werden; jenes wird durch den Accusativ, — dieses ebenfalls durch den Indefinit ausgedrückt, der hier aber natürlich accusativisch steht.

Hier nun zuerst Einiges über die Casusformen des Accusativs und Indefinites.

Der Accusativ oder der Casus des definiten Object's hat bekanntlich im Estnischen keine eigenthümliche, sondern nur von anderen Casus entlehnte Formen. Im Plural entlehnt er seine Form nur vom Nominativ des Plurals; — im Singular aber entlehnt er seine beiden Formen theils vom Nominativ, theils vom Genitiv des Singulars. Im Plural hat er also nur eine solche Form (z. B. obbofed), im Singular aber zwei derselben (z. B. obbone und obbose), die erste vom Nom., die letzte vom Gen. entlehrend. So wohl im Plural als im Singular bezeichnen diese entlehnten Formen auf eine ganz gleiche Weise das definite Object.

Der Indefinit hat zwar eigenthümliche Formen, — eine für den Singular (z. B. leibu, mehhi, obbofid); die werden aber nicht allein accusativisch, sondern auch, wie bereits bemerkt worden, nominativisch und genitivisch (oder ablativisch) gebraucht. Der Indefinit bezeichnet, bei accusativischem Gebrauche, auch nur das indefinite Object. Seine Formen müssen daher von den eigentlichen Accusativformen (die nur entlehnte sind) ganz geschieden werden.

Man hat wohl zuviel Gewicht darauf gelegt oder auch wohl Anstoß daran genommen, daß der estnische Accusativ nicht seine eigenen Formen habe, sondern immer nur entlehnte Formen gebrauchen müsse. Aber dieß ist ja im Deutschen und Russischen auch der Fall, — mit der geringen Ausnahme im Russischen, daß hier die weiblichen Wörter auf a und я (und diese nur allein) eine eigenthümliche Accusativform im Singular haben. Mit dieser geringen Ausnahme, giebt es im Russischen und Deutschen weder beim Singular noch beim Plural eigenthümliche Accusativformen, sondern diese werden hier, ähnlich wie im Estnischen, theils vom Nominativ, theils vom Genitiv entlehnt: Im Deutschen ist bei der sogenannten schwachen Declination der Masculina (z. B. Knabe, Riese ꝛc.) der Accusativ des Sing. dem Gen. des Singulars gleich; — sonst ist aber überall der Nominativ dem Accusativ gleichlautend, sowohl im Singular als Plural. Im Russischen gilt bekanntlich bei sehr vielen Substantiven als Regel, daß der Accusativ bei unbelebten Gegenständen immer dem Nominativ, — bei belebten Gegenständen aber immer dem Genitiv gleich lauten müsse. Und doch wird hier Niemand sagen wollen, daß in dem einen Falle deshalb der Nominativ und Accusativ etwa das Definite bezeichnen, und in dem anderen Falle wieder der Genitiv und Accusativ etwa das Relative oder

halb Bestimmte, — *partim definitum*: Warum soll man denn gerade im Estnischen so etwas annehmen? Bei gleichen Casusformen kann ja noch immer jeder Casus seine eigenthümliche Bedeutung haben und behalten. Es wäre wohl zu wünschen, daß jeder Casus seine eigene besondere Form hätte und gebrauchte; dieß ist aber nun einmal nicht der Fall; wir finden nicht allein im Estnischen, Deutschen und Russischen, sondern auch z. B. im Griechischen und Lateinischen gleiche Casusendungen, wenn auch hier im geringeren Maaße. Haben nun einmal solche Sprachen nicht für jeden Casus besondere Formen gebildet, und muß bei ihnen daher irgend ein Casus anderwärts fremde Casusformen entlehnen, — so ist's doch offenbar ganz gleichgiltig, mit welchem anderen Casus er gleiche Formen hat, oder von welchem anderen Casus er solche entlehnte Formen hernimmt. Im Lateinischen ist in der ersten und fünften Declination z. B. beim Singular der Genitiv dem Dativ, der Form nach, gleich; — in den anderen Declinationen dieser Sprache wieder nicht. Welche Regel soll nun hier etwa aus der Gleichheit dieser Casusendungen, und welche aus der Ungleichheit derselben für die Bedeutung des Genitivs und Dativs abgeleitet werden? Man wird hier wohl ebenso wenig eine besondere Regel auffinden können, wie bei der angeführten Gleichheit der Formen des Nominativs, Genitivs und Accusativs im Deutschen, Russischen und Estnischen.

Der estnische Accusativ hat im Singular zwei Formen, die auf eine ganz gleiche Weise zur Bezeichnung des definiten Objects dienen. Die vom Nominativ entlehnte Form (z. B. *obbone*) steht jedoch nur beim Imperativ der definiten (nicht indefiniten) Verba; sonst wird überall im Singular die vom Genitiv entlehnte Form (z. B. *obbose*) zur Bezeichnung des definiten Objects bei solchen Verben gebraucht (s. hier den Gen.). Bei so sehr beschränktem Gebrauche der vom Nominativ des Singulars entlehnten Form beim Accusativ des Singulars kann diese daher nur wie eine Ausnahme von der Regel angeführt werden; denn die eigentliche und (bis auf diese geringe Ausnahme) allgemeine Form für das definite Object im Singular ist und bleibt die vom Genitiv entlehnte Form des Accusativs.

Man könnte hier nun fragen: ob die Unterscheidung eines definiten und indefiniten Objects im Estnischen wirklich nothwendig sei, und ob der Indefinit wirklich nur das indefinite Object (wo er accusativisch steht) bezeichne? — Nicht allein im

Estonischen, sondern auch in anderen Sprachen giebt es indefinite Objecte, die aber von den gewöhnlich sogenannten indirecten Objecten unterschieden werden müssen. In anderen Sprachen sagt man gewöhnlich: der Accusativ sei der Casus des näheren, des unmittelbaren, des directen Object's oder des geraden Regime's; — die übrigen casus obliqui seien dagegen die Casus des entfernteren, des mittelbaren, des indirecten Object's; — z. B. er gab mir den Brief; — er versicherte mich seines Wohlwollens. Es regieren aber bekanntlich viele transitive Verba nicht den Accusativ (oder nicht immer denselben), sondern einen andern Casus, meist den Genitiv; z. B. ich erwähne des Vorfalles, — ich bedarf der Hilfe. Dieses durch andere Casus ausgedrückte Object ist doch auch ein directes, — aber wohl nicht ein definites, sondern ein indefinites, — wenn man diese für die estonische Sprache passende terminologische Bezeichnung auch bei anderen Sprachen anwenden wollte. Daß in anderen Sprachen so viele transitive Verba nicht den Accusativ, sondern einen andern Casus regieren, kann doch wohl nicht für Willkühr oder Zufall gehalten werden; denn man findet bei vieler Verschiedenheit doch auch wieder recht viel Uebereinstimmung; man findet z. B., daß die verba copiae et inopiae, — die Verba, die einen Wunsch, eine Hoffnung, eine Begierde, einen Genuß (zumal in partitiver Beziehung), — die Verba, die ein Erinnern und Vergessen, — und dergl. ausdrücken, in verschiedenen Sprachen gewöhnlich nicht den Accusativ, sondern einen andern Casus bei sich haben. Worin liegt aber nun der Grund, daß nicht immer der Accusativ allein der Casus des directen Object's (in diesem engeren Sinne) ist? — Man mag dieß in anderen Sprachen erklären, wie man will; man mag hier dieses Object, das nicht im Accusativ, sondern in einem andern Casus steht, ein definites oder auch anders nennen; — man wird aber doch wohl auch in diesen Sprachen die Objecte des Accusativs von den Objecten eines andern Casus unterscheiden und auch wohl beide Objecte auf eine unterscheidende Weise bezeichnen müssen. Von Interesse wäre hierbei auch die Berücksichtigung der russischen Sprache; man vergl. z. B. in Gretsch russ. Grammatik (übersetzt von Dldokop) § 140, vom Genitiv. — Die estonische Sprache weicht von den anderen Sprachen in dieser Hinsicht wohl vielfach ab, bietet aber doch auch Vergleichungspunkte, indem nämlich hier oft nur der Indefinit steht, wo in anderen Sprachen das Object nicht durch den Accusativ, sondern durch

einen andern Casus ausgedrückt wird. Es ist im Estnischen die Unterscheidung eines definiten und indefiniten Objects durchaus nothwendig; die Eigenthümlichkeit dieser beiden Objecte wird sich hier späterhin aus dem Folgenden ergeben.

Es ist nun Näheres darüber zu sagen, wann im Estnischen der Accusativ oder die Form des definiten Objects, — und wann der Indefinit als Form des indefiniten Objects angewendet wird.

Fählmann hat in dem, was er (in den Verhandlungen 2c. Bd. 1. Heft 3.) von den zwei Modus der estnischen Declination sagt, — zugleich ganz richtig, wie mir scheint, angegeben, wann der Accusativ und wann der Indefinit (als Objectform) stehen müsse. Es stände hiernach der Accusativ, wenn das Thun (des Subjects) ganz vollendet, ganz und gar abgemacht wird oder wurde. Dagegen wäre der Indefinit zu setzen, wenn gesagt wird, daß man sich mit einer Sache beschäftigte oder noch beschäftigt, ohne zugleich anzugeben, daß das Werk vollbracht wird oder wurde. Es läge also in dem Gebrauche des Indefinit die Angabe, daß die Handlung noch fortdaure, noch nicht vollendet sei, und auch wohl, daß man etwas erst thun wolle oder werde. Hierin liegt aber auch zugleich, in welcher Abhängigkeit der Gebrauch jener oder dieser Objectform von der Eigenthümlichkeit des Verbums sich befindet, je nachdem das Verbum nämlich ein definites oder indefinites ist. Hiermit stimmt auch überein, wenn zufolge jener Darstellung (a. a. D.) der Indefinit eine Handlung nur im Allgemeinen anzeige, während der Accusativ sich auf einen bestimmten Fall und Gegenstand beziehe.

Wenn hiermit auch die Eigenthümlichkeit der definiten und indefiniten Verba im Allgemeinen angegeben wäre, so käme jetzt in Frage, woran man es auch äußerlich an den Formen zu erkennen habe, ob ein Verbum ein definites oder indefinites sei. Eigentlich sollte dieß immer nur durch die Formen des Verbums selbst zu erkennen sein. Dieß ist aber im Estnischen nicht immer der Fall. Die definiten Verba machen sich zwar oft, aber nicht immer, als zusammengesetzte (*verba composita*) kenntlich; in diesem Falle haben sie eine Partikel oder ein anderes Epitheton bei sich, wodurch sie den Begriff der Vollendung, der Abgeschlossenheit erhalten, und wodurch demnach aus indefiniten Verben definite werden. Dergleichen Zusatzwörter sind: *ärta, walmis, otfa, foggoni, sur-*

nufs 2c. (s. Fählmann a. a. D.). Bei solchen zusammengesetzten definiten Verben steht zwar immer der Accusativ, wenn sie eine vollendete Handlung bezeichnen; — wird aber erst die Handlung beabsichtigt, oder soll sie erst vollbracht werden, — so steht doch auch bei ihnen wieder der Indefinit, z. B. *minna tahhan (sedda) lammast finni wötta*; — *sinna pead (sedda) obbošt talli wima*. Man hört in solchen Fällen wohl auch den Accusativ, — was mir aber nicht richtig zu sein scheint. — Oft sind jedoch die definiten Verba (wie bereits bemerkt) auf obige Weise nicht zusammengesetzt; dann wäre aber immer ein geeignetes Zusatzwort obiger Art wenigstens hinzuzudenken; was nicht schwer fallen kann, wenn man das Object dabei gehörig beachtet und die auf das Object sich beziehende Thätigkeit des Subjects. Außerlich sind solche Verba aber doch nicht als definite zu erkennen, — und wenn nicht die beiden Objectformen es anzeigten, würde man nicht hier wissen können, ob das Verbum ein definites oder indefinites ist. Obgleich dieß oft nur aus den Objectformen erkannt werden kann, so darf deshalb doch niemals dabei die Eigenthümlichkeit des Verbums unberücksichtigt bleiben, ob es nämlich für ein definites oder indefinites gehalten werden muß. Denn viele Verba vertragen, ihrer Bedeutung nach, keine solche Zusammensetzung, durch die sie in definite würden verwandelt werden; sie sind und bleiben immer *verba simplicia* und auch *verba indefinita*; es steht daher bei ihnen auch immer nur der Indefinit. Zu solchen indefiniten Verben gehört z. B. das Verbum *armastama*, lieben, — bei welchem immer nur der Indefinit stehen kann, wie: *minna armastan Juñmalat*. Hier ist das Object doch offenbar nicht etwa ein unbestimmtes, sondern ein ganz bestimmtes. Und doch kann hier niemals der Accusativ (*Juñmala*), sondern immer nur der Indefinit (*Juñmalat*) stehen. Es kann also nicht in der Beschaffenheit des Objects (ob dieses nämlich ein bestimmtes oder unbestimmtes ist) liegen, daß man in dem einen Falle den Accusativ, — in dem anderen aber den Indefinit zu gebrauchen habe. Die Verschiedenheit der Objectformen ist nur ein Hilfsmittel, um zu erkennen, ob das Verbum ein definites oder indefinites ist.

Aus Obigem ist es leicht erklärlich, warum man geglaubt, daß der Accusativ oder die Form des definiten Objects, immer oder doch vorzüglich beim Präteritum stehe, — und warum wieder Andere der Meinung waren, daß diese Objectform auch beim Präsens vorkommen

könne. Sie kommt auch wirklich beim Präsens vor, wenn man sich nur die Handlung als vollendet denkt, — und nicht etwa als noch fortdauernd oder unvollendet. Wenn man z. B. sagte: „meie tome Sull' se latse“, — so wäre die Accusativform (latse) richtig angewendet, wenn dabei die Handlung als bereits vollendet zu denken ist; — unrichtig aber, wenn sie noch als unvollendet oder fortdauernd gedacht wird, in welchem letzten Falle dann durchaus die Indefinitform (last) gebraucht werden müßte, obgleich das Object hier ein bestimmtes (dieses Kind) ist; — wenn es ferner heißt: wöttis leiwa, wöttis karrifa, — so stehen auch hier die Accusativformen (leiwa, karrifa) ganz richtig, weil das Verbum hier eine vollendete Handlung bezeichnet und demnach ein definites ist. Das Object ist hier freilich auch ein definites, aber nicht unabhängig vom Verbum, durch sich selbst allein, sondern nur deshalb, weil es durch das definite Verbum auch zu einem definiten wird. Die Indefinitformen (leiba, karrifat) könnten aus obigen Gründen hier nicht angewendet werden. — Eben deshalb muß man auch die Accusativformen gebrauchen, wenn man sagen wollte: Juinal löi taewa ja ma, — und nicht etwa die Indefinitformen (taewast ja maad). — Ferner: Juinal on mulle andnud silmad ja kõrwad; — und nicht etwa: silmi ja kõrwu, die hier partitivisch (als Indefinitformen des Plurals) ständen und nicht eine bestimmte, sondern eine unbestimmte Anzahl dieser Glieder bezeichneten; außerdem ist hier das Verbum ja ebenfalls ein definites. —

Die obigen Bemerkungen will ich nun versuchen in besondere Regeln möglichst kurz auf folgende Weise etwa zusammenzufassen.

Liegt in den Verben der Begriff des Unbegrenzten, Unvollendeten oder Unbestimmten, so sind sie indefinite Verba, und es muß bei ihnen dann immer die Indefinitform stehen, — auch nach einem Imperativ derselben. Verba dieser Art sind z. B. armastama, wiikama, tahtma, imustama, watama (kaema), kuulma, näggema, otama, palluma, täänama, kiitma, auustama, kummardama, arwaldama, püüdma, finnitama, u. s. w.

Liegt dagegen in den Verben umgekehrt der Begriff des Begrenzten, Vollendeten oder Bestimmten, so sind sie definite Verba, und es muß dann zu ihnen die Accusativform gesetzt werden. — Die definiten Verba sind oft verba composita, indem sie mit solchen Wörtern zusammengesetzt werden, die ihnen eben den

obigen Begriff der definiten Verba geben, und die dadurch indefinite Verba in definite verwandeln: Dergleichen Zusatzwörter sind z. B. ärra, wälja, siäse, sinna, läbbi, ülles, alla, mahha, ette, lahti, finni, fokko, walmis, — wette, tulde, tuppa, talli, — furnuks, ellawaks, önsaks, — u. s. w.

Viele indefinite Verba (wie etwa die oben angeführten vielleicht ohne Ausnahme) erlauben wegen ihrer Bedeutung wohl niemals eine Zusammensetzung mit Wörtern obiger Art, die ihnen den Begriff der definiten Verba geben würden, — welcher Begriff aber nicht mit ihrer Bedeutung vereinbar ist, wenn man die hier dargestellten Eigenthümlichkeiten der definiten und indefiniten Verba erwägt. Sie bleiben daher immer indefinite Verba, und haben daher auch nur immer die Indefinitform bei sich. — Die Mehrzahl der indefiniten Verba kann jedoch eine solche Zusammensetzung bekommen und dadurch in definite verwandelt werden. Nimmt man z. B. die indefiniten Verba: wötma, teggema, wima, toma, löma, litsuma, — so kann man durch Zusammensetzung mit Wörtern obiger Art aus ihnen definite Verba bilden, wie etwa: ärra wötma, finni wötma, walmis teggema, lahti teggema, ärra wima, talli wima, tuppa toma, wiggaseks löma, mahha litsuma, und dergl. Solange sie verba simplicia sind, steht bei ihnen die Indefinitform, z. B. wöttab leiba, teeb rattast, wiib obboft, toob wet, lööb lammast, litsub meest. Werden diese indefiniten Verba mit geeigneten Wörtern obiger Art zusammengesetzt, so entstehen definite Verba, zu denen man dann Accusativformen setzt, z. B. wöttab leiva ärra, teeb ratta walmis, wiib obbose talli, toob wee ärra, lööb lamba wiggaseks, litsub mehhe mahha.

Die Beschaffenheit der Objectform ist so sehr von der Eigenthümlichkeit des Verbums abhängig, daß selbst bei definiten Verben die Indefinitform stehen kann, wenn, wie oben gezeigt, die Handlung erst ausgeführt werden soll, und auch dann, wenn nur (oder doch vorzüglich nur) auf die Beschäftigung des Subjects gesehen wird, ohne Berücksichtigung des Objects, mag dieses auch ganz bekannt sein. Für jenen Fall wurden oben schon Beispiele gegeben; — für diesen letzten Fall diene etwa Folgendes als Beispiel. Wenn ein Wirth, der ein einziges Pferd besäße, seinen Knecht fragte, was er zu einer bestimmten Zeit gethan, so würde der Knecht in der Indefinitform z. B. sagen: miäna paäin obboft ette. Fragte aber

der Wirth, ob der Knecht mit dem Anspannen des Pferdes (also mit einer bestimmten Beschäftigung, durch welche ja auch das Object ein bestimmtes wird), bereits fertig geworden sei, — so wird der Knecht ohne Zweifel die Accusativform anwenden und z. B. antworten: *miña pañin obboše ette.* —

Aus den bisherigen Bemerkungen über den Accusativ und den Indefinit wird wohl hervorgehen, daß es unrichtig wäre, wenn man glauben wollte, man habe bei dem Gebrauche der Objectformen nur darauf zu sehen, ob das Object ein mehr oder minder bestimmtes ist, — ohne dabei die Eigenthümlichkeit des regierenden Verbums zu berücksichtigen. Es blieben bei solcher Ansicht die unzähligen Fälle unerklärt, wo z. B. das Object ein ganz bestimmtes, allseits bekanntes ist, und wo dasselbe dennoch in der Indefinitform steht und stehen muß, — wie das hier bereits angeführte Beispiel: *miña armastan Jummalat*, beweist.

Jetzt mögen zuletzt noch einige Bemerkungen über das Partitive hier folgen.

Das Partitive und der Indefinit (als Partitivform). Das Partitive wird im Estnischen immer nur durch den Indefinit ausgedrückt, der dann aber weder nominativisch noch accusativisch steht, — sondern, sowohl bei transitiven als intransitiven Verben, immer nur genitivisch oder ablativisch. Dafür scheinen mir, unter anderen, folgende Gründe zu sprechen.

Es liegt in dem Begriffe des Partitiven, daß es immer eine zweifache Beziehung habe, nämlich auf irgend eine Gesamtheit (Gattung, Stoff, Menge) und auf irgend einen zu dieser Gesamtheit gehörigen, bestimmten oder unbestimmten, positiv oder negativ ausgedrückten Theil. Beide (Gesamtheit und Theil) müssen nothwendig formell von einander unterschieden werden, — entweder durch Casusformen, wie z. B. im Lateinischen, Russischen und Estnischen, — oder durch Casuszeichen mittels der Partitivartikel oder vielmehr der Partitivpräpositionen, wie im Französischen, Italienischen und Englischen, indem diese Sprachen keine Casus durch Nominalflexion haben. In Sprachen, wo diese beiden Bezeichnungsweisen des Partitiven nicht Statt finden, wird die Bezeichnung des Partitiven immer sehr mangelhaft und oft wohl auch fast unmöglich sein,

wie im Deutschen, wo die Flexion der Nomina sehr mangelhaft ist und deshalb auch nicht das Partitive allgemein und durchgängig durch Casusformen bezeichnet werden kann, — wo aber auch die Artikel keinen besonderen Partitivartikel, wie im Französischen haben, und wo überhaupt keine besondere Partitivpräposition gebräuchlich ist. Bei der Bezeichnung des Partitiven werden im Deutschen die Artikel ganz weggelassen. Nun wäre es aber doch nothwendig, das Partitive hier wenigstens durch Casusformen zu bezeichnen, — so wie es andere Sprachen, welche Casusformen mittels der Nominalflexion haben, thun, indem sie das Partitive gewöhnlich durch den Genitiv (Gen. partitivus) ausdrücken. Es sind aber im Deutschen die Substantiva weiblichen Geschlechts im Singular inflexibel, und beim Plural sind alle Substantiva im Nominativ, Genitiv und Accusativ immer ganz gleichlautend. Wie soll hier nun das Partitive ausgedrückt werden? Man versuche dieß zu thun, wenn man z. B. sagt: Hier ist ein Glas Milch, — oder: gieb mir ein Glas Milch. Man wird hier nicht sagen können: ein Glas der oder einer Milch; — oder: ein Glas von der Milch oder von einer Milch; — oder: ein Glas von Milch. Noch fühlbarer wird hier der Formmangel und dadurch die Undeutlichkeit, wenn man das Wort: Glas, (d. h. die Bezeichnung des Theils der Gesamtheit) dabei ganz ausläßt; denn sind solche Bezeichnungen ausgelassen, so muß ich sie doch immer wenigstens hinzudenken, mag es auch etwas Bestimmtes oder Unbestimmtes sein; und ich muß dasselbe offenbar auch in einem andern Casusverhältniß mir vorstellen, als dasjenige Casusverhältniß ist, in welchem der Stoffname: Milch, steht. Ich habe oder verlange ja nicht den ganzen vorhandenen Stoff, der deshalb ja auch nicht in seiner Gesamtheit mein Object sein kann, — sondern nur irgend einen bestimmten oder unbestimmten Theil des Stoffs oder der Gesamtheit, — welcher Theil dann offenbar allein mein Object ist und als solches im Accusativ steht. Der Stoff muß dann aber doch mit seinem Theile nicht in einem gleichen, sondern verschiedenen Casus stehen, weil ja ihr Verhältniß zu einander durchaus ausgedrückt werden muß, und dieses hier nur durch Casusformen auszudrücken ist, da Partitivartikel fehlen. Dieser verschiedene Casus kann dann kein anderer sein, als der Genitiv, wegen des Verhältnisses des Stoffs zum Theil (Gen. part.), — oder auch der Ablativ, wegen des Begriffs der Trennung oder Absonderung, der in dem Partitiven

liegt. — Die männl. und sächl. Substantiva im Deutschen könnten zwar das Partitive beim Singular durch eine besondere Casusendung (den Genitiv) ausdrücken. In früherer Zeit geschah dies auch fast allgemein; so heißt es z. B. bei Luther: ein Becher kalten Wassers; — ein wenig Weins; — wer des Wassers trinkt; — des Brots nicht satt haben; — des Brots mangelt; — Brots genug, die Fülle haben; — er giebt seines Brots den Armen; — weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über; — u. s. w. In späterer Zeit hat man aber immer mehr solche Bezeichnungen des Partitiven ganz ausgelassen, so daß wir dieß jetzt nur noch bei wenigen Wörtern in Gebrauch finden, z. B. ein Stück Weges, ein Morgen Landes, ein Garten voll schöner Bäume. Man unterließ dieß nach und nach immer mehr wohl wegen des erwähnten Mangels in der Flexion, — und jetzt bezeichnet man das Partitive, mit jenen geringen Ausnahmen, gewöhnlich gar nicht mehr durch Casusformen, — aber auch nicht durch besondere Partitivartikel, da man solche nicht hat. Und so stehen denn jetzt die deutschen partitiven Wörter (mit Ausnahme der Numerusflexion, jedoch nicht immer) wie indeclinabilia da, bei denen aus ihrer Form Niemand sagen oder erkennen kann, in welchem Casus sie eigentlich stehen, wenn nicht der Begriff des Partitiven ihnen ihr Casusverhältniß nothwendig anweise. Zu sagen, daß neben der Bezeichnung des Theils, die Gesamtheit (das eigentliche Partitive) in gar keinem Casus, d. h. zu dem Theile in keinem Verhältniß, stehe, sondern nur im Allgemeinen ein „Ding“ bezeichne, — mögte wohl eher für einen Versuch zur Entschuldigung eines solchen Mangels in der Sprache, als für eine genügende Rechtfertigung angesehen werden können*).

Es kann daher die jetzige deutsche Sprache, ungeachtet ihrer übrigen bekannten großen Vorzüge, doch wohl dieses Mangels wegen nicht geeignet sein, bei der Untersuchung eines solchen Gegenstandes zur Erläuterung oder zum Beweise zu dienen. Halten wir uns also hierbei nur an solche Sprachen, welche das Partitive durch Partitivcasus oder durch Partitivpräpositionen genauer bezeichnen. Die griechische, lateinische, russische und estnische Sprache gehören zu denen, die dieß durch solche Casusformen thun. Sie bedienen sich dabei (mit Ausnahme der estnischen Sprache) des Genitivs; im Lateinischen

* Vgl. Grimm, Deutsche Gramm. Th. IV. S. 651 u. S. 721 ff.

wird jedoch, aber nur selten, auch der Ablativ dazu benutzt. Im Estnischen wird niemals der Genitiv, sondern immer nur der Indefinit (und auf eine sehr consequente, viel ausgedehntere Weise) zur Bezeichnung des Partitiven angewendet, — der aber dann, wie schon bemerkt, weder nominativisch noch accusativisch, sondern nur genitivisch oder ablativisch steht. Vergleichende Beispiele aus diesen verschiedenen Sprachen könnten hier viel zur Erläuterung und zum Beweise beitragen; es sei mir daher erlaubt, hier einige solcher Beispiele anzuführen. Aus dem Griechischen: *μεστος ἐλπίδων* (lotust), — *άλις ἔχει χρυσοῦ* (kulda), — *πινω ὕδατος* (wet), — *δει μοι ἄρτον* (leiba), — *μετεστι μοι τῶν πραγμάτων*, — *ἔδωκα σοι τῶν χρημάτων*, — *ἔσθιω κρεῶν* (libha, Indefinit). Aus dem Lateinischen: *multi hominum* (iñimefi), — *satis temporis* (aega), — *parum frumenti, auri, argenti* (wilja, kulda, õbbedat), — *tantum spei* (lotust), — *modius hordei, avenae* (odre, faeru), — *centum viginti pedum* (jalga). Aus dem Russischen: *у него много книгъ* (ramatuid), — *фунтъ хлѣба* (leiba), — *дай мнѣ хлѣба* (leiba), — *сажень дровъ* (ruid), — *три челоувѣка* (iñimefi), — *пять лошадей* (õbbost), — *выпей воды* (wet), — *ихъ не-было дома* (neid ei õlle koddo), — *больше меня* (surem mind), — u. s. w.

Zu solchen Sprachen, die das Partitive nicht durch Casusformen, sondern durch Partitivartikel oder vielmehr Partitivpräpositionen ausdrücken, gehört die italienische, englische und französische. Im Italienischen bedient man sich dazu der Präposition *di*, — z. B. *un piatto di pesci* (kallu), — *pezzo di pane* (leiba). Im Englischen ist hierbei die Präposition *of* im Gebrauch, z. B. *a pair of shoes, stockings, gloves* (üks paar fingi, sukke, finnid), — *a peck of oats* (üks mat faeru), — *a pot of beer* (õllut), — *an ell of cloth* (kallewit). Im Französischen hat man die bekannten Partitivartikel *de, du, de la, de l' und des*. Der erste derselben ist nichts weiter als die Präposition *de*; und die übrigen sind bekanntlich aus der Zusammensetzung dieser Präposition mit dem Artikel *le, la, les* entstanden. Hieraus ergibt sich, daß die so sehr oft im Französischen vorkommenden Bezeichnungen des Partitiven unmöglich etwa nominativisch oder accusativisch stehen, sondern ablativisch; — denn die Präposition *de* bezeichnet das Ablativische. Nächst der estnischen Sprache bezeichnet die französische

wohl am häufigsten und consequentesten das Partitive; — und es möchten wohl im Ganzen nicht viele Fälle aufzufinden sein, wo im Französischen die Partitivartikel ständen und wo im Estnischen nicht die ihnen ganz in dieser Hinsicht entsprechende Indefinitform gebraucht würde. Es sei deshalb erlaubt, aus dem Französischen einige Beispiele mehr anzuführen: *il est des gens* (on rahwast), — *il vient des hommes* (tulleb iinimesi), — *il tombe de la neige, de la grêle* (saab lund, rahhet), — *il fait des éclairs* (wälfku lööb), — *nous aurons de la pluie* (meie same wihma), — *donnez-moi du papier, de plumes* (pabberit, sulgi), — *j'ai vu des hommes* (iinimesi), — *il y a du lait, de l'eau* (pima, wet), — *il n'y a point de plumes* (sulgi), — *a-t-il du vin, de la bière* (wina, öllut), — *ont-ils des enfans* (lapsti), — *il me faut de pain* (mul on leiba wajja), — *il me manque du lait* (mul pudub pima), — *une douzaine de gants, de bas* (kindid, suffe), — *un morceau de pain* (tük leiba), — *j'ai plus des livres* (ra-matuid), — *que lui*, — *il a assez d'amis* (söbru), u. s. w.

Ich habe hier Beispiele gewählt, wo die estnische Indefinitform im Singul. nicht mit dem Genitiv oder Nominativ gleichlautend ist, wie in *rahha, rahho, söna, &c.*, — und wo sowohl transitive als intransitive Verba vorkommen, und auch Fragen und Negationen. Man wird in diesen und dergl. Beispielen nirgend finden, daß das Partitive im Nominativ oder Accusativ stände, — oder auch nominativisch oder accusativisch genommen werden könnte; es steht vielmehr in den Sprachen mit Nominalflexion im Genitiv, in denen mit Partitivpräpositionen aber ablativisch. Daß eine dieser Sprachen hierin weniger bestimmt und consequent ist als eine andere, kann nur für einen Mangel, aber nicht für eine Rechtfertigung zur Abweichung gelten. Wo die anderen Sprachen in den gegebenen Beispielen das Partitive auf obige Weise bezeichnen, da bezeichnet die estnische Sprache dasselbe immer durch den Indefinit; ja sie thut dieß, wie schon bemerkt, noch viel öfter und consequenter. Was man nun in anderen Sprachen zugesteht und zugestehen muß, wird man demnach nothwendig auch der estnischen Sprache zugestehen müssen, — nämlich daß ihr Indefinit, bei der Bezeichnung des Partitiven, nicht nominativisch oder accusativisch, sondern genitivisch oder ablativisch steht. Wenn es „unmethodisch“ genannt wird, de la bière bald Nominativ, bald Genitiv, bald Accusativ zu nennen,

während es von Hause aus ablativisch sei, — warum soll denn im Estnischen Vlut für einen Nominativ oder Accusativ gehalten, oder nominativisch oder accusativisch genommen werden? warum soll es nicht ebenfalls, wenn nicht genitivisch, so doch ablativisch stehen? Es ist wohl nicht daran zu zweifeln, — der Indefinit steht ganz gewiß als Partitivform immer ohne Ausnahme, genitivisch oder ablativisch; denn er steht nur als Form des indefiniten Subjects nominativisch, und als Form des indefiniten Objects accusativisch. Bei diesem dreifachen Gebrauche des Indefinitis muß immer eine genaue Unterscheidung beobachtet werden.

II.

Gebildete und ungebildete Sprachen.

Von Dr. Hansen.

Eine sehr allgemeine Aufgabe, aber den Verhandlungen unserer Gesellschaft nicht fremd oder gleichgültig. Danach bestimmt sich von selbst das Maß ihrer Behandlung.

Unter ungebildeten Sprachen verstehe ich solche, welche kein selbstständiges oder durch Inhalt und Form bedeutendes Schriftthum aufzuweisen haben. Eine solche ist unter unzähligen die estnische. Wer nicht gerade Sprachforscher ist, ich meine, wer nicht die Sprache um ihrer selbst willen zu erkennen sucht, also selbst die Mehrzahl der classischen Philologen, bringt über solche Ansichten mit, denen hier in der Kürze entgegenzutreten um so billiger ist, da noch ganz neulich über eine wichtige Frage der estnischen Grammatik von einem mit allem Rechte hochverehrten Gelehrten unserer Provinzen folgendermaßen geurtheilt wurde: „Diese neueren Bearbeiter haben einen Sprachlehrebau aufgeführt, der so verwickelt und künstlich ist, daß er bei dem einfachen Bildungsstande des Esten, wie mir scheint, schwerlich der richtige sein kann.“

Veranlaßt mag die Bemerkung sein durch den Mangel an Uebersichtlichkeit, welcher den dort angeführten zwölf Beugungsfällen Maßlings zur Last fällt, welcher gegenüber in der That Fählmanns vortreffliche Zusammenstellung unbedingt eine glückliche zu nennen ist. Aber an der Sache ändert das nichts. Zwölf Beugungsfälle bleiben zwölf Beugungsfälle und es ist die Frage, ob nicht die verstandesmäßige Ordnung, in welcher sie bei Fählmann so klar hervortreten, daß man sie auf den ersten Blick übersieht und festhält, dem einfachen Bildungsstande des Östen noch schwerer anzumuthen ist, als jene verwickelte und künstliche.

Dem der Gedanke, daß ein Volk auf niederer Stufe der Bildung gleich dem Kinde sich möglichst einfach ohne viele Endungen, Beugungen und dgl. ausdrücke, liegt dem unbefangenen Sinne so nahe, daß er weiter keiner Herleitung bedarf.

Merkwürdig aber, in welchem Maße die Kenntniß der Sprachen selbst diesem unbefangenen Urtheile widerspricht.

Nehmen wir einmal Sprachen von Völkern, wie die Kalmücken, Türken, Grönländer, die alle ungebildet sind, so sehen wir ihre Sprachen in einer Weise ausgebildet, von welcher wir von vorn herein gar keine Vorstellung haben. Diese Mannigfaltigkeit der Umbildungen des Zeitwortes durch Inchoativ- und Intensiv-, Passiv-, Factitiv-, Reciproco- u. a. Formen, durch Modi, Participia, Gerundia; dieser großartige Periodenbau ist wahrlich weit ab von dem, was wir einfachen Bildungsstand nennen; unsere gebildeten Völker reden diesen ungebildeten gegenüber eine sehr einfache Sprache.

Betrachten wir zweitens eine Sprache, die wir in ihrer Geschichte verfolgen können, etwa die lateinische und die deutsche. In welchem Zeitraume zeigen sie sich am reichsten in Formen, in dem ältesten oder in dem jüngsten? Aus dem Lateinischen hat sich die Reihe der romanischen Sprachen gebildet. Welche von ihnen hat überhaupt noch eine nennenswerthe Casusbildung? Wo bildet man noch die Vergleichungsstufen? Reicher hat sich das Zeitwort erhalten, doch ist das Passivum verloren und wie manchen Verlust der Sprache deckt namentlich im Französischen die Schrift? Ja, im Griechischen sind die Casus zur Bezeichnung der Ortsbeziehungen so gut wie verloren, im Lateinischen nur noch als Trümmer vorhanden; in den Städtenamen und *domus*, *humus*, *rus*, *mare* und wenigen anderen.

Das Ergebniß ist also einfach: im Fortschritte der Bildung eines Volkes, — oder der Zeit überhaupt? — wird eine Sprache an Bildung ärmer: innerliche Beugung wird äußerliche, entweder noch an dem Worte, wie noch in unseren Tagen frug zu fragte wird, oder in besonderen sog. Hülfswörtern, wie Präpositionen statt der Casus, Conjunctionen statt der Gerundia u. s. w., Adverbien und Hilfsverben statt bestimmter Umbildungen der Verbalformen. Alles wird im Laufe der Entwicklung regelmäßig: die sogenannten starken Verba werden schwach; Bildungen, wie *frango, fregi, fractum*, sind in allen romanischen Sprachen ausgegangen, und statt der Casus erscheint der nackte Stamm, statt *pons pontis* u. s. w. *pont* mit einer Präposition. Es ist als ob die inneren Bildungen der fortschreitenden Entwicklung des Geistes zu fein, zu natürlich seien; in seinem Gange zur Abstraction kömmt er auch dahin, die Grundlage, den Stamm jeder Veränderung zu entziehen und daneben dann gleichsam die Grundstoffe der Begriffsveränderungen abzusondern und für sich hinzustellen.

Schon aus diesem ergibt sich, daß die Erscheinung nicht vereinzelt dasteht. Nur müssen wir von der immer sich aufdrängenden Vorstellung abgehen, daß ein Volk einfacher oder niederer Bildung einem Kinde gleiche oder ähnlich sei. Die Hirten- und Jägervölker im Ganzen, und die letzteren mehr noch, obgleich weniger gebildet als die ersteren, zeichnen sich vor den angestiedelten durch große Schärfe des Gehöres, Gesichtes, Geruches und Schnelligkeit der Füße aus. Was haben wir dafür? Einmal eine Anwendung dieser Sinne und Thätigkeiten auf Feineres und Geistigeres; und dann für das Auge Brillen und Fernröhre, während Dampfwagen den schnellsten und beharrlichsten Käufer weit mehr als ersetzen. Das sind die Präpositionen und Conjunctionen, das die Hülfswörter der neueren Sprachen, und wie das gesammte Völkerleben an jenen äußeren Mitteln, so werden die Sprachen immer reicher an diesen.

Noch haben wir eine Menge von Sprachen mit jener innern Bildung. Das sind die eigentlich lebenden, die jugendlichen Sprachen, denen gegenüber viele der sog. lebenden, wie Französisch, Italienisch für todt zu achten sind, einmal wegen jener ganz äußerlichen, gleichsam anorganischen Bildungsweise und zweitens, weil die Bedeutung der meisten Wörter erst jenseit ihrer selbst zu finden ist, namentlich im Lateinischen.

Zu den lebendigen Sprachen aber gehören in beiden Rücksichten die Finnischen und unter ihnen das Estnische. In ihnen finden wir noch jenen Reichthum unmittelbarer Bildung vom Stamme heraus im Zeitworte so gut wie im Nennworte. Wo dem lehreren handelte es sich hier. Mögen bei anderen Sprachen Localisten und Caucasisten mit eben so vielem Rechte einander entgegenstehen, wie Vulcanisten und Neptunisten in der Geologie, denn Gines schickt sich nicht für Alle, aber im Estnischen ist dieses Eine Grundverhältniß mit solcher Entschiedenheit durchgeführt und durch Fählmann und andere neuesten Grammatiker so klar erkannt und hingestellt, daß jeder Zweifel schweigen muß. Was sind die drei zum Theil verkümmerten lateinischen Locuscasus der Städtenamen, der eine des Sanskrit und des Lettischen, wenn in schönster Ordnung hier zweimal drei, zur Bezeichnung des inneren und äußeren Ortes, je nach den Richtungen in merkwürdiger Gleichbildung der entsprechenden ihnen gegenüber treten? Ja auch die dritten Drillinge schlagen hier der Bedeutung nach zum Theil noch ein, leiten aber zugleich in eine geistigere Reihe hinüber: der Factitivus, auf die Frage wozu (etwas machen)? entspricht der örtlichen Frage wohin, der Instrumentalis dem wo; aber an die Stelle des woraus, welches der dritten Frage entsprechen würde, tritt ein Privativus, die Frage ohne was. Und wenn unsere drei Fälle, Genitiv, Dativ und Accusativ, ebenfalls noch den drei Fragen woher, wo und wohin entsprechen, so hat das Estnische hier ebenfalls eine Lücke, indem zu dem woher und wohin, das wo, d. h. zum Genitiv und Accusativ der reine Dativ fehlt und aus den Localcasus ersetzt werden muß, wie im Griechischen der Dativ auch für den Instrumental dient, für dessen Ausdruck im Lateinischen sich der Ablativ gehalten hat.

Ungeachtet dieser Lücken glaube ich kaum, daß irgend eine Sprache ein so durchgebildetes Fachwerk von Beugungsfällen des Nennwortes aufzuweisen hat. Das ist auch ein Bildungszeichen, aber eines, welches eben nur bei einfacher Bildungsstufe eines Volkes, in sogenannten ungebildeten Sprachen gefunden wird. Ist denn nicht diese Ordnung, streng von der sinnlichen Wahrnehmung ausgehend, eben so einfach wie verständig?

III.

Sind die Wörter Jumal und Dorpat phönicischen Ursprungs?

Von Dr. Hansen.

Neuerdings ist die Ansicht wieder aufgestellt, daß die Phönicier mit unseren Küsten in unmittelbarem lebhaftem Verkehre zu Schiffe gewesen seien. Beweisen läßt es sich doch immer noch nicht. Im Gefolge dieser Ansicht ist nun auch gesagt worden, die Namen Jumal Gott und Tarbat, Tarbet, ältere Form für Dorpat, seien phönicischen Ursprungs; denn aus dem Bereiche der finnischen Sprachen sind sie in der That noch nicht erklärt worden; jumal sei eigentlich jôm - el, Tagesgott, Tarbat sei Tar - bat, d. i. Tar's Haus; denn jôm ist Tag, el Gott, Tar oder Tara Name eines estnischen Gottes und hebräisch bajit, arabisch bait, ein Haus. Was sei also einzuwenden gegen obige Zusammensetzung?

Lassen wir feinere Bedenkllichkeiten bei Seite.

Die Sprache der Phönicier, von der wir verhältnißmäßig wenige Reste haben, gehört mit der arabischen und hebräischen zu der Familie, welche man nach dem Sohne Noahs die semitische nennt. Diese Sprachen, in Beziehung auf Zusammensetzung von Wörtern sehr beschränkt, haben für die Zusammensetzung von Hauptwörtern nur Eine Weise, man heißt sie den status constructus. Die Bildung dieses status constructus weicht von unserer Art, zwei Hauptwörter zu verbinden, völlig ab: wir sagen Hausknecht, Gotteshaus u. s. w., wobei das erste Glied im Genitiv steht, wo nicht der Form, doch der Bedeutung nach; in allen semitischen Sprachen, also auch in der phönicischen ist das umgekehrt. Der Semit kennt nicht die Verbindung Hausknecht und Gotteshaus, sondern nur Knecht Hauses und Haus Gottes, bei welcher das erste Wort, das im Nominativ stehende, des Tonens wegen, möglichst verkürzt wird, z. B. im Hebräischen bajit בית Haus wird bêt בֵּת. Beispiele sind in biblischen Ortsnamen allgemein bekannt. Bethel, Bethlehem, Bethsemes (genauer Bêth - el, Bêt - léhem, Bêth - schémesch)

sind nichts Anderes als Gotteshaus, Brodhaus, Sonnenhaus, nur im Semitischen in der anderen Folge: Haus Gottes, Haus Brodes, Haus (der) Sonne (בֵּית שֶׁמֶשׁ בֵּית לֶחֶם בֵּית אֱלֹהִים), denn Bêt (stat. constr.) heißt Haus, el Gott, léchem Brod, schémesch Sonne. Dagegen würde בֵּית אֱלֹהִים el-bájit heißen Gott Hauses (Hausgott), בֵּית לֶחֶם léchem-bajit Brod Hauses (Hausbrod) u. s. w. Fragen wir also: wie würde im Semitischen, resp. Phöniciſchen, Tagesgott und Tar's Haus heißen, so ist nur die Zusammensetzung el-jòm אֱלֹהִים יוֹם und Bêt-Tar, בֵּית תָּר möglich; jòm-el dagegen heißt Tag Gottes, Gottesstag und Tar-bat Tar Hauses, Hausstar.

Wiſſenſchaftlich also sind diese Worterklärungen unzulässig, weil sie dem Geſetze der Sprachen, aus welchen sie genommen sind, völlig widerstreiten; damit vernichten sie sich selbst. Als gute Einfälle mögen sie ihren Werth haben und auch noch Ausflüchte finden.

IV

Guilielmus Buccius und Ambrosius Weltherus, zwei der ältesten estnischen Schriftsteller.

Vom Collegienrath Santo.

In der kurzen Geschichte der estnischen Literatur, welche aus dem Nachlasse des Herrn Seminar-Inspectors Zürgenson in den Verhandlungen der gelehrten estnischen Gesellschaft (Band 1, Heft 2, S. 45 ff.) abgedruckt worden ist, wird erwähnt, daß im Jahre 1591 Johann Ambrosius Weltherus, ein Jesuit von Eisenach, der sich als Missionär in Livland aufgehalten, estnische Schriften für Prediger herausgegeben haben soll. — Da diese Schriften, nach den von Hrn. Zürgenson gegebenen Notizen, jedenfalls zu den ältesten gehören, die in estnischer Sprache gedruckt worden sind, indem als ein älteres

Buch, nur noch eine Uebersetzung des kleinen Lutherischen Katechismus, von Franz Witte, estn. Prediger zu Dorpat, erwähnt wird, dürfte es vielleicht nicht unangemessen erscheinen, wenn ich es wage der verehrten Gesellschaft eine etwas ausführlichere Mittheilung über die Person und Lebensumstände dieses Ambrosius Weltherus vorzulegen, welcher einer der ersten Deutschen war, die es versuchten sich der hiesigen Landessprache zu didaktischen Zwecken zu bedienen. — Entnommen ist diese Mittheilung einem in unseren Gegenden vielleicht nur selten vorkommendem Werke: nämlich der Bibliotheca scriptorum societatis Jesu, von Philippus Alegambe, Antwerpen 1643, aus welchem ich den unsern Autor betreffenden Artikel in möglichst treuer Uebersetzung wiedergebe.

Ambrosius Weltherus, nach seinem Kloster-Namen Johannes Ambrosius, von Geburt ein Deutscher, kam ums Jahr 1582 aus Oberdeutschland nach Livland, und zwar in den Theil des Landes, der auch Estland genannt wird, und wirkte dort mit solchem Eifer für die Aufrechthaltung und weitere Verbreitung des wahren Glaubens, und mit solchem Erfolge an den Seelen der Eingebornen, daß er unvertilgbare Spuren (aeterna vestigia) seiner kräftigen Wirksamkeit bei jenem Volke zurückgelassen hat. — Sobald er nur mit der größten Anstrengung die überaus schwere Sprache jener Gegend erlernt hatte, ließ er es sich vor Allem und mit allen Kräften angelegen sein, jenen Völkerschaften, welche noch gänzlich in Barbarei versunken, einer vollständigen Unwissenheit in göttlichen Dingen anheim gegeben waren, die Lehren göttlicher Wahrheit in öffentlicher und besondrer Belehrung beizubringen. — Als er nun 18 Jahre unermülich in diesen Beschäftigungen zugebracht hatte, empfing er von Gott den Lohn, daß er als ein Bekenner Christi in die Hände der Keger fiel. — Denn am 5. Januar des Jahres 1601 eroberte der Herzog Carl v. Südermannland, Oheim des Königs Sigismund von Polen, der, nachdem er Schweden auf höchst unrechtmäßige Weise an sich gerissen, nun auch Livland mit Waffengewalt angriff, die Stadt Dorpat durch Verrath. Damals hielten sich dort sieben Väter von unsrem Orden auf und unter ihnen auch unser Ambrosius; diese ließ Herzog Carl zu sich rufen, empfing sie zuerst mit Schmähungen und Schimpfworten, stieß dann die ärgsten Lasterungen gegen die katholische Lehre und gegen den Stellvertreter Christi aus, und übergab sie endlich, nachdem er sie aller ihrer Habe und aller heiligen Geräthe beraubt

hatte, einem aus seinem Gefolge, Namens Christophorus Sommer, welcher die feindseligsten Gesinnungen gegen die Unsrigen hegte. — Dieser sperrte sie, nach vielen andern Mißhandlungen, alle zusammen in ein enges Gefängniß und ließ sie dort ohne Bücher, Kleider und Betten liegen, ja er würde sie ohne Speise und Trank haben verschmachten lassen, wenn ihnen Gott nicht durch einen russischen Diener dieses Sommer Hülfe gesendet hätte, und endlich gab er sie der Ver-spottung Aller preis, die ihnen durch Geberden und Schmähreden reichlich zu Theil ward. — Nachdem sie sechs Monate lang so hart behandelt worden waren, wurden sie nach Reval abgeliefert, auf Wagen von Ochsen gezogen und die Hände auf den Rücken gebunden. Von dort wurden sie in einem gebrechlichen Fahrzeuge nach Finnland und endlich nach Stockholm, der Hauptstadt des schwedischen Reiches, übergeschifft. In ein enges Gewahrsam gebracht, erduldeten sie unsägliche Leiden, und endlich wurden durch eine Krankheit, welche durch den pestilenzialischen Geruch ihres Gefängnisses entstanden war, vier von ihnen hingerafft. Die drei übrigen und unter ihnen auch unser Ambrosius, bemühten sich nun, theils auf irgend eine Weise ihr Leben zu fristen, theils ihre Kerkermeister milder zu stimmen. — So versah der eine die Geschäfte eines Kochs, der andre war als Lehrer thätig, indem er die Kinder des Kerkermeisters im schwedischen Lesen und Schreiben unterwies, und volle zwei Jahre lang bei diesen Bemühungen ausharrte. — Ambrosius aber beschäftigte sich in dieser großen Drangsal in der sie an allem Nöthigen Mangel litten, damit, die abgetragenen und zerrissenen Kleider wieder zusammenzuflicken, die nöthigen Schuhe zu nähen, und so nach Kräften ihre Blöße zu decken, und suchte im Uebrigen seinen Gefährten in ihrer Betrübniß Trost zuzusprechen. Er bemühte sich auch die harte und unmenschliche Behandlung von Seiten der Regier durch seine Erfindsamkeit zu mildern, und es gelang ihm, die feindselige Stimmung derselben, theils durch mancherlei andre Dienstleistungen, besonders aber durch Verfertigung von Sonnen-Uhren, in eine freundlichere gegen sich und seine Gefährten zu verwandeln.

Unterdeß waren Unterhandlungen über die Auswechselung der Gefangenen angeknüpft worden, und unsre Leidenden wurden zwar gefesselt, aber durch die Hoffnung auf die nahe Freiheit gestärkt, in die schwedische Stadt Calmar gebracht. Sene Unterhandlungen aber zerfielen sich und die Patres wurden nun wieder nach Eskelstone

zurückgeführt und wurden dort gezwungen sechs Monate lang Tag und Nacht eiserne, 16 Pfund schwere Kronen zu tragen, die von beiden Seiten mit sehr hohen eisernen Hörnern versehen waren. — Nachdem sie nun den mannigfaltigsten Leiden preisgegeben gewesen und fünf Jahre lang Hunger und Kälte, Regengüsse und Schneegestüm, und alle möglichen Unbilden der Witterung und der Meeresstürme erduldet hatten, wurden sie endlich im September 1605 durch Auswechslung in Freiheit gesetzt. — Ambrosius wurde von seinen Vorgesetzten nach Braunsberg in Preußen geschickt, aber obgleich er von den erduldeten Leiden fast aufgerieben und schon hinfälligen Alters war, verwendete er doch den größten Theil des Tages zum Heile der Seelen, durch fleißiges Beicht hören und Katechisiren; und die Mußestunden die ihm verblieben, wendete er zur Betrachtung göttlicher Dinge und zur Sorge für seine eigene Seele an. — Weil ihm aber dieser Wirkungskreis zu eng für seinen Eifer zu sein schien, bat er seine Vorgesetzten flehentlich, ihm zu erlauben, daß er die noch etwa übriggebliebenen Gläubigen des durch einen 10jährigen Krieg heimgesuchten estnischen Volkes wieder auffuchen und die früheren Liebespflichten an ihnen üben dürfe. — Gott aber hatte es anders mit ihm beschlossen, und rief seinen treuen Knecht, als er eben ganz mit jenem christlichen Vorhaben beschäftigt war, zum Empfangen seines Lohnes ab. Er starb zu Braunsberg im Jahre 1610. Und um nun nicht nur so lange er lebte, sondern um auch nach seinem Tode noch, soviel als möglich, dem estnischen Volke nützlich zu sein, und um seinen Nachfolgern die mühselige Arbeit auf dem neugepflügten Acker zu erleichtern, übersetzte er einige geistliche Schriften (*pios aliquot libellos*) zum Gebrauch für Prediger und Beichtväter in die estnische Sprache, welche wegen ihrer armen und rohen Ausdrucksweise (*ob genus minutum et fractum*) die schwerste Sprache jener Gegend ist. — Diese Bücher sind noch in Livland in Gebrauch.

Dies sind mit Alegambe's eigenen Worten die näheren Lebensumstände des Paters Ambrosius Weltherus, den Herr Inspector Zürgenson als einen der frühesten Schriftsteller estnischer Zunge namhaft macht. Da er nach diesen Nachrichten schon 1582 nach Livland gekommen sein soll, als König Stephan Bathori, aus Dankbarkeit für den durch Possevin vermittelten Frieden zu Sapolie, in welchem

er den Besitz von Livland behauptete, dieses Land mit der Einführung der Jesuiten beschenkte; so ist es nicht unwahrscheinlich, daß unser ehrwürdiger Vater zu demjenigen Convente gehört hat, der aus dem Jungfern-Kloster zu Dorpat ein Collegium und eine Schule machte, und nebenher auch die Familie von Tödwen aus dem Besitze des Schlosses Ringen verdrängte. — Wir müssen es natürlich finden, daß der jesuitische Biograph, der einen Folianten als Panegyrikus seines Ordens zusammenschrieb, die Verhältnisse jener Zeit eben mit seinen Augen ansah und unter dem Eifer für die Verbreitung des rechten Glaubens (*orthodoxae religionis*) eben nur den Eifer versteht und rühmt, der seiner Kirche eine möglichst große Anzahl von Bekennern zuführte, während er es uns freilich auch nicht verargen kann, daß wir dem Urtheile in Gadebusch's Jahrbüchern beistimmen, wornach die *instillatio coelestis doctrinae*, mit welcher der gute Vater Ambrosius nebst seinen Genossen so unermülich beschäftigt war, nur eine Unterweisung im Aberglauben gewesen ist, bei welcher die Leute eben so unwissend und roh blieben, als sie von diesen Convertiten Fischern vorgefunden wurden. — So viel geht aus Alegambe's Nachrichten mit Gewißheit hervor, daß Ambrosius Welther hier in unsrer Stadt Dorpat gelebt und vielleicht in denselben Räumen die *linguam alioquin perdifficilem summo labore* erlernt hat, in denen etwa heute noch die Glieder unserer Gesellschaft sich mit der Erforschung dieser Sprache beschäftigen; daß er in denselben Straßen seine Bekehrungsgeschäfte trieb, die wir heute durchschreiten. — Wenn uns in einem Dorpatschen Rathsprötokolle von 1588 erzählt wird, daß der Rathsherr Lindhorst von den Jesuiten sehr hart verklagt worden sei, weil er einen derselben, der den evangelischen Prediger, Christian Schraffer, während des Gottesdienstes störte, einen Landläufer genannt hatte; wenn eine Jesuiten-Deputation von 3 Patribus, von denen nur der Wortführer, Heinrich von Essen, genannt wird, auf harte Bestrafung des Lindhorst drang und dessen Schmähwort gegen den übermüthigen Loyoliten in ein Majestätsverbrechen, d. h. in eine Verletzung des dem Könige von Polen geschworenen Eides umstempeln wollte; wenn die Herren Mönche dem ordentlichen Rechtsverfahren auf alle Weise auszuweichen suchten und sich lieber hinter den sie begünstigenden Starosten steckten, so steht es unsrer Phantasie völlig frei, uns hierbei auch den Vater Ambrosius *summo labore et studio* theilhaftig zu denken, und jedenfalls lernen wir

daraus, daß es stets sehr gefährlich gewesen ist, einem solchen studio religionis orthodoxae vel tuendae vel propagandae in den Weg zu treten.

Auch von dem fructus der jesuitischen Arbeiten giebt das alte Rathsprotokoll mehrere interessante Proben, in dem es einen Unfug erwähnt, welchen die Jesuiten-Schüler am 3. Brachmonates des Jahres 1590 sich erlaubten, im Jahre 1591 die Beschwerden namhaft macht, welche die Stadt gegen die Jesuiten erheben mußten, im Jahre 1594 erzählt, wie der estnische Prediger, Arnd v. Gusen, sich bei dem Rathe beklagte, daß etliche Jesuiten-Knaben sich in der Kapelle des Gasthauses außerhalb der Stadt unhöflich verhalten und den Tisch, worauf er das Abendmahl des Herrn zu halten pflege, verunreinigt hätten, welches den Rath bewog, den Secretair Salomon Unbereit zu den Jesuiten zu senden und um Abstrafung dieser Buben zu bitten. — Indes gehörte das, was dieselben gethan hatten, wenigstens nicht zu den aeternis vestigiis virtutis, welche unser Pater, wie Megambe sagt, apud illam gentem impresserit, sondern sind mit der Kapelle selbst verschwunden, deren Lage vielleicht nicht einmal mehr ausgemittelt werden kann. — Auch 1596 verübten die Jesuiten-Schüler abermals einen argen Unfug an dem Hause des Bürgermeisters Schinkel, warfen ihm die Fenster ein, und benahmen sich ganz so, als seien sie bereits ein paar Jahrhunderte ihrer Zeit vorausgeschritten.

Wenn Megambe die Einnahme von Dorpat durch den Herzog Carl von Südermannland auf den 5. Januar 1601 ansetzt, so wird diese Angabe durch eine Notiz im Rathsprotokoll dahin bestimmt, daß der Einzug des Herzogs am 6. Januar 1601 Nachmittags um 1 Uhr erfolgte, welcher Tag damals dem 27. December 1600 a. St. entsprach. — Verrath bei dieser Uebergabe wird allerdings auch von Dalin einem der drei damaligen Commandanten der Stadt, nämlich dem Rittmeister Hermann Wrangel von Ellistfer Schuld gegeben; die Bürger indes hatten keinen weiteren Theil an diesem Verrathe, als daß sie sich, vergebens auf viermal erbetenen Entsatz ihrer bedrängten Stadt hoffend, außer Stande erachteten, dieselbe länger vertheidigen zu können und in die Uebergabe willigten, durch die sie von den Bedrückungen des polnischen Kriegsvolkes befreit wurden.

Es wird in dem öfter angeführten Rathsprotokolle ausdrücklich gerühmt, daß der Herzog gegen die deutsche Bürgerschaft sich ungemein

gnädig bezeigt habe; — daß er die Herren Jesuiten etwas hart angelassen (*stomachabunde invecus est*), kann uns nicht befremden, wenn wir den Einfluß bedenken, den sie auf seinen Neffen Sigismund ausübten, und wenn wir beachten, daß er in seinem Kriege gegen diesen als ein Vertheidiger des Glaubens auftrat, dem sein Vater den Weg in Schweden gebahnt hatte und dem sein Bruder eben nur durch jesuitische List entfremdet worden war.

Es wurde den Dörptschen Jesuiten übrigens nicht nur die *sacra suppellex*, sondern auch die Marienkirche abgenommen und damals zum deutschen, die Johanniskirche aber zum undutschen Gottesdienste bestimmt.

Den Christoph Sommer finde ich sonst nirgends erwähnt, vielleicht war er nur ein unbedeutender Unterbeamter und daß in deren Händen die höheren Ortes angeordneten Maßregeln nicht selten in vexationes sich umwandeln, ist zu bekannt, als daß wir uns über die Leiden der gefangenen Patres sonderlich wundern dürften. — Es lag im Geiste der damaligen Zeit und in der feindseligen Stellung der einander bekämpfenden Kirchen, daß man im protestantischen Norden an der *militia ecclesiae Romanae* Repressalien für die im Westen Europa's verbrannten Keger ausübte. — Wir haben also keine Ursache, die Schilderung von den Leiden der gefangenen Jesuiten für übertrieben zu halten; es mag ihnen wohl wirklich recht jämmerlich ergangen sein und damals, wo noch keine Vereine für die Verbesserung der Lage der Strafgefangenen bestanden, kann es leicht genug vorgekommen sein, daß die Hälfte derselben an der Beschaffenheit der Gefängnisse starb. — Einen dieser Verstorbenen, also auch einen ehemaligen Dorptschen Jesuiten, Namens Nicolaus Mercator, zählt Alegambe in dem *Index martyrum societatis Jesu* auf, den er seinem Werke als Appendix beigelegt hat. — Auch wollen wir den Ueberlebenden und darunter unserem Ambrosius die Bemühungen nicht verargen, durch welche sie sich in Schweden ihre harte Lage zu erleichtern suchten, und erkennen auch hierbei in der Vielseitigkeit ihrer Beschäftigungen die eigenthümliche Spannkraft des Ordens. — Wir gönnen dem Hartgeplagten seine Ruhe in Braunsberg, und halten es für kein Unglück, daß er daran verhindert wurde, *pristina caritatis officia cum Estonicis exercere*. — Vielleicht würde übrigens in Braunsberg, etwa in der Bibliothek des dortigen katholischen Gymnasiums noch ein Exemplar seiner estnischen Schriften aufzufinden

sein, was jedenfalls für die estnische Sprachforschung nicht uninteressant sein dürfte, da hier zu Lande auch diese vestigia seiner Thätigkeit gänzlich verschwunden sind.

Ebenso existiren, nach Herrn Jürgensons Bemerkung, auch diejenigen Bücher nur dem Titel nach und sind bis jetzt nirgends mehr gefunden worden, die von Guilielmus Buccius verfaßt worden sind und von denen die Vorrede zum R. L. vom Jahre 1715 einen Catechismus romano-catholicus und ein päpstliches Gesangbuch vom Jahre 1622 erwähnt. — Wilhelm Buccius aber war ein geborener Livländer, und 1601 in den Orden der Jesuiten getreten und war nach Alegambe der allererste estnische Schriftsteller. Es werden von ihm nachstehende Werke in estnischer Sprache aufgeführt:

- 1) Institutiones Estonicae, in quibus continentur: Catechismus magnus, Ceremoniae quaedam ecclesiasticae elucidatae, quaestiones de omnibus festis anni pro rudibus.
- 2) Hymni et cantiones sacrae.
- 3) Piae ad Deum et Sanctos preces.

Sollte die verehrte Gesellschaft diese speciellen Mittheilungen über ein paar Männer, welche in der ältesten estnischen Literaturgeschichte oft nur kurz namhaft gemacht werden, dem Zwecke unserer Zusammenkünfte nicht unangemessen und die Bemerkungen, mit denen ich den Text des Alegambe zu begleiten mir erlaubte, mit Rücksicht aufgenommen haben, so würde mich dies zu dem Versuche ermuthigen, Ihnen später noch einige ähnliche Einzelheiten aus der ältesten Geschichte dieser Provinzen und ihrer Literatur vorzulegen.

V

A u s z u g aus einer vaticanischen Handschrift.

Von Titulairrath Doctor **B. Hehn.**

U
nter den Handschriften der vaticanischen Bibliothek in Rom befindet sich unter Nr. 5469 ein Folioband mit Abschriften einiger von dem Jesuiten Anton Possevin, welcher am Ende des 16. Jahrhunderts in Livland, Polen und Rußland für die katholische Kirche thätig war und auch den politischen Unterhändler machte, an den päpstlichen Hof eingesandten Berichte und Actenstücke. Durch Monfaucons bibliotheca bibliothecarum auf jene Handschrift aufmerksam gemacht*), ließ ich sie mir bei meinem Aufenthalt in Rom in den Jahren 1840 und 41 zeigen, konnte aber die Erlaubniß, sie abschreiben zu lassen, nicht erhalten. Ich setzte also nachsiehenden Auszug nach einigen während der Lectüre mit Bleistift gemachten Notizen auf, ohne daß ich bei dem Mangel an allen auf livländische Geschichte bezüglichen Büchern das Neue von dem sonst schon Bekannten mit Sicherheit scheiden konnte. Gerade zu derselben Zeit, nämlich auch im Jahre 1840, erhielt die Dorpater Universitätsbibliothek von Herrn Ulrich Parrot in Straßburg eine Copie derselben Handschrift zum Geschenk. Als Copie steht sie wenigstens im Catalog verzeichnet, obgleich die alterthümlichen Schriftzüge auf die Vermuthung führen, beide Abschriften, die vaticanische und die Dörptsche, seien zu einer Zeit, wo der Gegenstand dem päpstlichen Stuhle und der Gesellschaft Jesu noch von Interesse war, nach den wahrscheinlich im päpstlichen Archiv befindlichen Originalien gemacht worden.

*) Sie heißt bei Monfauçon: Libellus de religione Christiana in Livonia. Vgl. Gruber's Praef. zu den Orig. Liv. p. 1.

Die Handschrift trägt auf dem ersten Blatt die Ueberschrift : **Antonius Possevinus de Livonia ad Gregorium XIII. P. M. 3 Cal. April. 1583**, und bildet eine Sammlung von neun Berichten und Documenten. Der erste Aufsatz enthält eine kurze Geschichte Livlands, die den päpstlichen Hof in die Zustände eines entfernten und wenig bekannten Landes einführen und mit der Lage der Dinge daselbst bekannt machen soll. Sie ist in drei Abschnitte getheilt, von denen der erste die katholische Zeit (*ortus et progressus religionis*), der zweite die Verbreitung der lutherischen Ketzerei (*rerum Livonicarum inclinatio*), der dritte die Gegenwart und nächste Vergangenheit oder die Versuche, den Katholicismus in Livland zu restauriren (*occasio et initia restitutae in Livoniam catholicae religionis*), umfaßt. Die Zeit vor 1500 ist nur kurz behandelt und der Bericht darüber enthält nichts Charakteristisches als Verwünschungen und Klagen des geistlichen Herrn über die den Erzbischöfen und Bischöfen von den Rittern widerfahrenen Gewaltthätigkeiten. Gegen 1500 machte der Großfürst Iwan Wassiljewitsch einen Versuch auf Livland, weil es ihn nach der Seeküste gelüstete und das Land zum Handel gelegen ist. Aber damals war Walter von Plettemburg Herrmeister, ein tapferer und frommer Mann (*vir impiger ac catholicus*). Dieser verband sich mit der Hanse, sammelte 7000 deutsche Ritter und 5000 Kuren und Liven, fiel mit dieser Macht, dem Moskowiter zuvorkommend, in das Gebiet von Pleskau ein und eroberte mehrere Burgen. Der Moskowiter führte ein Heer von 100,000 Mann, außer 17,000 Tartaren, die er ins Vordertreffen stellte, gegen den Herrmeister, mußte aber, vollständig geschlagen, einen Frieden auf 50 Jahre bewilligen. Während der Ruhe, deren Livland jetzt genöß, hatten Geistlichkeit und Bauern viel von dem Uebermuth und der Härte des Adels zu dulden (*imperiosiores in rusticos et subditos Livones*). Im Jahre 1527 begann die lutherische Pest auch hier zu wüthen. Ein Kürschner aus Wittenberg hielt heimlich Zusammenkünfte in den Häusern der Dörptschen Bürger: bald brachen sie in offener Gewalt gegen Altäre, Kirchen und Klöster aus. Den Adels gelüstete nach den Kirchengütern und des Volkes Neigung kam ihm entgegen (*populi studio accedente, ut ad licentiam facile flectitur*). So verlor die heil. Kirche dies zur Ausfuhr und Einfuhr wohlgelegene, durch Fruchtbarkeit, Kriegesvesten und Ruhm ausgezeichnete Land (*terram solo uberem, arcibus munitam,*

gloria insignem). Noch zögerte Gottes Strafgericht, aber im Jahre 1550 brach es desto schrecklicher aus. Damals lief nämlich der Waffenstillstand mit dem Moskowiter zu Ende und der Czar, welcher Kasan und Astrachan erobert hatte, wollte auch gegen Westen seine Herrschaft ausdehnen. Er forderte die Dorpater auf, seine alte Oberhoheit anzuerkennen, widrigenfalls er kommen und sie zu strafen wissen werde. Die Bedrohten suchten durch Anerbieten einer großen Summe Geldes dem Sturme zu begegnen; der Czar ließ sich scheinbar befänstigen und forderte als Preis des Friedens Wiederherstellung der ruthenischen Tempel in Dorpat, Riga und Reval (diese waren gleich den katholischen verwüstet, ursprünglich aber aus Handelsrück-sichten errichtet worden), Tribut von einer Mark oder dem fünften Theil einer Goldkrone für jeden Kopf, Abstehen von jeder, den Feinden des Czars, den Litthauern und Polen, zu leistenden Hülfe, Vergütung des Schadens und Handelsvorthelle. Indesß war es ihm mit diesem Frieden nicht Ernst. Er hatte bald einen neuen Vorwand gefunden. Da der römische Pabst und der deutsche Kaiser, sagte er, die Pest verruchter Kezerei hier ungestraft wüthen lassen, so muß ich selbst für ihre Vertilgung sorgen — in dem nur folgenden Kriege aber kümmerte er sich um die Katholiken nicht weiter, sondern verfuhr gegen die katholischen Heiligthümer mit gleicher Wildheit (*omnia, quae catholicae ecclesiae erant, aut funditus evertabat aut certe foedabat*), trieb Nonnen und Mönche aus geweihten Mauern und richtete diejenigen heil. Gebäude, die er nicht verwüstete, zu Pferdestätten ein. Hermann Fürstenberg, der damalige Herrmeister, glaubte seine Macht zu stärken, wenn er sich ganz auf das Lutherthum stützte und nahm den Erzbischof von Riga, der mit der lutherischen Stadt in Streit lag, in Kokenhusen gefangen. Diesen zu befreien, zog Sigismund August, König von Polen, herbei, ein zweiter Feind, den das Land erhielt. Der Herrmeister mußte den Erzbischof nicht nur herausgeben, sondern auch allen angerichteten Schaden und die Kriegskosten vergüten, wodurch der Ordensschatz erschöpft wurde. Unterdesß hatte der Moskowiter (15. Calend. Aug. 1558) Dorpat erobert und den Bischof (Antistes) Hermann von Falkenau gefangen genommen, den er nach Moskowien schleppte, woselbst der Unglückliche das Leben und das ewige Heil einbüßte. Falkenau war durch schlechte Künste (*non bonis artibus*) dem Keizer gefolgt, welcher sich nach Deutschland begab und dort ein Weib nahm,

si uxor dicenda sit. Zwei Jahre darauf nahm der Moskowiter auch Fellin ein. Wo er hinkam, nur Gräuel und Verwüstung. In Dorpat setzte er einen schismatischen *Bladica* ein und bemühte sich eifrig, das griechische Bekenntniß herrschend zu machen (*diligentissime inuexit*). Livland war damals, wie Palästina, eine Tetrarchie, im Süden die Polen herrschend, im Osten der Moskowiter, Reval hatte Erich von Schweden eingenommen und das Bisthum *Habsal* nebst *Defel* der Herzog von Holstein, Bruder König Friedrichs von Dänemark, besetzt. Um seinen Schiffen, besonders durch den Hafen von *Narwa*, Sicherheit zu schaffen, machte *Iwan* den Plan, die Tochter seines Bruders, den er hatte vergiften lassen, dem Herzog von Holstein zu vermählen und legte letzterem den Titel eines Königs von Livland bei. Aber er gerieth mit *Stephan Bathory*, König von Polen, in Krieg und mußte diesem im Frieden Livland abtreten. Hier beginnt *Possévin* seinen dritten Abschnitt, den der Wiedergeburt Livlands, wo er nicht nur Augenzeuge, sondern selbst mitthätig war. Gleich nach Abschluß des Friedens zog der Großkanzler und Krongroßfeldherr *Johann Zamoiski* von *Pleskau*, wo er während des härtesten Winters im Lager gestanden, nach Livland, schickte den *Bladica* von Dorpat nach seiner russischen Heimath, stellte in letzterer Stadt die katholische Religion wieder her und ließ seinen eigenen Priester in dem dortigen herrlichen Tempel (*insigni illo in templo*) zurück. Damit der Act der Weihe in gehöriger Form vollzogen werde, machte *Possévin* von der Vollmacht Gebrauch, die ihm für diese Provinz und für die benachbarten, wo es keine katholischen Bischöfe gab, von dem Pabste ertheilt worden (*quod ut rite fieret, facultatem, quam ea in provincia ceterisque finitimis, ubi non sunt episcopi catholici, V. B^{do} mihi concesserat, petiit*). König *Stephan* selbst, der in *Wilna* das von ihm gelobte Jesuitencollegium eingerichtet hatte, kam nach Livland und nahm den Lutherischen zwei Kirchen in *Riga* ab, von denen er die eine, die *Jakobskirche*, dem Jesuitenorden gab, die andere, die *Magdalenenkirche*, aber zum gewöhnlichen katholischen Gottesdienste bestimmte. Bei der letzten fanden sich als letzte Ueberreste des Klosters noch drei alte Nonnen, die eine 75, die andere 90, die dritte 100 Jahre alt, die 20 Jahre ohne Priester gelebt hatten und denen *Possévin* eine *Wetstiffin* aus der Familie *Tepeler* gab (*ex familia Tepeliorum*). Vergebens widersetzten sich die Bürger *Rigas* diesen Anordnungen und baten, ihnen wenigstens keine Jesuiten zu schicken, von denen

ihnen ihre Priester Wunderdinge erzählt hatten. Der König untersagte in einem Briefe, daß in der Dörpftschen Kirche, deren Gewölbe von den Moskowitern verstümmelt war, doch leicht wieder hergestellt werden konnte, und die an Schönheit und Umfang (*pulchritudine et amplitudine*) allen Kirchen in Deutschland gleichkam, ferner feyerlicher Gottesdienst gehalten werde; auch führte er die Jesuiten in Dorpat ein und schenkte ihnen daseibst Güter. Auf dem Reichstage zu Warschau 1582 ward der Abt von Trzemes zum Bischof von Wenden ernannt. Einigen der vor 24 Jahren ins innere Moskowien geschleppten und in ganzen Haufen theils als Leibeigene der Scholle überwiesenen, theils in schreckliche Gefängnisse geworfenen Einwohner Dorpats und der Umgegend wirkte Possévin im Frieden Erlaubniß zur Rückkehr aus, aber nur unter der Bedingung, daß sie katholisch würden. Die Unglücklichen nahmen die Bedingung an und fielen ihm im Uebermaaß des Glends dankend zu Füßen. Auch unter dem Adel fand Possévin Gelegenheit, den Samen des wahren Glaubens auszustreuen, als ihm der König den Auftrag gab, mit diesem Stande zu unterhandeln. Bei all diesen guten Ausichten und den heilsamen Maßregeln des Königs hat Possévin doch auch Ursache zu klagen. Der König nämlich durfte aus politischen Gründen die Livländer nicht zu hart behandeln, um sie nicht den Schweden oder Dänen geneigt zu machen. Er gestand ihnen in den *constitutiones Livoniae* in einem eigenen Artikel die Freiheit zu, nach dem Augsburger Bekenntniß zu leben und dies ward sogar zu Krakau gedruckt, was das Aergerniß vermehrte (*quod scandalum auxit*). Wenn der Jesuit in vertrauten Unterredungen ihm das Heil der Kirche ans Herz legte und ihn mit Bitten bestürmte, zeigte er die besten Gesinnungen, schwankte aber später wieder zwischen dem Gewissen und der Politik hin und her. Obgleich er Possévin selbst einmal gestand, Livland sei jetzt eine *tabula rasa*, wo man jede Religion aufbauen könne, hatte er doch, wenn es zur That kam, diese Wahrheit vergessen. Als dem König der Antrag gemacht wurde, aus den Niederlanden (*ex Belgio*) eine Kolonie ins Dorpatsche zu führen, erlaubte er dies in einem offenen Brief unter der Bedingung, daß die Einwanderer nur Katholiken seien, versprach aber mündlich und im Geheimen, auch Lutheraner dulden zu wollen. Possévin machte ihm hierüber Vorstellungen. Was soll ich thun, erwiederte der König, ich habe den Einwohnern von Masowien vorgeschlagen, nach Dorpat zu ziehen

und ihr unfruchtbares Land mit einem fruchtbaren zu vertauschen, aber keiner hat gewollt. Und doch ist jener Landstrich seit dem Tode des Moskowiters öde und menschenleer, und es muß etwas geschehen, wenn dort nicht Wald oder Wildniß ganz überhand nehmen sollen. Eine Kolonie aus Belgien, fährt Possevin fort, wäre das Schlimmste, was geschehen könnte: dort herrschen Anabaptismus und Calvinismus, und die Schiffe, die von dorthier an diesen Küsten landen, bringen auch jene gräuelvolle Waare mit. Es muß der Gefahr schnell begegnet werden. Der König hat mir in einem offenen Schreiben erlaubt, Ansiedler nach Dorpat bringen zu dürfen und ich habe deshalb an Euch und an den Erlauchten Herzog von Bayern geschrieben. Denn wenn unter den holländischen Einwanderern auch nur wenige Keger sich befinden sollten, so würde der Sauerteig sich bald über die ganze Masse verbreiten, besonders so lange der König den Kegnern Kirchen und Schulen gestattet.

Zum Schluß wünscht der Jesuit dem heiligen Stuhle trotz dem zu den erhaltenen Resultaten Glück und datirt seinen Bericht tert. Cal. Aug. 1583.

II.

Der zweite Aufsatz handelt von den Mitteln einer Restauration der römischen Kirche im Nordosten Europas (*Ratio submovendarum difficultatum nec non restituendae et propagandae religionis catholicae in septentrionalibus et orientalibus regionibus*).

Schon darf man sich über die Fortschritte freuen, die die heil. Kirche in Livland gemacht hat. Denn wo sonst kein Katholik den Fuß hinsetzen durfte, ist jetzt ein katholischer Bischof, der von Wenden, eingesetzt; es sind Jesuitercollegia im Entstehen (*collegia inchoata*); der König ist katholisch, und ihm gehören nicht nur die Burgen, sondern auch Riga, die stattliche Handelsstadt des Nordens (*nobile septentrionis emporium*) und Dorpat, dessen Gebiet und Städte sich mit den bedeutendern Herzogthümern Deutschlands messen kann (*cujus ager et oppida non mediocres Germaniae ducatus aequat*); auf den Burgen sitzen meist katholische Castellane; der Statthalter des Königs gehört demselben Glauben an; überall haben Priester freien Eingang und ein leichtes Geschäft wäre es, die Bauern des Bisthums zu bekehren, da sie treuer am alten Glauben festgehalten, als der Adel, dem schwerer beizukommen ist und der sich hartnäckig dem himmlischen Lichte verschließt.

Aber der König kann sterben und ein neues Interregnum einbrechen; der Moskowiter kann abermals ins Land fallen und nirgends schlummern die Keger. Daß wieder Rückschritte möglich sind, sieht man an England, wo Alles, was die Königin Maria geschaffen, von Neuem verloren gegangen ist. Darum soll man es an Anstrengungen und Eifer nicht fehlen lassen, nicht Menschen, noch Geld, noch Mühe schonen.

Der neue Bischof ist ein wackerer Mann, aber er hat eine schwierige Stellung, die seinen Eifer leicht abkühlen könnte. Man muß ihn daher aufmuntern, nicht bloß durch officiële Schreiben, sondern im Geheimen und in liebevollem Ton (*amanter*). So wird man durch das Band der Liebe sich seiner versichern (*sic vinculo caritatis jungetur*). Man muß ihm Geld schicken, damit er es nicht zu erpreßen braucht, was ihn verhaßt machen würde.

Das Jesuitercollegium in Wilna muß auf alle Weise erhalten und unterstützt werden; es muß ihm ein festes jährliches Einkommen ausgesetzt oder liegende Gründe geschenkt werden.

Man muß kein Geld nehmen, auf keinen Peterspfennig Anspruch machen; man muß im Gegentheil Geld hergeben, damit der Fleck abgewaschen werde, den die Verläumdung der kezerischen Priester der heil. Kirche angeheftet hat.

Was die von den Kegern in Livland eingezogenen Kirchengüter betrifft, so muß in diesem Punkt fürs Erste der *status quo* aufrecht erhalten werden. Die Livländer sind durch Kriegsnothen verarmt, die meisten betrauern ihre Söhne, Väter und Verwandten: ihnen noch ihr Vermögen nehmen, hieße das beste Mittel ergreifen, um sie dem Glauben gänzlich abwendig zu machen. Wozu ich rathe, ist Folgendes. Man sichere denjenigen Edelleuten völliges Eigenthumsrecht zu, die einen der Ihrigen zum Priester im Dienst der heil. Kirche bestimmen und einige Leibeigene unentgeltlich katholischen Glaubens erziehen lassen. Der König hat seinen Burgvögten und Besatzungen Kirchengüter anweisen lassen: dies ist nicht zu vermeiden, denn das Land muß gegen drohende Feinde geschützt werden; aber man stelle die Bedingung, daß nur diejenigen etwas erhalten, die katholisch sind oder um diesen Preis katholisch werden wollen.

Was die Ansiedler betrifft, die nach Dorpat kommen sollen, so wäre es gut, wenn man die Bewohner der italienischen Grenzthäler dazu bewegen könnte (*valles quae sunt in Italiae Finibus*).

Diese haben von jeher Lust gezeigt, in fremde Länder zu wandern und dort ihr Gewerbe zu üben. Ein Buchhändler oder vielmehr Buchdrucker müßte den Zug begleiten, dergleichen ein Arzt, und auch italienische Kaufleute. Die Priester müßten zugleich deutsch verstehen.

Außerdem schicke man wenigstens zwanzig Priester her, die nicht von der geringsten Klasse (de faece) sein dürfen. Einige davon müßten an der neuen bischöflichen Metropolitankirche dienen, damit nach deren Muster andere Kirchen eingerichtet werden könnten; zwei würden die Sorge für das Seminar in Wilna übernehmen, die übrigen Livland und Kurland durchziehen. In der preussischen Stadt Elbing sind viel Engländer; dasselbe ist in Riga und längs der ganzen livländischen Küste der Fall. Durch diese könnte man auf die Insel England wirken. Man schicke aus dem englischen Seminar zu Rom oder dem zu Rheims Priester nach Riga.

Die Hauptsache bleibt die Verbreitung christkatholischer Bücher. Diese aus Cöln, Venedig oder Frankreich kommen zu lassen, ist dreimal theurer und wegen der Ferne und der Flüsse oft ganz unmöglich. In Krakau giebt es viel Buchdrucker, aber die thätigsten darunter sind die kezerischen und die katholischen träge. Ueberhaupt errichtet fast jeder Kezer, der das Geld dazu hat, eine Buchdruckerei, so daß das Volk mit gottlosen Büchern überschwemmt wird. Wir müssen eine eigne Druckanstalt in der Nähe haben und Bücher in verschiedenen Sprachen drucken. Damit könnten auch Schweden und Russen bekehrt werden, die häufig auf die livländischen Märkte kommen.

Das Ganze würde etwa 4000 Goldgulden (aureorum) kosten. Datirt tert. Cal. Apr. 1585. Barutae in confiniis Hungariae.

III.

Brief des Jesuiten Possevin an den neuen Bischof von Wenden. Enthält geistliche Ermahnungen und erkennt die Schwierigkeiten an, mit denen der Bischof zu kämpfen haben werde. Ueberall Kezer, nirgends Unterstüzung, in Riga kaum einige Glieder der Gesellschaft Jesu, der Umfang des Bisthums ungeheuer, da er fast ganz Livland umfaßt, die Einwohner, Deutsche, Letten, Esten, an Sprache verschieden. Es ist selbst zu befürchten, daß die katholischen Besatzungen, da sie von Kezern umgeben sind, wieder abfallen. Daher ist der Eifer zu verdoppeln. Vor Allem müssen Bücher in verschiedenen Sprachen verbreitet werden.

IV.

Instruction vom König Stephan seinem Statthalter, dem Bischof von Wilna, Georg Radziwił, Herzog in Riesvies und Oliva, gegeben.

Der Statthalter soll die in Riga neugesetzte Pflanze römischen Glaubens sorglich hegen, für Ausbreitung dieses Glaubens über das ganze Land sich Mühe geben und die Priester, die von dorthier nach Wenden, Wolmar und Pernau gesandt würden, mit Reisegeld, Büchern und allem Nöthigen versehen. Er soll dabei aber mit Klugheit und Mäßigung verfahren, damit offener Aufruhr vermieden werde; käme es aber zu einem solchen, alle Strenge gebrauchen.

Der Statthalter soll bei allen persönlichen Zwistigkeiten als oberster Richter entscheiden, bei Streitsachen, die unbeweglichen Besitz betreffen, an den König berichten, über streitiges bewegliches Vermögen aber nach eigener Einsicht Recht sprechen dürfen.

Wenn auswärtige Gefahren drohen, trete ihnen der Statthalter durch Zusammenziehung der Schloßbesatzungen entgegen. Ist die Gefahr bedeutend, berichte er aufs Schnellste an den König. Die für solche Fälle nöthigen Pferde und Podwoden sollen in Bereitschaft gehalten werden.

Er halte eine Besatzung in der eigenen Burg, die sich aber gegen die Bürger bescheidenlich benehme.

Er suche Alles zu erfahren, was die fremden Handelsleute von den Kunstgriffen und Anschlägen auswärtiger Fürsten (*de practicis et conspirationibus*) erzählen könnten, und berichte darüber. Dattirt Riga d. 1. Mai 1582.

V.

Ueber Kirchenpflege (*curatio templorum*) an Joh. Demetr. Solicowski. Dieser soll für Erhaltung und Ansehen der katholischen Kirchen in Riga Sorge tragen, besonders für das Cistercienserkloster des heil. Benedict. Die Rigaer sollen jährlich 100 Gulden (*florenos*) an die Jacobskirche zahlen.

VI.

Friedensverhandlungen zwischen den Gesandten König St. Bathory's und denen des Großfürsten von Moskau (*Moscus princeps*) in Gegenwart und unter Vermittlung des Jesuiten Possevin, im Dorfe Kiverova Horca, ungefähr 20 deutsche Meilen von Pleskau, December 1581 bis Januar 1582. Vollständiges Protokoll aller einzelnen Sitzungen, das den größten Theil des Folianten einnimmt.

Die moskowitzischen Gesandten verbanden bei der ganzen Verhandlung so viel Schlaueit mit so viel barbarischer, fast kindlicher Einfalt, daß sowohl das diplomatische Talent wie die Kulturstufe des Volkes bei der Lektüre ein eigenthümliches Licht erhält. Ihre Forderungen sind oft unsinnig, ihre Zugeständnisse oft leichtsinnig; zuweilen durchbrechen sie ein listiges Scheingewebe mit einer naiven Wahrheit; ein anderes Mal hängen sie sich kindisch an ein glänzendes Nebending und sind stolz, wenn sie es erhascht; sie verstehen es aber auch sich zu verstellen, auszuweichen, geheime Gedanken zurückzubehalten, um dann, wenn sie durchschaut worden, Thränen zu vergießen, ihr ganzes Herz auszuschütten und flehentlich zu bitten, man möge sie nicht dem Zorn ihres Herrn preisgeben. Sie schweben beständig in der Furcht vor diesem Zorn, in der Angst, ihr Leben zu verwirken. Possévin versprach ihnen, selbst an den Czar zu schreiben, alle Schuld auf sich zu nehmen und seinen eigenen Kopf dem Großfürsten darzubieten. Die Gesandten riethen ihm, wenn er dies thue, im Briefe dem Czaren ja den Titel Herr von Kasan und Astrachan zu geben, weil er damit am besten zu gewinnen sei. Obgleich sie in die Abtretung Livlands willigten, begehrten sie dennoch für den Großfürsten den Titel Herr von Livland. Dies konnte Possévin nicht zugeben und bewies ihnen das Unstatthafte ihrer Forderung durch folgende populäre Argumentation: wenn Ihr mir dieses Guer Kleid schenktet, wäre es denn nicht lächerlich, wenn Ihr immer noch sagtet, Euch gehöre dieses Kleid? Auch dies steht ausdrücklich im Protokoll.

Die moskowitzischen Gesandten unterhandelten zugleich über Anerkennung des Titels Czar, den der Großfürst führen wollte. Sie stützten das Recht dazu auf folgendes Faktum. Die beiden Kaiser Arcadius und Honorius hatten dem Großfürsten Vladimir den kaiserlichen Titel und die kaiserlichen Insignien übermacht und der damalige Papst dies bestätigt. Hierauf erwiederte der gelehrte Jesuit, Arcadius und Honorius und Vladimir seien mindestens um 500 Jahre in der Zeit verschieden; die Moskowiter meinten, die Geschichte sei wahr, nur müßte es noch andere Kaiser dieses Namens gegeben haben. Possévin erklärte, nur der römische Pontifex könne solche Würden verleihen und an ihn möchten sie sich wenden; wenn aber Czar soviel als Cäsar sein solle, so gäbe es seit uralten Zeiten nur einen römischen Kaiser und ein römisches Kaiserreich, und nach solchem Titel zu streben, sei vergeblich.

VII.

Constitutiones Livoniae, von Steph. Bathory gegeben.

VIII.

Kapitulationsbedingungen bei Uebergabe Riga's an die Polen.

IX.

Öffener Brief des Königs Steph. Bathory an den Pater Possevin wegen einer nach Livland zu führenden Kolonie.

Wer hinzieht, soll erbliches Grundeigenthum erhalten, Felder, Wiesen, Wald, soviel er bedarf. Er soll auf diesem Boden Gebäude, soviel er will, aufbauen, Handel treiben, jedes Gewerbe üben können. Zehnjährige Abgabefreiheit wird ihm bewilligt. Sollten sich Städte auf dem neuzubesehenden Gebiete bilden, so sollen sie dieselben Freiheiten genießen, wie die übrigen livländischen Städte. Alle Fürsten, die dies lesen, mögen ein so gutes Werk unterstützen. Jeder Ansiedler soll aber katholischen Glaubens sein.

VI.

Mittheilung über Volkslieder bei den im Pleskauschen Gouvernement angesiedelten Esten, nebst einer Beilage mit Liederproben.

Vom Dr. Kreuzwald.

Der Gegenstand meiner heutigen Mittheilung bildet ein bisher unbekanntes Feld, eine terra incognita in unserer Nähe, deren Erreichung keines Ozeanfahrs bedarf, sondern — *salva venia* — mit den *signis* unserer „geistigen Begabung“ möglich ist. Dessen ungeachtet rechne ich es mir zu keinem geringen Vergnügen, mit meinem Pfluge die ersten Furchen darüber gezogen zu haben, und es

sollte mich innig freuen, wenn durch meine Anregung unsere gelehrte Gesellschaft bei künftiger Verfolgung ihrer Zwecke auch diesem bis dahin mit Unrecht vernachlässigten Boden einige Aufmerksamkeit schenkte. Ich weiß nicht, durch welchen ungünstigen Zufall die Meinung sich durchgängig geltend gemacht hat, daß die Lieder unserer östlichen Nachbarn, der Pleskauschen Esten, gar keinen innern Werth hätten. Man hört in der Regel sprechen, ihre Lieder beständen aus wiederholten *lelo-lelo!* mit einigen *ex tempore* hinein geflochtenen Worten, die meist ohne Sinn und Zusammenhang ein wunderliches *Wisch-Waschi* bildeten, mithin auf den Namen eines Liedes durchaus gar keinen Anspruch machten. Zu meiner Schande muß ich gestehen, fünfzehn Jahre dieser irrigen Ansicht gehuldigt zu haben, obgleich die nächsten Dörfer dieser Leute nur vier Meilen von meinem Wohnorte entfernt liegen und es mir an Gelegenheit zur Berichtigung meiner Ansicht nicht fehlen konnte. Die Macht des einmal gefaßten Vorurtheils läßt uns oft am hellen Tage das Licht nicht sehen und erklärt die nächtliche Sehnsucht vieler kranker Gemüther in die Vergangenheit. Der glückliche Zufall, der schon manches verjährte Vorurtheil über den Kopf stürzte und aus des Philosophen blutig geschlagener Nase größere Weisheit, als aus der gesunden, entwickelte, ward auch hier zum Wegweiser, während dem unermüdlischen Volkslieder-Sammler, Hrn. Collegienassessor Neus in Reval, das mittelbare Verdienst gebührt, durch seine Aufforderung, um Mittheilung einer Probe der Pleskausch-Estnischen Lieder, mich auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht zu haben. Immer aber muß ich den Zufall preisen, dessen Gunst gerade in den ersten mir zu Gesicht gekommenen Liedern solche brachte, welche die Neugier aufzuden und die Lust zu ferneren Nachforschungen auspornen mußten. Meine bisherigen Bemühungen sind nicht ganz fruchtlos geblieben und wären gewiß reichhaltiger ausgefallen, hätte ich mehr Zeit darauf verwenden können. — Wer selbst einmal sich der Mühe unterzog, aus dem Munde des Volkes Lieder zu sammeln, der kennt wohl auch die mannigfachen Schwierigkeiten, die man zu überwinden hat, bevor man zum Besitz irgend eines erheblichen Liedes gelangt; denn überall findet man die Zahl der mittelmäßigen überwiegend und mit den wenigen besseren sind die Leute weit zurückhaltender*). Wiewohl durch die spätere Ausbeute meine

*) Eine vor circa zwanzig Jahren bei Weissenstein in Estland erlebte

Erwartungen nicht befriedigt wurden, will ich den Muth nicht verlieren, hoffe vielmehr mit der Zeit noch manchen verborgenen Schatz an den Tag zu fördern.

Die Pleskauschen Esten bilden bekanntlich ein sangreiches Völkchen, das seine Sonn- und Festtage munter versingt, aber nicht minder die Tageslast und Hitze bei seiner schweren Arbeit durch frohe Liederklänge zu erheitern sucht, wie solches vormals auch in Estland der Fall war. Die einseitige falsche Richtung der Ascetik, die den Estländischen Volksgefang verfeuchte und allmählig ganz zum Verstummen brachte, konnte hier ihren verderblichen Einfluß nirgends äußern; wir finden daher einen großen Theil der Pleskausch- = Estnischen Lieder in ihrer ursprünglichen Frische blühen, indem sie noch Andeutungen von Sagen der älteren Zeit enthalten, wie man sie in den gegenwärtigen Revalischen Volksliedern nicht mehr vorfindet. Der poetische Saame scheint bei diesem rohen Völkchen überall noch im üppigsten Keimen, daher entfalten sich immer von Zeit zu Zeit neue Knospen zu Blüthen, deren Wohlgeruch dem Freunde ungekünstelter Poesie lieblich entgegen strömt. Es giebt allerdings — wie ich Eingang andeutete — neben den guten Liedern hier wie anderweitig viel Schund und Mittelgut, zumal in den sogenannten Krugliedern, aber der besseren Lieder Kern ist ein ächt nationaler. Ganz besonders überraschend waren mir Lieder mit Localbeziehungen auf den Finnischen Meerbusen, desgleichen Auspielungen auf Kallewi und Kallewiden. Da diese Leute die Estländische Küste kaum gesehen haben, ausgenommen die einzelnen wenigen von ihnen, welche etwa mit Flachsfuhren bis nach Pernau oder Reval kamen, keine genauere Kenntniß von Inseln u. s. w. im Finnischen Busen erhalten, noch weniger aus einer geographischen Beschreibung Vortheil ziehen konnten, so werde ich fast unwillkürlich gezwungen, der Meinung eines Esten aus dem überflüssigen Dörptschen Kreiße beizupflichten, der vor einigen Jahren gegen mich äußerte: sämmtliche Volkslieder der Esten

Anekdoten verdient ihres Charakteristischen wegen hier erwähnt zu werden. Indem ich gerade ein von einem Mädchen gefungenes Schaukellied in meine Schreibtischschublade schrieb, hörte ich von einem nebenstehenden Esten die Bemerkung: „Nicht genug, daß wir der Herrschaft schon von Allem den Zehnten geben müssen, wollen sie jetzt auch noch den Liederzehnten bei uns einführen, damit Alles verpöthet werde.“

wären ursprünglich am Meeresstrande entstanden, dort sei die eigentliche Liederheimath. Diesem nach dürfte die Liederwiege unter den Küstenbewohnern in Mentacken, Strandwierland, Harrien und in der Wieck*) zu suchen sein, dort müßten die ersten Dichter gelebt haben. Die gegenwärtigen Liederverhältnisse unter dem Volke können darüber keinen richtigen Maßstab liefern, aber man frage die Vergangenheit und prüfe, wie es vormalig gewesen, wo noch keine geistige Verknechtung die Sänger und ihre Lieder fesselte. Wo war die Wiege des letzten Estnischen Minstrels?

Diese eben erwähnten Localbeziehungen und Anspielungen auf alte Sagen haben mich auf die Vermuthung gebracht, daß eine umsichtig angestellte Liedernachforschung bei den Pleskauschen Esten, vielleicht ähnliche, wenn auch minder glänzende Resultate liefern dürfte, wie beim Sammeln der Gesänge der Kalewala, die in Finnland ganz verschollen waren, während sie in Karelien im Munde des Karelischen Volksstammes fortlebten. Ob bei dem kleinen nach dem Gouvernement Dnonez verschlagenen Zweige dieses einst großen Finnischen Volksstammes noch Spuren der Kalewala sich vorfinden sollten? — Auch bei den Pleskauschen Esten hat die Gelehrsamkeit des Lesens und Schreibens dem guten Gedächtniß für mündliche Uebersieferungen keinen Einhalt geboten; was sie irgend Erinnerungswerthes besitzen, lebt nur im Gedächtniß. Ein flüchtiger Blick auf diese Leute überzeugt uns zur Genüge, mit welcher eisernen Beharrlichkeit sie am Alten hängen. Ob zwar der rechtgläubigen Griechischen Kirche zugethan und seit längerer Zeit vom Russischen Elemente beherrscht, haben sie doch ihre Kleidung, Sprache, Sitten und Nationalität ungeschmälert beibehalten; im Punkte des Aberglaubens können sie mit ihren Vorfahren vor sechshundert Jahren wetteifern; die Einführung der Hexenvernichtung wäre bei ihnen ein Leichtes! Um vom weiblichen Geschlechte zu schweigen, findet man unter zwanzig Männern kaum einen, der sich nothdürftig im Russischen verständigen könnte. Das „Meie olleme Ma-rahwas, agga kumardame

*) Von Volksliedern aus der Wieck sind mir keine bekannt geworden, Neus hat eine Menge derselben in seiner Sammlung, findet sie aber größtentheils sehr verflacht, so daß sie am Werth weit hinter den Pleskausch-Estnischen Liedern stehen. Auch ich habe nichts Erhebliches am Maholmschen Strande gefunden; die Fischerlieder aus Kunda sind ganz werthlos.

weiße wärki Juimalat!“ charakterisirt sie am besten. Von den an der Livländischen Grenze Wohnenden mag ursprünglich ein Theil noch zu Livland gehört haben, da, wie ich bei einer früheren Mittheilung andeutete, das alte Livland tiefer ins Pleškauſche Gebiet eindrang als die gegenwärtige Grenzlinie bezeichnet; Andere und zwar der größere Theil mögen zur Zeit der Leibeigenschaft aus Liv- und Eſtland hieher ausgeriſſen ſein, wo man sie ſpäter ſirmelte und als Kronsbauern anſiedelte. Es ſollen außer dieſen Grenzwohnern auch im Oſtrowſchen Kreiſe und ſelbſt im Nowgorodſchen Gouvernement noch große Eſten-dörfer vorkommen, deren Bewohner — wiewohl ringsum von Ruſſen eingekloſſen — in allen Stücken unſern Grenznachbarn gleichen ſollen. Etwas Aehnliches bietet das Gut Kutiſchina im Pleſkauſchen, eine Privat-Befiglichkeit mit Eſtნიſchen Bauern, deſſen kleine Bevölkerung gleich einem Waſſertropfen im Ocean mitten unter Ruſſen ſchwimmt, ohne ſprachlich und ſittlich ruſſiſch geworden zu ſein. Die weibliche Kleidung bei ſämmtlichen Pleſkauſchen Eſten zeigt unſere älteſte Volkſtracht, von der zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Allentaden noch Spuren ſich vorfanden, die jetzt aber in ganz Eſtland verſchwunden iſt. Der ſchwarze, enganſchließende Unterrock (kabhelaadne ſelik) wird im Feſttagſchmuck mit bunten Bändern, auch wohl Treſſen verziert; vom Kopfpug, der verſchieden geformt getragen wird, hängt ein ellenlanger Streifen weißes, am Ende buntgewirktes Linnenzeug über den Rücken hinab, während um den Hals mehrere Reihen großer Glasperlen, bei wohlhabenderen ſilberne Buckeln (hõbbe elmed) laufen, die mit alten Münzen, ſilbernen Blättern und Amuletten aus der katholiſchen Zeit behängt werden und von Müttern auf die Töchter ſich forterben. An ihren Gürteln tragen ſie meſſingene Ketten und andere blecherne, klingende Zierrathen, wie Kruſe ſie bei ſeinen alten Waräger-Ruſſen abgebildet hat. Die häßlichſte Parthie bilden die Füße, welche man durch vielfache Umwickelungen den Elephantenbeinen ähnlich zu machen ſtrebt, und die Bewegungen eines tanzen-den Mädchens ſind ſo ungelentk, daß man unwillkürlich an einen Tanzbären erinnert wird. — Sie wohnen nach Eſtländiſcher Weiſe in Dörfern, aber ihre Wohnungen nähern ſich darin dem Ruſſiſchen Typus, daß die Zimmer nicht unmittelbar auf dem Erdboden, ſondern immer ein Paar Stufen über demſelben liegen; ihre Wohnzimmer haben Fenster und können das zur Arbeit nöthige Licht ſelbſt im Winter einlaſſen, ohne daß man nach Eſtländiſcher Sitte deſſhalb

die Hausthür den ganzen Tag halb offen zu halten nöthig hat. Einen sehr wohlthätigen Eindruck machte auf mich eine, wie es scheint, von den nachbarlichen Russen entlehnte Sitte, bei der allersaubersten Feldarbeit — der Düngerausfuhr — mit Blumen bekränzt, in sauberster Wäsche und Kleidung aufzutreten, wo Mädchen und Jünglinge mit Gesang die Fuder begleiten und eben so wieder reitens vom Felde zurückkehren. Die Ausbreitung des Düngers geschieht mittelst Harken und Gabeln.

Da unsere Dörpt-Esten keinen Nationalgesang haben, ihre wenigen hie und da vorkommenden Lieder mehr oder weniger verkümmerte Reval-Estnische Producte aufweisen, denen allenfalls ein selbstgeschaffenes: *Üts illus Annekene, Rinniklippo Lisofene*, mit *Läme Radi mõisa, wo jalla pärrast pilli lüwwas!* als geistreicher Schluß angehängt, oder *Rai, rai, raana, Trai, trai, traana* zur Einleitung hinzugefügt wird: so glaube ich mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen zu dürfen, daß die gesangreichen Pleskauschen Esten mit den Revalschen gleichen Stammes sind. Ich weiß wohl, wie von manchen Seiten behauptet worden ist und noch behauptet wird: einzelne Kirchspiele, *Sagnis* namentlich, besäßen genuine Volkslieder im Dörptischen Dialekt, aber mir ist trotz aller Mühe bis jetzt nicht gelungen, ein einziges solches Lied zu Gesicht zu bekommen, welches obige Behauptung gerechtfertigt hätte. Immer habe ich in solchen Liedern alte, mitunter fast unkenntlich gewordene bekannte aus dem Revalschen wieder gefunden; am häufigsten waren es Liederbruchstücke aus dem *Lais'schen*, *Bartholomäis'schen* und *Tormas'schen* Kirchspiele des Dörpt'schen Kreises, die sich hierher verirrtten und deren Sprache auf eine gräßliche Weise verstümmelt wurde. Wer mich vom Gegentheile überzeugen kann und will, dessen freundliche Bemühung will ich mit großem Dank anerkennen, jedoch nicht früher mich für besiegt erklären, bis man mir solche Dörpt-Estnische Volkslieder vorgelegt haben wird, die ächtes Fleisch und Bein seiner selbst bilden. Durch Mittheilung von *Wiegeli* d'ern würde man mich ganz besonders verbinden, da diese nach mehrfältiger Versicherung wirklich existiren sollen, nur leider mir nicht sichtbar werden wollen. Die sogenannten *Improvisatores* bei den Dörpt-Esten, die bisweilen bei Hochzeiten und anderen festlichen Gelegenheiten zwischen *kasifene, kanifene*, je nach den obwaltenden Umständen zum Lobe des Biers, der Herrschaft &c., einzelne Phrasen hineinsprechen, sind aller poetischen Begabung

bar, und man thäte ihren Impromptus schreiendes Unrecht, wenn man sie mit dem Namen eines Verses oder Liedes beehren wollte. Es ist ein Volk der ledernsten Prosa mit verknocheter Einbildungskraft! In den Improvisationen der Pleskauschen Esten finden wir dagegen zuweilen dichterische Gedanken, obgleich sie im Allgemeinen nicht den hübschen Aufschwung der übrigen Lieder erreichen, mithin die schwächste Seite ihrer poetischen Leistungen repräsentiren. Nur ihre improvisirten Hochzeitlieder, die ich noch nicht gehört habe, sollen eine rühmliche Ausnahme bilden und meist gefällig und hübsch sein. Sie werden von der Braut und ihren jungfräulichen Begleiterinnen (die geübte Sängerinnen sein müssen) gesungen, und es sollen von ihnen jedem Hochzeitgaste einige seinem speciellen Verhältnisse angepasste Verse gesendet werden. Vielleicht gelingt es mir, gelegentlich einem solchen Hochzeitsfeste beizuwohnen und diese gepriesenen Impromptus genauer kennen zu lernen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wende ich mich zur Sprache in den Pleskauschen Liedern. Sie steht weit hinter einer classischen und muß mitunter den Namen einer barbarischen sich gefallen lassen. Je nachdem ihre Lieder mehr einen älteren oder neueren Ursprung verrathen, nähern sie sich entweder dem Revalschen oder Dörptschen Dialekte; die Impromptus namentlich tragen fast ausschließlich den Stempel des letzteren an der Stirn, während in manchen andern Liedern der Revalsche Dialekt offenbar der vorherrschende ist; bei einer großen Menge finden sich beide Dialekte mit einander verbunden. Mitunter kommen wohl auch Ausdrücke vor, die weder aus dem Revalschen noch aus dem Dörptschen sich erklären lassen, so namentlich bei den Kutschina'schen Esten, deren Sprache dem Klange nach mehr der Finnischen als unserer Estnischen sich nähert. Fragt man die Sänger um die Deutung eines oder des anderen fremden Ausdrucks, so können sie nichts Erheblicheres angeben als: *Se orn waña laulo = sõña* (das ist altes Gesangwort). Das Improvisiren heißt bei ihnen, wie bei den Dörpt-Esten „*Horloppi laulma*“, eine Benennung, mit der bei Werro auch jedes profane Lied bezeichnet wird. In der Regel giebt es überall nur einen Vorsänger oder eine Vorsängerin für des Liedes Text, der nach zwei oder drei Versen sein *lelo = lelo!* anstimmt, wo dann der Chor sogleich brüllend einfällt. Manche Vorsänger haben die Gewohnheit, ihren Liedertext sehr leise zu singen, wobei sie aber in der Melodie weit mehr

modelln, als die Estländischen Sänger, deren Lieder meist monoton klingen, oder nach Dr. Lönnrot's Beobachtung sich sämmtlich auf zwei sehr einfache Melodien reduciren; beim Anstimmen des *lolo = lolo* erhebt der Vorsänger plötzlich seine Stimme, um dadurch die Chorsänger zum Einstimmen aufzufordern. Dieser Umstand mag es zum großen Theile verschuldet haben, daß man bisher die Liederterte überhörte und zu der falschen Ansicht geleitet wurde: in ihren Gesängen nur das ewig sich wiederholende *lolo = lolo* zu finden. Ja, in der That, man hört bei unsern unpoetischen Dörpt = Esten an der Russischen Grenze — die, wie Wasser und Bäume, manches oberflächlich von Wäinemuine's Gesänge erlauschten — durch *lolo = lolo* den Pleskausch = Estnischen Gesang nachahmen. Verflogen ist bei ihnen der Spiritus, das Phlegma nur geblieben! — Nicht bei allen Pleskausch = Estnischen Liedern kommt das *lolo* vor, namentlich entbehren diesen Begleiter fast sämmtliche Gesänge ernster Gattung, wo der Sänger bisweilen vor jedem Verse ein langgedehntes *o!* oder ein seufzerähnliches *öho!* anzustimmen pflegt.

Hinsichtlich des Inhalts der Lieder muß ich noch bemerken, daß alle unbedeutenderen derselben mit den extemporirten einen bestimmten, gleichlautenden Eingang haben, der stereotyp geworden zu sein scheint. In diesem unverwüstlichen Eingang wird geschildert das frühe Erwachen am Morgen, gewöhnlich vor der Sonne, dann kommen die prosaischen Geschäfte des Waschens, Kämmens und Ankleidens, wobei die Füße des Sängers oder der Sängerinn mit besonderer Sorgfalt als „*luo = jalla*“ (Ehrenfüße) bekleidet werden, um in oben beschriebener monströser Gestalt als „*päwa jalla*“ (Tagesfüße) den Sänger ins Freie, meist in einen Wald zu tragen. Erst nach diesem Ein-

L i e d e r :

I.

Paulo poissi, laddus suga,
 Bidewifula willula
 Walwas ehha walgehella;
 Mis seal fulis, fulutelli,
 Kulutelli kulda feli!

5.

gange folgt der Inhalt des Liedes, der, je nachdem die Umstände sind, mehr oder weniger Mannigfaltigkeit zeigt. Bei besseren Liedern habe ich diesen Lieblingseingang nicht vorgefunden.

Wenn ich, dem Wunsche unserer gelehrten Estnischen Gesellschaft nachgebend, den zur Probe mitgetheilten Liedern eine Deutsche Version hinzufüge, muß ich bemerken, daß meine Uebersetzung außer ihrer größtmöglichsten Worttreue auf poetische Ausschmückung durchaus keine Ansprüche macht. Was uns Mama Natur in diesem Punkte versagte, läßt durch keine Kunsthilfe sich ersetzen. Meine Uebersetzung soll dem Nichtkenner der Estnischen Sprache den Inhalt entziffern; ist dieses gelungen, so ist ihre Aufgabe erfüllt.

Schließlich einen Vorschlag zur Güte. Sollten, wie ich fast mit Gewißheit voraussetze, die mitgetheilten Liederproben der Gesellschaft Aufmerksamkeit erregen, und sollte sie mit mir eine genauere Ausbeutung der neuen Quelle für wünschenswerth halten, so könnte ich ein brauchbares Subject mit geringen Opfern zu einer Mission willig machen. Es wohnt hier am Orte ein aufgeweckter, des Schreibens in seiner Muttersprache kundiger Nationaler, mit regem Eifer für Sagen und Lieder, dem ich bereits manches hübsche Lied, manches Sagenbruchstück verdanke. Dieser Günstling der Musen — gegenwärtig sein eigener Herr — könnte, mit Diätengeldern versehen, für eine kleine Vergütung zum Liederjäger benutzt werden. Den lustigen Pleskauschen Esten wäre er überall durch sein Liedertalent und als guter Erzähler ein willkommener Gast, dem man mit Freundlichkeit entgegen käme, und da das Volk gegen seines Gleichen bekanntlich keine Zurückhaltung zeigt, so würde es ihm seine besten Liederstücke gewiß willig eröffnen.

Pr o b e n .

I.

Sängerknab' gewandten Mundes,
 In der Abenddämm'ung Kühle
 Lauschte in des Zwielichts Schimmer;
 Was dort hört er, ward zur Kunde,
 Ward zur Kunde goldner Saiten! 5.

- Waimud warjula warikusta
 Tullid tulila tuhinal,
 Kaste karmet forgotella,
 Udde pillola piimedas. 10.
 Naksi nalja naksotella
 Hallija tutteri ainofella,
 Murro-eide kaswandiko. —
 Kallis lapsi, kulda ridis,
 Heitis ehha poigi päle:
 Kiffendas appi kuisfus. 15.
 Kõo = hallijas halli särki,
 Pao = hallijas palja särki,
 Tullid tutteri tüllila,
 Neitsi nârbeta aitama.
 Waimo = pois, wardajalgi, 20.
 Lâssid lango laneessa,
 Põggesid põrmula põlda,
 Wariko waggasi kamberehhe.
 „Mis sa tännid tutterida?
 Mis sa heidad enne aega?“ 25.
 „„Waimopoisid, poleb herrad,
 Polikud lomad koddota,
 Tullid neidu narrimaie!““
 „Tuttar nori, ärra karda,
 Kell ei kehha, ei keela sind; 30.
 Kehhaga kelmid on kuremad!
 Neide eesta, neitsikene!
 Hoia, mis eimalta pârrinud.“ —
 Tuttar agga ikki imelikult:
 „„Lâhhem leppa lehhis poiga —
 Kifus, mis eimalta pârrisin.““

2.

Paulijed otsiti,
 Rigufed kullid!
 Parwi partsi putsakenne,
 Pootsik olli luiga luine,

B. 8) Karme, straff, steif: auf gesteiftem Thau e hüpfend. — B. 12) Murro heißt das kurze Gras vor dem Hause, ich kann daher unter murro-eit nichts anderes verstehen als ein elfenartiges in oder unter dem Hofgras hausendes Wesen. — B. 17) Nach Reval-Estnisch müßte man hier „im Hemde“ übersetzen, da aber nach dem vorhergehenden Verse nach dem Dörptschen Ausdrucke ein Oberkleid gemeint ist, so mußte auch hier der Consequenz wegen so übersetzt werden. — B. 19) nârbe, schwächlich, vermußert. — B. 20) wardajalgi, spießfußig. — B. 30) Wer keinen Körper hat, sei dir nicht verboten.

Geister aus dem Schattenhaine
 kamen in dem Windgefäusel,
 Auf gesteihtem Thaugras hüpfend,
 In des Nebels dunklem Schleier.
 Sie erhoben sich zum Scherzen - 10.
 Mit des Elfen einz'ger Tochter,
 Pflegekind der Kasemutter. --
 Theures Kind, im goldnen Kleide,
 Ward erschreckt durch Zwielihtsöhne,
 Rief um Hülfe in der Klemme. 15.
 Birken = Elf im grauen Kleide,
 Weiden = Elf im bloßen Kleide,
 kamen zu der Tochter Streite,
 Zu der schwachen Jungfrau Hülfe.
 Geisterknaben, stelzenfüßig, 20.
 Gilten in verwandte Forsten,
 Flohen in des Ackers Krume,
 In des Haines stille Kammer.
 „Warum, rieffst Du, Töchterlein?
 Warum bangt Dir vor der Zeit?“ 25.
 „„Geisterknaben, halbe Herren,
 Halbgeschöpfe, heimatthlose,
 kamen, um die Maid zu necken.““
 „Junge Tochter, sei nicht bange,
 Unverwehrt — sind Körperlose; 30.
 Schlimmer sind die Körperschelme!
 Jungfrau, Hüte Dich vor ihnen,
 Wahr' Dein mütterlich Ererbtes.“
 Weinend aber sprach die Tochter:
 „„Nachbar Erle's laub'ges Söhnlein 35.
 Raubte mir der Mutter Erbe.““

2.

Nach den Sängern gesucht,
 Nach den Schauklern gefragt!
 Entensfederlein die Brücke,
 War vom Schwanenbein das Boot,

Das zweite Lied bietet dem Uebersetzer sehr große Schwierigkeiten; der Dichter giebt seine Gedanken in kühnen Umrissen, ein verbindendes Mittelglied wird vermißt; eben so schwer läßt die Kürze sich im Deutschen wiedergeben. Dem Kenner des Originals muß die Uebersetzung dürr vorkommen, das fühle ich selbst. B. 3 heißt wörtlich: „der Floß ein Entensfederlein“, worunter nicht selten die Brücke zum Einsteigen ins Boot verstanden wird.

Näppi nofkast türipu ;	5.
Mölla olli pihhala pune ,	
Wars olli wahterane ,	
Krookleht laiwa purjekene ,	
Omblas' eied purjekablad ,	10.
Viblika siw lippusta .	"
Siis tötti kawweda kallane ,	
Ulle raatma rattifuna .	
Sääll olli jöggi kullane ,	
Kalla siffen höbbesine ,	
Kalla kubbo kuñingline ,	15.
Kalla marri kallerwine ,	
Somus Tara : ie suagune .	

3.

Wellekese ! kai ifs mälästeni :	
Kost saan waña : ie söñumid ?	
Kallewi kalmo kalda al	
Waña : ie päiwa puhkawa .	
Paulan segi , lassen segi :	5.
Mis mul ehhal heidetille ,	
Ku walgel fulutille .	
Olles neid , olles neid töise wörra ,	"
Kolmewörra foggowasfi :	
Siis lääfi meil illo üllesabhe ,	10.
Vääfi meil laulo laddosabhe !	"
Kül siis saakfime söñumid .	
Waimud warmasfi jälgiga ,	
Wagga warjula lastida	
Söña subwoie sölmitud ;	15.
Ei anna söñumi johtegi . —	
Kai , kai , ma mälästeni ,	
Waña : ie põlwe polestäni ;	
Jumal tiap töise forra	
Waggi wahtse aij'stani ?	20.
Kai , mis ma ful üttelen :	

B. 5) Aus Schnepfenschnabel das Steuerruder. — B. 6) Mölla, der untere breite Theil am Ruderholz; hier wird das Ruder aus zwei verschiedenen Holzarten zusammengesetzt. — B. 7) Die Ruderstiele waren aus Ahorn. — B. 8) Krookleht, der Frauenmantel, *Alchemilla vulgaris*. — B. 10) Erscheint die Abweichung des Metrums durch das Original gerechtfertigt. — Bei B. 12 scheint man eine Strecke das Schiff auf Rädern fortzubringen, daher muß es ursprünglich in einem See gewesen sein, der keine Wasser Verbindung mit dem Goldflusse hatte. — B. 16) Der Fischrogen war Kallews artig. — Der letzte Vers heißt wörtlich: „die Schuppen so wie Tara's Pain“. — Hoffentlich wird das Liedchen der von der Estlän-

Schnepfenschnabel dient zum Steuern, 5.
 Ebereschen sind die Ruder,
 Und aus Ahorn ihre Stangen;
 Frauenblatt des Schiffes Seglein,
 Spinnweb' die Segelschnüre,
 Schmetterlingsflügel die Flagge. 10.
 Dann ich weit zum Fischfang eilte,
 Ueber wüstes Land auf Rädern.
 Dort fand einen Fluß ich golden,
 Darin schwammen Silberfische,
 Königlich war der Fischlaich, 15
 Riesenartig war ihr Rogen,
 Ihre Schuppen glänzend grün.

3.

Brüderchen, halt! ich will mich besinnen:
 Wo des alten Haines Kunde?
 Unter Kallew's Grabeshügel
 Schlummern alte, heil'ge Tage.
 Sing' ich solches, spende solches. 5.
 Was mir in der Dämm' rung zukam,
 Und in Mondschein ward verkündet.
 Hätt' ich es, hätt' ich es doppelt so viel,
 Hätt' ich's dreifach mir gesammelt: 10.
 Dann höbe uns Freud' in die Höhe,
 Dann klängen die Lieder und wonnig!
 An Kunde dann fehlt es uns nicht.
 Die Geister, flüchtigen Fußes,
 Schattenreiches stille Kinder,
 Haben's Wort im Mund' geknotet; 15.
 Und Botschaft sie bringen uns keine.
 Wart' wart', ich will mich besinnen,
 Rasch der alten Tage gedenken;
 Gott der Zukunft Loos mag kennen,
 Wie's im neuen Jahr gestaltet? 20.
 Horch! was ich dir sagen will:

dischen literarischen Gesellschaft nächstens herauszugebenden Sammlung einverleibt werden, und so dürfen wir mit Gewißheit eine bessere Uebersetzung erwarten. Wahrscheinlich ist es aber ein Bruchstück eines größeren Ganzen.

B. 1) Mälästeni, erinnern, auch besinnen und nachdenken. — B. 5) Sing' ich dieses, spend' ich dieses. — B. 6) Was mir in der Dämm' rung wurde. — B. 7) Was der Mondschwin mir verkündet hat. — B. 10) illo ist hier offenbar in bildlicher Deutung, ich setze daher Freude — B. 15) Den Geistern ist das Wort im Munde festgeknotet, sie können nicht sprechen. — B. 18) polästáni erklärte ein Sänger für „rasch denken“ — Ich will mich auf die vergangene Zeit besinnen.

Kolm olli surma suwiel,
 Üts olli kurri foolmine,
 Tõine Tautsi tappemine, 25.
 Kolmas wõera wõttemine.
 Wõeras wõttis omäs orjas,
 Sulgus sundija sullases,
 Käni omä käskijallas. —
 Wellekese! mis ma laulan?
 Paulo om iffen halleda! 30.
 Drja põlweke wägga rasseda. —

4. Trinklied. (Improvifirt.)

Tulli ma ülles hommingulle
 Inne warra walgeheta,
 Mõssima suite, soie pääda,
 Renga ma jalla, auo jalla, 5.
 Päle mähhi päwa jalla;
 Pätsi ma mõtša kõndimabhe.
 Hommingulla käste wabhel
 Näie ma mäe mängiwatta,
 Näie ma ferwe pillowetta.
 Näie mängwa hannifitta, 10.
 Ferwe pillowetta puddelist,
 Dija õlluta jostwa.
 Ujja ma mañu halli runa,
 Wõtti ma kanni, teista katsi,
 Päle poli pifferit. 15
 Saie ma weidi jowahannus,
 Pañi ma pä pinderihe,
 Jalla kanno jure päle,
 Rasokese rammehannus,
 Tahtsi puhku puhkaada. 20
 Tulli nu warras warifaeta,
 Warrast ärra halli runa.
 Sääal ma koddun joosten josi,
 Effa mul wasjo putunessa:
 „Mis sa ifket poiga, wenni? 25.
 Ei hobbo warra meil löppeta!
 Wõtta sa tallist tasatsappa,
 Tulba küllest tuggewappi,

B. 24) Tautsi tappemine. Taub heißt böse Seuche, auch Seuche überhaupt, kann aber hier eben so gut den Namen eines Feindes bedeuten. — B. 27) Sulgus sundija sullases, Schloß uns zu des Nachtreibers Knechten. — Bei diesem Liede namentlich wurde vor jedem Verse Dho! angestimmt.

Drei Tode hausten im Sommer,
 Einer war ein böses Sterben,
 Zweiter war der Seuche Morden,
 Dritter war — des Fremden Fessel. 25.
 Fremdling machte uns zu Knechten,
 Band dem Herrscher uns als Diener,
 Lehrt' uns seinem Willen folgen. —
 Brüderchen! was soll ich singen?
 Mein Lied ist voll Thränen und traurig: 30.
 Schwer, ach! schwer der Stand des Slaven.

4.

Stand ich auf am frühen Morgen
 Zeitig vor der Tageshelle,
 Wusch mich sauber, kämmt' das Haupthaar,
 Band die Schuh' an Ehrenfüße,
 Wickelt' drüber Tagesfüße; 5.
 Ging dann in den Wald spaziren.
 In des Morgens Thaugesilden
 Sah ich dort die Berge spielen,
 Sah ich dort die Ufer glänzen.
 Mit dem Zapfen spielten Berge, 10.
 Und von Flaschen glänzten Ufer,
 In den Flüsschen Bier nur floß.
 Näher trieb ich meinen Grauen,
 Rahm eine Kanne, zwei von andern,
 Drüber einen halben Becher. 15.
 Ward ein Weniges betrunken;
 Streckt' den Kopf auf weichen Rasen,
 Füß' an eines Baumstamms Wurzel,
 Fühlte mich ein wenig müde,
 Wollt ein Weilchen ruhen aus. 20.
 Kam ein Dieb gleich aus dem Walde,
 Stahl mir meinen grauen Wallach.
 Giltig lief ich nun nach Hause,
 Wo der Vater mir begegnet:
 „Warum weinst du Söhnchen, Bruder? 25.
 Ein Gaul bringt uns nicht um's Vermögen!
 Nimm ein fromm'res Pferd vom Stalle,
 Lös' ein stärkres dir vom Pfeiler,

Vorliegendes Impromptu repräsentirt die schwächste Seite der Pleskauisch-Estnischen Lieder, so wie der Uebersetzer seinerseits dieselbe noch mehr hervorgehoben hat. — B. 10) hannikitta soll einen Hahn bedeuten, den man zum Zapfen an's Faß schraubt. — B. 26) Nicht ein Pferd unsern Wohlstand kann enden. Das in der Version veränderte Vermaß scheint hier, wie anderweitig, durch das Original gerechtfertigt.

Piggi faina lihhamappi.“ —
 Sõimatigi, laimatigi : 30.
 Kõrtsi pingi painotajas!
 Kõrtsi lingi ligutajas!
 Egga, egga ma jo kõrwifesta,
 Egga kätte hallifesta:
 Jo ma pungast puddo=rahha, 35.
 Taggast wana taalderita.

5. Der Sänger. *)

Kust ma laulu lahutamasi,
 Poowisifi lomasi,
 Sõna sõnassa sõlmisi,
 Udo ajjosta arrotin? 5.
 Eit mind kätis figotades,
 Wibboridwa wibotades,
 Suigotas mind laulo=suga,
 Keña looga maggamaie.
 Üne²uffud kätti ümber, 10.
 Suigotajad fangi sambas,
 Uino=wahhid wibbo winnas —
 Koffotasiid eide laulu,
 Senni kui waus süddamesse
 Salla põldu iddanema. 15.
 Kui karja poisiks ma kaswasi,
 Ussa ajjajaks wenisi,
 Sadeti mind karja saatma : -
 Pehmi oidma leppikusse,
 Karja kaitsema kaitikusse,
 Wassikaid warikus warjama. 20.
 Pinnud libbeda felega
 Kandsiid laulu noffa otjas; —
 Paulo=räästas räggastikus,
 Pessilinnud põesastikus,
 Päsokesed päwa paistel, 25.
 Wärblased kattuse warjula --
 Jgamehhel oma wiff
 Podud luggo lustiline :

B. 33) Aber weder vertrin⁹ ich den Braunen.

*) Der Vergleichung wegen mag diesen Anhang dieses Lied aus Strandwierland beschließen.

B. 4) heißt wörtlich: Verstand aus dem Gehirne löstrennte. — In wie weit B. 5 — 8 dem Originale entspricht, das können nur Kenner der Estnischen Sprache beurtheilen. Der Uebersetzung — wenn sie auch dem Sinne nach treu erscheint, geht die eigenthümliche poetische Färbung verloren. — B. 9) üne = uffud? hier durch Traumes = Eisen übersetzt, deuten wohl

An der Wand steht gleich ein bestes.“
 Schimpften sie mich und verhöhnten: 30.
 Ach du fauler Krugabank = Strecker!
 Bist der Krugsthür = Klinken = Becker!
 Aber weder vertrinck ich den Braunen,
 Noch die beiden wackern Gräu'chen:
 Trink aus Beutel kleine Münzen, 35.
 Die sich hinter Thalern bergen.

5.

Wo hab' ich das Lied gefunden,
 Wo entdeckt des Sanges Weisen —
 Daß ich — Wort zum Worte knüpfend —
 Aus dem Sinn Gedanken wand?
 Als der Mutter Hand mich wiegend 5.
 An der Schaukelstange schwenkte,
 Lullte sie, Gesang im Munde,
 Mich mit Liedern süß zum Schlummer.
 Traumes = Elfen um das Lager,
 Lullende in Bettchens Raum, 10.
 Schlummerwächter an der Wiege,
 Nährten leis' der Mutter Lieder,
 Bis sie sanken in des Herzens
 Stillverborg'nes Feld zum Keimen.
 Bald zum Hirtenbuben erwachsen, 15.
 Zum Geschäftslauf herangereift,
 Schickt man mich die Heerd' zu hüten:
 Kühe wartend unter Erlen,
 Heerde pflegend unter Birken,
 Im Gebüsch der Kälber Schutz. 20.
 Und der Vögel glatte Zunge
 Trug das Lied auf Schnabelspitze; —
 Im Gestrüppe fangen Drosseln,
 Brütovögel in Gebüsch,
 Schwalben frei im Sonnenschein, 25.
 Spazieren unter'm Schutz des Daches —
 Jedermann nach eigener Weise,
 Wie sein Lustlied ihm geschaffen:

auf befreundete Geister. Ein Kraut in Strandwiederland heißt Ukko = anned (Ukko's Gabe), auch ist mir der Ausdruck Ukko = wak einige Mal dort vorgekommen, ich weiß aber nicht, ob er von Tondi = wak wesentlich verschieden ist. — V. 11 läßt die Schlummerwächter in der Wiegenstange wohnen, so wie die Kuller im vorhergehenden Verse im Bettpfosten einquartiert sind. — V. 18 — 20 könnte den Vorwurf einer wörtlich zu treuen Version auf sich ziehen, aber diese der Estnischen Nationalpoesie eigenthümliche Localfärbung durfte nicht verwischt werden.

Võkessel lõritelles, Künni linnul lõffatelles.	30.
Tule oog tõi teised wiisid: Bihma willet mul pilvesta, Merrest wirwendawa wiisi, Paenedest lahbingi luggu!	
Tulispaist a'as passunada, Torropiisi lane ladwad.	35.
Nende laulomeeste luggu Arratas mind foggemata, Ujjas semet idbanema, Mis ni kava põua põllus	40.
Kasteeta magganub. Siis ma warmalt nokka westsin, Paulo=luggu allustasin, Reggewärsi weretasin!	
Künnil, äästel, loqu wõttes Dina laulu lõffotellin!	45.
Looga ühhes üllekastawin, Saime mehheks me' möllemad, Saime peiuks penikeseks	
Neio kõrwa kostamaie.	50.

B. 32) Der Wind lehrt der Regenwolke (oder durch die Regenwolke dem Sänger) das Pfeifen, so wie er in den beiden folgenden Versen, je nach seiner Stärke, den Wellen ein süßes Gefose (wirwendawa) oder einen

Folgende Uebersetzung von Ernst v. Reint hal
ist freier, doch noch wortgetreu genug.

Wollt Ihr wissen, wie des Liedes
Wie der Klänge süße Gabe,
Wort zum Worte, Sinn zum Sinne
Sich verbindend in mir keimte —
Hört mich an, ich sing es Euch.

Als der Mutter Hand mich wiegte,
Sanft die Schaukelstange schwenkend,
Wiegte sie, Gesang im Munde
Mich mit Liedern süß zum Schlummer.
Traumes-Elfen um das Lager,
Schlummerwächter an der Wiege,

Schwirrend klingt das Lied der Lerche,
 Klangvoll das der Nachtigall. 30.
 Andre Weisen bracht' der Windhauch:
 Pfeifen aus der Regenwolke,
 Aus dem Meere das Getöse,
 Aus den Wellen Schlachtgesänge!
 Blies der Sturmwind die Posaune, 35.
 Es dudelten des Forstes Wipfel.
 Dieser Sänger Melodien
 Weckten mich aus meinem Schlummer,
 Trieben rasch die Saat zum Keimen,
 Die so lang im dürren Boden 40.
 Ohne Feuchtigkeit geschlummert. —
 Giltigt meinen Schnabel wegend,
 Ungefaumt mein Lied begann ich;
 Meines Liedes Verse rollten!
 Pflugend, eggend, oder mahend 45.
 Ließ mein Lied ich froh erschallen.
 Mit dem Lied zugleich erwuchs ich,
 Beide sind wir Männer worden,
 Sind wir Freier, schlankgebaute,
 Buhlend an der Jungfrau Seite. 50.

Schlachtgesang entlockt. — B. 35) Tuliapakk, der Wirbelwind, die Wind-
 hofe. — B. 44) Reggewars, Arie, profanes Lied überhaupt.

Von der Schaukelstange flüsternd
 Nährten meiner Mutter Lieder,
 Bis sie sanken in des Herzens
 Heimlich stilles Feld zum Keimen.
 So erwuchs ich auf zum Knaben,
 Arbeit mußte man mir geben,
 Man vertraute mir der Kühe,
 Mir der Lämmer Hut und Schutz,
 Weidend unter Erlen, Birken
 Und im Schatten des Gebusches.
 Horch was hört ich da für Töne
 Aus der Vögel Kehlen dringen!
 In den Wipfeln sangen Drosseln,
 Aus den Büschen strömten Lieder

Schöngeschmückter Sängerschaaren,
 Schwalben in den blauen Lüften,
 Lerchen unterm Himmelsdom,
 Nachtigall in Klagetönen,
 Selbst der Spaz im Schuß des Daches —
 Jeder sang in seiner Weise,
 Wie sein Lied ihm war vergönnt.

Andre Töne trug der Windhauch,
 Regenwolken hört ich rauschen,
 Meereswogen dumpf und düster
 Tönten klagend Schlachtenfänge,
 Lauter noch des Sturms Posaune,
 Wogen thürmend, Wipfel brechend.

All dies Tönen, all dies Brausen
 Weckte mich aus meinem Schlummer,
 Trieb in mir die Saat zum Keimen;
 Lang schon lag sie harrend da,
 Daß der rechte Hauch sie wecke —
 Und erwacht ist so mein Lied.

Ruft mich Arbeit auf den Acker,
 Arbeit auf die Blumenwiese —
 Ueberall ertönt mein Lied.
 Lied und ich, wir Zwillingbrüder
 Buchsen mit einander auf,
 Beide sind wir Männer worden,
 Beide Freier schlank und fröhlich,
 Buhlend um der Menge Beifall,
 Buhlend um der Jungfrau Gunst.

VII.

Wie war der heidnische Glaube der
alten Esten beschaffen?

Vom Dr. F ä h l m a n n.

Mit der Antwort auf diese Frage sind wir gewöhnlich leicht fertig, indem wir sagen: der alte heidnische Glaube der Finnen ist uns ja aus Thomasson's finn. Mythologie und aus der Kalewala hinlänglich bekannt, und die alten Esten hatten keinen andern. Aber Völker eines Stammes und einer Sprache sehen wir auch heut zu Tage in Religionsansichten, wie in Bildung und Cultur sehr weit von einander abstehen. Im Alterthum war es gewiß eben so mit den Esten und Finnen. Die alten Esten standen mit den Völkern des übrigen Europa in genauerer — freundlicher und feindlicher — Verbindung, als die Finnen. Die Geschichte beweist es; wir mögen nur den Saxo Grammaticus lesen. Nicht minder legen es viele alte Volkslieder dar. Die Sprache aber beweist es klar, daß die alten Esten den Finnen viel in der Cultur voranstanden. Von vielen hemmenden und lästigen Fesseln, die den übrigen Dialekten des finnischen Sprachstammes noch anhängen, hatten die Esten sich frei gemacht — ich erinnere nur an drei Stücke, an die Vokalenharmonie, die Satzörter und das Verhältniß der Wortwurzeln zu den Ableitungen.

Mit der Religion der alten Esten war es nicht anders. Um diesen Beweis zu führen, ist nichts so einleuchtend und schlagend, als die Schöpfungsgeschichte. Ich will die Sage von der Schöpfung der Welt Ihnen kurz und bündig geben, wie vielleicht mancher Andere sie auch aus dem Munde des Volkes in Serwen oder Bierland wird gehört haben.

Utvater (waņa Issa, waņa taat, oder mit dem besonderen Namen Tara) bewohnte seinen hohen Himmel; in seiner Halle

prangte die hehre Sonne. Die Helden hatte er erschaffen, um sich ihres Rathes, ihrer Kunst und ihrer Stärke zu bedienen. Der älteste unter ihnen war Wanemuine (am besten übersetzt: der Älteste der Andern). Er hatte ihn alt geschaffen, mit grauem Haar und Bart und ihm die Weisheit des Alters verliehen; aber das Herz war ihm jung und er besaß die Gabe der Dichtkunst und des Gesanges. Altvater bediente sich seines klugen Rathes, und wenn Sorgen seine Stirn trübten, spielte Wanemuine vor ihm auf seiner wunderbaren Harfe und sang ihm seine lieblichen Lieder. Ein zweiter war Ilmarine, im besten Mannesalter und in männlicher Kraft, mit Weisheit auf der Stirn und Nachdenken in den Augen. Ihm war die Gabe der Kunst verliehen. Ein dritter war Lämmeküne (Heißfinger, Heißnagel), ein munterer Jüngling, voll Laune, immer froh, aufgelegt zu jedem Muthwillen. Andere, wie Wibboane — der gewaltige Bogenschütze — sind weniger beachtenswerth. Alle aber betrachteten sich als Brüder und der Alte nannte sie seine Kinder. Ihr Wohnsitz war Kallawe oder Kallowe oder Kallowald (Felsgebiet).

Da trat nun der Alte zu den Helden und sagte: Ich habe in meiner Weisheit beschlossen, die Welt zu schaffen. Betroffen sahen ihn drob die Helden an und antworteten: Was Du in Deiner Weisheit beschlossen hast, kann nicht schlecht sein. Und während sie schliefen, schuf er die Welt, und als sie erwachten, rieben sie sich die Augen und staunten das Werk an. Aber der Alte war ermüdet von der Arbeit der Welterschöpfung und legte sich zur Ruhe nieder (puhkama). Da nahm Ilmarine ein Stück von seinem besten Stahl und hämmerte es aus zu einem Gewölbe, spannte dieses als Gezelt über die Erde und heftete die silbernen Sternchen dran und den Mond; aus der Vorhalle des Alten nahm er die Leuchte und befestigte sie mit einem wunderbaren Mechanismus an das Gezelt, so daß sie selber auf- und niedersteigt. Voll Freude ergriff Wanemuine seine Harfe, stimmte ein Jubellied an und sprang auf die Erde, und die Singvögel folgten ihm, und wo sein tanzender Fuß die Erde berührte, sproßten Blumen hervor, und wo er auf einem Steine sitzend sang, wuchsen Bäume hervor, und die Singvögel setzten sich drauf und begleiteten seinen Gesang. Lämmeküne suchte in den Wäldern und auf den Höhen herum und Wibboane versuchte seinen Bogen. Der Alte erwachte über dem Lärmen und wunderte sich, wie die Welt anders geworden war, als er sie erschaffen. Und er

sagte zu den Helden: Recht so, Kinder! ich habe die Welt als rohen Klotz geschaffen; eure Sache ist's, sie zu verschönen. Und bald werde ich die Welt bevölkern mit allerlei Gethier und werde dann die Menschen schaffen, welche die Welt beherrschen sollen. Den Menschen will ich aber schwach schaffen, damit er seiner Stärke sich rühmen könne, und ihr sollt euch mit den Menschen befreunden und euch mit ihnen vermischen, damit ein Geschlecht erwachse, das dem Bösen nicht so leicht unterliege. Das Böse mag und kann ich nicht vertilgen, es ist des Guten Maß und Stachel (mõetja ja lih-hutaja).

Das war geschehen am Uraufange der Welt.

Einige andere Sagen, die Fortentwicklung der Welt betreffend, habe ich Ihnen schon früher vorgelegt. Und der Alte leitete mehr und weniger selbst diese Entwicklung, bis die Welt „im Gange“ war. Jeder Mensch ist ein Glied im Getriebe, treibendes und getriebenes und Jeder ist seines Seins Macher (õma ollamise teggija). Der Alte kommt nicht mehr lebhaftig auf die Erde und greift nicht mehr mit eigener Hand in das Getriebe; aber Keiner mag sich beklagen, er sei verlassen, hat doch der Alte jedes Menschen Stirn angehaucht, so daß Jeder dem Bösen ausweichen mag. Wer aber dem Verhängniß unterliegt, dem wird es nicht Schuld gegeben; heut zu Tage geht das Verhängniß mit eisernem Schritt einher und Keiner freut sich, wer von seinem Tritt getroffen wird, und Mancher steht nicht wieder auf.

Die unmittelbaren Abkömmlinge der Helden — kallewe poead — waren die ersten Länderbeherrscher. Unter diesen ragt hervor Sohni, schlechtweg kallewe poez genannt, der Liebling des Estenvolkes. Viele anmuthige Sagen über ihn lebten im Munde des Volkes und alle lassen sich in den Rahmen eines hübschen Epos fügen, von der Zeitdauer weniger Tage, verstreut sich, mit vielen Episoden.

Diese Sage und noch einige andere den Tara=Cult betreffend, waren noch vor einiger Zeit im Munde des Volkes — die leidige Herrnhuterei hat sie ausgetilgt. Obgleich die Sagen nicht so zähe und stereotyp sein können, wie Lieder, so sind sie doch immer treuere Ueberlieferer, als die einfältigen bruchstücklichen Notizen der Historiker und Chronisten, die das Volk niemals begriffen haben und die — wenn es auf den Glauben ankam — sich darüber entsetzten, daß den alten Esten das Christenthum nicht angeboren war.

Aus dieser Sage geht ganz ungezwungen hervor, daß die alten Esten schon zu einem Monotheismus gelangt waren vor Einführung des Christenthums. Tara war die alleinige Gottheit, Schöpfer und Erhalter der Welt. Der Teufel spielt dagegen in den estnischen Sagen und Märchen eine sehr untergeordnete Rolle. Die Esten sagen: wie die Ente auf trockenem Boden und der Dagdner auf dem Festlande unbeholfen und dumm sind, so auch der Teufel, wenn er sein Revier, die Hölle verläßt. Ganz anders ist der Teufel der Christen, namentlich der pietistische, mit dem die Esten sich bis auf den heutigen Tag nicht haben befreunden können.

Aber welches Ursprungs ist der Tara-Cult der alten Esten? Ist ihr Tara der biblische? Ich weiß es nicht. Ist er der Thor der Germanen und Scandinavier? Ich bezweifle es; die Tara-Sagen haben mit den Thor-Sagen nichts gemein. G. M. Knüpffer (d. J.) hat Tara und Thor identificiren wollen (Inl. 1836, Nr. 23). Aber seine Beweise sind keine; selbst die estnischen Wörter mit vermeintlichem Thor-Klang spricht das Volk anders aus oder sie haben ganz andere Bedeutung. Man hat auch Torropil mit Thor zusammenbringen wollen. Aber torro heißt eine Röhre, torrin das hohle Geräusch beim Blasen in eine Röhre, torrifema brummen; torropil das musikalische Instrument (pil) mit einer Brummröhre (torro). Freilich sagt man beim Gewitter, neben dem waña issa wäljas (Altvater ist da), wohl auch waña taat torrišeb (Altvater schilt, brummt), aber dies sind nur zufällige Lautähnlichkeiten.

Tara kommt in alten Volksliedern der Esten vor. In einem Volksliede, wo von dem Untergang des Heidenthums gesungen wird, heißt es: tapper tabbas Tara tamme das Nordbeil verlegte die Eiche Tara's; im 3. plesk.-estn. Volksliede von Kreuzwald im gegenwärtigen Hest ist der Schlußvers: somus Tara ie suggune (die Schuppen des Fisches hatten die Farbe von Tara's Hain (dunkelgrün). Eine poetische Beschwörungsformel beginnt und endigt mit ait ait ait Tara, hilf Tara. — Treyden mag ursprünglich Tara aed oder aid, Gottes-Garten, geheißsen haben. — Tara (G. Tara) und taar (G. tari) zusammenbringen, heißt der Sprache Gewalt anthun. — Das Tara pilla bei Heinrich dem Letten hat einige Discussionen veranlaßt. Tara pilla hieß der närrische Tara, im Finnischen die Dhreule, im Estnischen ist mir diese Benennung nicht vorgekommen. Diesen Namen mochte die Dhreule durch ihr gravitatisches Ansehen

erhalten haben. Vielleicht fanden an den Festen der alten Esten Profanirungen des Heiligsten Statt, wie im Mittelalter an den Esels- und Karrenfesten und noch heut zu Tage in catholischen Ländern zu Fastnacht. Aber es scheint nach Knüpfers des A. Nachweisungen (Znl. 1836. Nr. 5.) ausgemacht, daß die Leseart *Tara pillä* ganz verworfen werden müsse.

Die Untersuchungen beider Knüpfers über den *Tara* sind verdienstlich. Knüpfers d. S. zeigt (Znl. 1836, a. a. D.) daß der Hauptort der Verehrung des *Tara* in dem heiligen Haine auf dem Abbaferischen Berge in Bierland war. Noch jetzt heißt *Abba=usk* heidnischer Glaube, Aberglaube. Knüpfers d. A. weist nach (Znl. 1836, Nr. 5.), daß *Tara* mit geringen Lautmodificatationen bei vielen finnischen Völkerschaften, bis in Asien hinein, den Namen Gottes bezeichne.

Tara fehlt in der Mythologie der alten Finnen. Sie scheinen ihre Vielgötterei bis zur Einführung des Christenthums beibehalten zu haben. Doch scheint auch Thomasson vieles Poetische und Allegorische ohne Noth sogleich personificirt zu haben, Vieles ist aus der Phantasie und aus — der Luft gegriffen.

In die Mythologie der alten Esten gehören auch Wald-, Wasser-, Erd- und Luftgeister (*algjad*, *ma=alkused*, *ännad* u. s. w.), welche zum Menschen bald im freundlichen, bald im feindlichen Verhältniß standen, ihn bei seinen Arbeiten und Beschäftigungen störten und neckten oder ihm halfen, und deren Gunst er zu Zeiten durch besondere kleine Spenden erkaufen mußte. Machten sie sich aber lästig, so waren Sprüche oder sonstige Possen im Stande, die Macht der Necker zu lähmen oder sie zu täuschen. Lockte *met=algjas köwverfilm* (das neckende Echo) den Jäger im Walde in die Irre, so mußte man links hin rufen und rechts hin gehen oder unbefangen ein lustiges Lied singen. Dem Wanderer zur Nachtzeit zogen die *te=jät-kajad* den Weg unter den Füßen vorwärts, so daß man sein Ziel nicht erreichen konnte, — da mußte er die Schuhe verkehrt anziehen, das vordere Ende nach hinten. Lockten die *wee=algjad* (Wassernixen) die Kinder in's Wasser, so stellte er ein *algja kuffjo* oder *nuk* (ein Stück Holz, etwa eine Elle hoch, dem man einigermaßen eine menschliche Figur gegeben hatte) an's Ufer, bei dem die Nixen vergebens ihre Lockungen anwendeten, bis sie es müde wurden und nun auch die Kinder in Ruhe ließen. U. s. w.

Auf diese Weise belebten sie die ganze Natur. Und die Phantasie der Dorfbewohner ist noch heut zu Tage so rege, daß sie auf ihren einsamen Gängen, besonders im Walde, immerfort noch allerlei erleben — daß Vögel sprechen, Bäume tanzen, Wesen ihnen in den Weg kommen, die bald groß, bald klein sind oder sich sonst verwandeln, daß der Stein unter dem Sitzenden in die Erde versinkt u. dgl.

Die christlich = katholischen Mönche rotteten den Tara = Dienst mit Härte aus, machten sich aber zu wenig mit der Lebens = und Denkweise des Volkes bekannt, daß auch der Glaube an diese irdische Geisterwelt hätte getilgt werden können. Ueberdies bot den alten Esten der in lateinischer *) Sprache gehaltene katholisch = christliche Gottesdienst zu wenig Ersatz für den in heiligen Hainen gefeierten Tara = Cult. Es bildete sich daher ein sonderbares Gewirr von Aberglauben, welches nur nach und nach der Aufklärung weicht, die dem Esten durch seine eifrigen protestantischen Prediger zufließt. In dieses Gewirr ist aber auch so manches Fremde mit hinein geflochten, das die Esten von den in früheren Jahrhunderten eben nicht weniger abergläubischen Deutschen aufnahmen; das bekannte Buch von Böcler giebt davon Kunde, wenn man es mit Kritik liest.

*) Noch jetzt heißt unverständliches Zeug geläufig schwazen laddi = sema, lateinisch sprechen, wie auch das Herabrieseln des Regenwassers vom Dache heißt.

VIII.

Nachträge zu meinem Aufsatze über
die Chronologie Heinrich des Letten.

Von Dr. Hansen.

Ueber die Nachweisung eines durchgehenden Irrthums Grubers und den Versuch, den Ursprung desselben und die Berichtigung der durch ihn in die *Origines Livoniae* eingeführten Jahreszählung zu begründen, welchen ich zuerst im Inlande 1846 No. 47, danach ausführlicher in diesen Verhandlungen II. Bdes 1. Heft S. 47 — 83 veröffentlichte, haben Männer wie Pabst und Busse öffentlich ihre beifällige Anerkennung ausgesprochen, und der letztere hat (*Mitth.* IV. 1. S. 55 ff.) gezeigt, daß es sich dabei um mehr als eine formelle Verbesserung handelt. Da mir selbst nun noch manche andere Bestätigung desselben, namentlich durch Urkunden zugefloßen ist, so bin ich im Stande gewesen, zu der im Drucke befindlichen neuen Ausgabe der *Origines* diese Abhandlung in noch gesicherterer Gestalt zu liefern.

Unterdeß hat der Verf. der 24 Bücher. livl. Geschichte in der ihm eigenthümlichen Weise diese Frage auch zu behandeln für nöthig gehalten. Nur habe ich bei wiederholter Lesung nicht herausfinden können, was er will: das Wesentlichste meiner Untersuchung erkennt er an, Anderes will er besser machen. Er hätte lieber gestehen sollen, daß ihm meine Abhandlung zu spät in die Hände gefallen ist und er sie demnach nicht hat benutzen können. Der Kern seiner Rede ist wohl S. 271 die Aufgabe: da der 1. Nov. 1215 in das 17. Jahr des Bisthums Alberts fällt, so muß man daraus ungefähr den ersten Tag des ersten Jahres seines Bisthums finden. Bedarf es eines Nachweises, daß das — milde gesagt — eine Unmöglichkeit ist? da alle Tage vom 2. Nov. 1214 bis 31. Oct. 1216, also 730 Tage, denselben Anspruch haben, das gesuchte x zu sein. Alle Schranken, welche die Erzählung Heinrichs sonst setzt, vermindern diese Schwierigkeit nur um die Zeit vom 2. Nov. 1214 bis 24. Juli 1215. Und dann die Stützen für die willkürliche Annahme des Zeitraumes.

zwischen 24. Juli und 1. Nov. 1198: Da Heinrich berichtet (III. 2 ff.): „im nächsten Sommer nach seiner Weihe (also 1199) reifete Albert nach Gothland und über Dänemark zurück nach Deutschland und erschien zu Weihnachten vor König Philipp in Magdeburg, im Jahre darauf (1200) reiste er nach Livland“, so ist das Hrn. K. unbequem; er meint demnach: „die Art und Weise der ersten Reisen des Bischofs nach den Berichten des Chronisten hat einen durchaus verdächtigen Charakter. Albrecht geht nach Gothland, von da nach Dänemark und wieder zurück nach Deutschland; es ist aber nicht einzusehn, warum er, so nahe den Grenzen Livlands, die Rückreise nach Magdeburg sollte angetreten haben? Man fühlt sogleich, daß die Ordnung der Begebenheiten verkehrt wurde.“ Hier sagt Herr K., „es ist nicht einzusehn“, aber im Texte S. 62 deutet er selbst das Nöthige an: „Es war ein tüchtiges Haupt nöthig, um die junge Kirche unter den heidnischen Liven zu retten; sie war jetzt bedrohter als beim Tode Meinhard's.“ Sollte das nicht genügen, so lassen wir Heinrich selbst antworten, der in einem ganz gleichen Falle (Alberts J. XX. § 1) berichtet: *Episcopus Albertus venit ad regem Daciae, suppliciter rogans, quatenus exercitum suum navalem anno sequenti converteret in Estoniam.*

Et abiit iterum venerabilis Livoniensis Episcopus Albertus colligens peregrinos. Ipse vero distulit iter suum in Livoniam hoc anno, ut in futurum annum fortior et cum pluribus veniret. D. h.: „Es kam oberwähnter Bischof von Riga zum Könige von Dänemark und bat unterthänigst, daß er seine Seemacht künftiges Jahr nach Esthland schicken möchte. Der hochwürdige Bischof der Liefländischen Kirche, Albert, zog wieder weg, samlete Pilger. und für seine Person schob er seine Reise nach Liefland bis Jahr auf, damit er folgendes Jahr desto Mannstärker und mit mehreren ankäme.“ Arndt. Solcher Art ist der Grund des Verf. der 24 Bücher. Grade so wenig bedeutet die Bemerkung S. 270: „Auch die Krönung Philipps um Weihnachten zu Magdeburg, von der Heinrich spricht, ist eine falsche Nachricht; er wurde zu Mainz von einem Legaten gekrönt.“ Hat denn nicht Gruber grade zu dieser Stelle das *coronatus incessit*? Hätte Herr K. doch seinen Arndt nachgelesen, so hätte er S. 25 Anm. d) gefunden: „Im Lateinischen steht: *Gekrönt ward,*

das heißt, mit der Krone auf dem Haupte sich öffentlich sehen ließ, wie die Magdeburgische Chronik des Meibom. tom. 2. p. 330 hat, welches von einem Reichstage zeuget.“

Es ist nicht der Mühe werth, Herrn K. weiter zu folgen und ihm noch einmal nachzuweisen, daß die Abschnitte der Origines durchgängig von Winters Ende bis Winters Ende, nie von Herbst bis Herbst reichen. Um so lieber lasse ich mich auf eine andere Erörterung ein.

Ein Vorschlag des Herrn G. v. Paucker in den Arbeiten der Kurländ. Gesellschaft. S. IV. S. 83 geht dahin: „Sollte nicht statt dieses ungewöhnlichen Jahraufanges (25. März, Mariä Verkündigung) vielmehr der 1. März als Anfang des Kirchenjahres auch bei Heinrich dem Letten anzunehmen sein? Alle älteren russischen Zeitschreiber (Annalisten) bis etwa 1400 zählen nach dem Kirchenjahranfang, welcher sechs Monate später eintrat als der Anfang des gleichnamigen bürgerlichen Jahres am 1. Sept. u. s. w.“ Ich habe den 25. März gewählt, weil er mir für diese Jahreszeit der passendste schien, und kann davon auch einem so bedeutenden Gelehrten gegenüber nicht abgehen. Denn einmal ist der 25. März kein ungewöhnlicher, wenn anders die Angaben bei Brinckmeier richtig sind. S. 14: Andere fanden es dem Begriff der Incarnatio — Menschwerdung — angemessener, das Jahr mit Mariä Verkündigung oder der Empfängniß — ab Annuntiatione oder a Conceptione — anzufangen, welche die Kirche auf den 25. März setzt. Auch dieser Jahresanfang ist in vielen Gegenden herrschend gewesen, in einigen sogar bis auf die neueren Zeiten, z. B. zu Pisa und Florenz. Die Gallier feierten anfangs das Osterfest am 25. März, als an dem Tage quando Christi resurrectio fuisse tradebatur u. s. w. Vergl. S. 32 den Calculus Pisanus und Florentinus. S. 66: In England war der julianische Kalender und der Anfang des geseglichen Jahres mit dem 25. März bis zum Jahre 1751 in Gebrauch. Vgl. S. 70 auch für Schottland. S. 71 für Frankreich. S. 72 für Spanien. S. 73 für die Schweiz, Sicilien und die Niederlande. S. 68 u. 69 für Deutschland. Dagegen finde ich den 1. März als Jahresanfang im Abendlande nur in Venedig bemerkt S. 72. Wenn also dieser Tag an die Stelle des 25. März bei Heinrich treten sollte, so müßte er hier als ein sehr ungewöhnlicher erscheinen, da dieser Schriftsteller ihn in der lateinischen Kirche so gut wie gar nicht vorfand und

eine Richtung nach der orientalischen Kirche bei dem eifrigen Missionar der lateinischen Kirche unglücklich ist. Au und für sich könnte ich sonst gegen den 1. März, als einen Tag, welcher dem von mir vermutheten Anfange des Bisthums Alberts noch näher liegt, als der 25ste, nichts einwenden.

Dem daß der Anfang des Bisthums Alberts in die ersten Monate unsres Jahres fällt, und nicht in den October, wie Herr Kienitz will (wobei er vom Pallium grade redet, wie anderswo von der Kaiserkrönung), habe ich aus dem ganzen Buche Heinrichs erwiesen. Dabei hätte ich das letzte Hauptstück des Buches, welches die Sache noch sicherer stellt, etwas mehr hervorheben sollen.

Das vorhergehende Hauptstück schließt mit der Fastenzeit (quadragesima), dieses letzte beginnt mit der Nachricht, daß der Legat Wilhelm von Modena am Meere auf günstigen Wind zur Rückfahrt wartete. Aus dieser Zeit nun haben wir eine Reihe von Urkunden des Legaten in Riga und Dünamünde (Monum. tom. IV. N. 20. 21. 23. 26. 27. 28. 29 und Dogiel tom. V/ N. 15.) vom März bis zum 27. Mai, welche die Zeit, in welcher die Schifffahrt eröffnet wird, hinreichend bezeichnen und uns für den ungefähren Anfang des Jahres Alberts (Ostern war 1226 am 19. April) in die erste Woche des März führen.*) So geht die Erzählung ohne Unterbrechung weiter bis wieder Weihnacht und Epiphaniastag (h. 3 Könige, 6. Jan.), Fabian Sebastian (20. Jan.) und Mariä Reinigung (Lichtmeß, 2. Febr.) vorüber sind, wo mit der Eroberung Desels und der Rückkehr der Christen nach Riga das Werk schließt. Heinrich kündigt am Anfange dieses Hauptstückes das achtundzwanzigste Jahr Alberts an und führt es, wie wir sehen, ganz wie alle durch, mit dem wohl zu berücksichtigenden Vortheile für uns, daß wir die Zeitangaben nicht bloß des Anfanges, sondern auch des Endes genauer haben als an den meisten anderen Stellen, und in voller Uebereinstimmung mit dem Ergebnisse meiner früheren Untersuchung.

*) Ich will auf eine Vermuthung kein Gewicht legen, die weder an sich, noch durch die hier besprochene Frage nothwendig ist; und führe deshalb eine Veränderung der Lesart, die ich empfehlen möchte, hier nicht an. Wer dergleichen nicht verachtet, sehe S. 77 dieses Heftes.

IX.

C. A. Heumanns Randbemerkungen zu Heinrich dem Letten.

Mitgetheilt von Dr. Hansen.

Zu meiner Bearbeitung der *Origines Livoniae* hatte ich die Gruber'sche Ausgabe von unserem verstorbenen Mitgliede Hr. Consul-ent Schüler geliehen erhalten und war um so weniger veranlaßt das Exemplar, welches die Universitäts-Bibliothek besitzt, zu benutzen. Nachdem ich aber obiges Exemplar zur Einsicht bei dem Abdrucke mit nach Deutschland gesandt hatte, war ich genöthigt, mir jenes zu erbitten und erlaube mir daraus diese kleine Mittheilung.

Unten auf dem Haupt-Titelblatte steht *Donum Editoris. C. A. Heumann 1740.* Auf dem Vortitel steht *Germanica huius libri versio prodit Halae 1747. Vid. Götting. Gel. Zeit. 1747. p. 795. et Leipz. Gel. Zeit. 1747 p. 893.* Der Besizer also war der in der Geschichte der Theologie nicht unbekannt Christoph August Heumann geb. zu Allstädt im Weimarschen 1681, Prof. der Theologie in Göttingen, wo er, nach Niederlegung seines Amtes 1764 starb. Er hat (*Guerike 3te Ausg. S. 1083. 1170*) in einem „opus posthumum eines lutherischen Theologen“ die reformirte Abendmahllehre offen ausgesprochen. Am Rande seines Exemplars der Orig. hat er eine Anzahl theils Erklärungen theils Vermuthungen zur Verbesserung des Textes verzeichnet, die, wenn auch von sehr verschiedenem Werthe, doch erhalten und bekannt gemacht zu werden verdienen. Von einigen fremden Rand-Bemerkungen unterscheidet sie die Handschrift sehr leicht. Auch lassen sich die durch mehrmalige Erneuerung des Einbandes geschehenen Einbußen meist ersetzen.

Praef. Grub. p. III. l. 2. zu MCCVI. n. 7.; et ad a. 1207 n. 6. Praef. Grub. p. IV. trifft er mit der von mir gemachten Bemerkung einer von Gruber übersehenen, aber für die Bestimmung des Verfassers der *Origines* wichtigen Stelle überein, indem er zu der Stelle: *Tum quae ad annum 1219* setzt:

hic locus est clarissimus. Narratur enim, multos ab hoc Henrico et alio sacerdote baptizatos esse. Tum p. 148. lin. 33. ait: a NOBIS-baptizati.

- p. 1. §. 5. (I. 2.) Fuit — venerandus: versus fortuitus. Ebd.
a. G. p. 3. §. 2. navigio — solebant: versus fortuitus.
- p. 12. §. 6. (II. 4.) si i. e. an. dsq. p. 17. §. 3. (III. 5.)
p. 55. §. 12 13 19. (XII. 2.) p. 69. §. 5. v. u.
- p. 13. §. 8. (II. 6.) Ymant: jemand. At monachus videtur
errore ridiculo fecisse nomen proprium. (?)
- p. 13. §. 13 (II. 7.) videntes l. vident.
- p. 21. Anm. a) zu Gruber's Lesart civitas. Recte. Mit Nach-
weisung von committere p. 11. 16. 32. 54.
- p. 23. §. 2. (VI. 7.) bisigt er exurunt statt exierunt und ver-
weist auf p. 54. §. 9. (XII. 1.) exustio castri. p. 24. §.
2. (VII. 1.) ecclesia combusta. p. 171. §. 2. (XXIX. 1.)
villas exustas und p. 181. §. 28. (XXX. 5.) villas com-
buserunt.
- p. 24. §. 1. v. u. (VII. 2.) ut cum paganis st. cum paganis.
- p. 26. §. 6. v. u. (VII. 9.) vident statt videtur.
- p. 27. §. 5. (VIII. 1.) bemerkt er zu conversatione: conver-
sione. Sic p. 74. l. 2. p. 106. l. 20. p. 107. l. 37. p.
131 bis. p. 134. et 177.
- p. 28. §. 6. (VIII. 3.) zu laetificantur laetificant; sic p. 75.
l. 3. p. 173. fin.
- p. 28. §. 11. v. u. (VIII. 4.) zu adveniens, quae cibaria: ad-
vehens cibaria.
- p. 29. §. 2. (IX. 1.) zu quo magis: quo tempore magis. vid.
(?) III. l. 3.
ibid. §. 7. (ibid.) vor cui: Hic aliquid verborum excidit.
ibid. §. 14. (ibid.) zu interimus, vicerimus.
- p. 30. §. 3. v. u. (IX. 4.) Inveniens: leg. iuvenis. dixerat;
leg. dixerat, del. quem.
ibid. l. ult. (ibid.) Suo i. e. eius; sic p. 61. l. 9.
- p. 31. §. 15. (IX. 5.) interfecerant leg. — rint.
- p. 32. §. 16. (IX. 7.) pace in se leg. pace inter se.

- p. 33. §. 10. (IX. 10.) zu ducatum. Vid. Vossius de vit. serm. lat. lib. III. p. 416.
- p. 34. §. 18. (IX. 14. a. G.) ad verum pacificum. sic p. 51. et 97. et 120. et 134.
- p. 35. §. 4. (X. 1.) dextrarium. vid. Voss. de vit. serm. lib. III. c. 8.
- p. 35. §. 13. (X. 1.) nimis ei importunum: esse. l. ei i. e. sibi.
- p. 35. §. 16. (X. 1.) und p. 160. §. 13. (XXVII. 2.) quam ocyus l. quantocyus. p. 53. §. 15. (XI. 9.) et p. 55. §. 25. (XII. 2.) quantoocius l. quantocius.
- p. 36. §. 8. (X. 3.) castro Ruthenico l. castrum Ruthenicum.
- p. 37. §. 14. (X. 5.) dilataverunt l. dilaniarunt.
- p. 39. §. 2. (X. 9.) tantorum i. e. tot hominum.
- p. 39. §. 6. (X. 9.) proiiciuntur: sic et p. 52 lin. 19. et p. 60. et 87. 92. et 154.
- p. 50. §. 7. v. u. (XI. 6.) exitum: mortem, obitum. (Niß-
verstanden).
- p. 53. §. 20. (XI. 6.) traditione i. e. proditione.
- p. 55. §. 12. (XII. 2.) coniurantes: subaudi deos suos.
- p. 66. §. 5. (XIV. 2. a. G.) non del.
- p. 68. §. 28. (XIV. 5. a. G.) infra: intra. (s. dagegen Arndt II. p. 83. Anmerk. *)
- p. 73. §. 15. (XV. 1.) missa i. e. immissa.
- p. 73. §. 1. v. u. (XV. 1.) catherizantur, lego catharizantur. i. e. exorcizantur. Verbum καθαρῖζεσθαι ita usurpatur ab Irenaeo ap. Eusebium Hist. Eccl. lib. V. c. 7, ad quem locum id verbum pulchre illustrat Valesius. Etiam purgare aliquem exorcismo dixit Augustinus et Petrus Chrysologus et concilium Bracarense apud Binghamum Orig. lib. 10. cap. 2. §. 8. Exorcizatio autem praecedebat baptismum. Vid. Tertullian. de corona cap. 3.
- p. 74. §. 10. (XV. 1.) pacem secum referunt i. e. pacem pagani oblatam sed ab iis non acceptam, imo repudiatam, secum referunt ac reportant domum.

- p. 74. §. 27. (XV. 1.) Livones Episcopi; quid hoc sibi velit vid. p. 88. l. 30 p. 48. p. 90.
- p. 75. l. ult. (XV. 2.) adducit l. abducit.
- p. 76. §. 22. (XV. 3.) dele sensum, pro omnem lego omen.
- p. 79. §. 15. (XV. 5.) leg. supplicantes Episcopis et petentes iura Christianorum, et maxime decimam sibi alleviari. (Srrig, §. hat iura Christianorum offenbar Mißverstanden, es sind nicht ihre Rechte, sondern ihre Leistungen.)
- p. 81. §. 15. (XV. 7) Letthi aulem Beverinenses iterum euntes in Unganniam cum paucis, Estonos promtualibus etc. leg. pro victualibus. (Sehr gut.) efr. p. 72. (XV. 1. init.)
- p. 96. §. 27. (XVIII. 5. in fin.) quia et hi: del. et.
- p. 98. §. 4. (XVIII. 8.) lanientes leg. laniantes.
- p. 103. §. 19. (XIX. 5.) Stucuanta: Sarcianta; occurrit haec vox in Arnoldi Lubic. lib. ? c. 20. Vid. et Vossius de vitiis serm. cap. 17. p. 2. . (besser Sluc nauta).
- p. 109. §. 1. (XX. 1.) qui leg. quo.
- p. 111. §. 16. v. u. (XX. 7.) et venerunt non tam Otilienses: del. non.
- p. 111. §. 15 v. u. (XX. 7.) occurrunt l. occurrerunt.
- p. 112. §. 24. (XX. 8.) Noyardenses l. Nogardenses.
- p. 117. §. 6. (XXI. 2.) abierat l. adierat.
- p. 118. §. 9. (XXI. 2.) l. Harrionenses, tam Wironenses.
- p. 123. letzte §. (XXII. 2.) via previdisse. Au forte via remotissima uti p. 150. lin. 7. (Ich habe Puidisse vorgeschlagen.)
- p. 136. §. 24. (XXIII. 8. gegen d. G.) et crediderunt eis leg. ei sc. signo Crucis.
- p. 169. n. h.) (XXVIII. 8.) Mihi posterius praeplacet, cum scriptori nostro usitatissimum sit, suus dicere pro eius vel eorum. Cfr. p. 30. 1. ult.
- p. 173. §. 9. v. u. (XXIX. 3.) praedixit. Sic p. 176. pro praedicavit.
- p. 174. §. 4. v. u. (XXIX. 4.) l. in defensionem.

- p. 177. letzte Z. (XXIX. 9. a. G.) Hic librum suum finivit auctor. Quae sequuntur tanquam continuationem posteriori tempore adiecit.
- p. 178. Z. 1 ff. (XXX. 1.) zu Bиденus octavus postquam haec conscripsissemus sequitur annus unius Praesulis Alberti (Statt unius) l. unus. Huic verbo auctor in margine adscripserat bis denus octavus: quae verba in textum retulit librarius. Ergo incipiendum est hoc caput in Postquam. (In der That ist unius anstößig, aber das Verfahren Heumanns, so sinnrich es ist, scheint doch zu gewaltthätig. Ich würde, da die Schriftzüge wesentlich dieselben sind, statt unius lesen iniens, also annus iniens das beginnende Jahr, wie Heinrich ähnlich des Substantivs sich bedient annus erat Dominicae incarnationis 1211, sed antistitis initium decimi quarti; vgl. anno octavo inchoante).
- p. 182. Z. 8. v. u. (XXX. 6. Anf.) l. Osiliam, per lavachrum purgans vitia et dans etc.
- p. 182. Z. 1. v. u. (XXX. 6.) leviter i. e. faciliter.
- p. 184. Z. 1. (XXX. 6. a. G.) vos l. nos.
- Dazu kommt beim zweiten Finder:
- zu Inbeneficiare: Sic et loquitur Arnoldus Lubecensis p. 464. Occurrit idem vocabulum in Gudani Sylloge prima diplom. p. 4. 12. 18. et 56.
- zu Responsalis: Apocrisarius. Suiceri Thes. Vid. Vossius lib. 3. de vitiiis serm. cap. 42. p. 57.
- zu traditores = proditores: Sic et loquitur Arnoldus Lubecensis p. 276. 432. ter. 435 et 466.

X.

Grubers Handschrift der Origines Livoniae.

Aus einer gefälligen Mittheilung des Hrn. Ed. Pabst in Reval entnehme ich Folgendes:

Auf der Bremer Stadtbibliothek fand ich 1846 das Exemplar Grubers vor, welches er den Bremern verehrte, und das folgende eigenhändige Inschrift ziert:

„S. P. Q. Bremensi, portus Livonici primo repertori,
tantae rei testem omni exceptione maiorem commendat
Editor.“

§.

XI.

Russische Münzen aus dem Ostenlande.

Von Dr. Hansen.

Bemerk. Wo der Fundort nicht näher bezeichnet ist, ist es die Umgebung Dorpat's; eben so ist die estnische Gesellschaft als Besitzerinn vorausgesetzt.

- 1) Dirhem von dem Abbasiden Mämün als ernanntem Mit-
erben des Chalifats (noch unter seinem Vater Harün), geprägt
in Balch im J. der Flucht 187, n. Chr. 803. Bei Wesen-
berg gefunden und durch Hrn. G.-W. Noß's eingesandt.

- 2) Dirhem (von demselben Mämun als Chalifen), geprägt in Samarqand im J. d. Fl. 200, n. Chr. 81⁵/₆; mit dem Namen oder Titel Almoscherrif auf der einen und Sul riasetaïn auf der anderen Seite unten. (Gehört mir.)
- 3) Dirhem von dem Samaniden Ismail ben Ahmed, unter dem Chalifate des Mustekfi billah geprägt in Schäsch, J. d. Fl. 292, n. Chr. 90⁴/₅.
- 4) Dirhem von dem Samaniden Naçr ben Ahmed, unter dem Chalifate des Muqtedir billah geprägt in Enderabeh (eben so wie die obigen Städte in Nieder-Turkestan), mit dem Namen Ahmed ben Sahl, vergl. Fräyh Recens. p. 75. N. 166. J. d. Fl. 204, n. Chr. 91⁶/₇. Von dem Privatlehrer S. Bahrens der gel. estnischen Gesellschaft dargebracht.
- 5) Dirhem von demselben, unter dem Chalifate des Râthi billah geprägt in Samarqand. J. d. Fl. 322, n. Chr. 93³/₄.
- 6) Dirhem von Nüh ben Naçr (dem Sohne des vorhergehenden Samaniden), unter dem Chalifen Muti lillah (sehr grob) geprägt in Bocharâ im J. d. Fl. 335, n. Chr. 94⁶/₇.
- 7) Ein Dirhem, der, so weit er unbeschädigt ist, bis in die kleinsten Striche übereinstimmt mit dem von Fräyh in den Mémoires de l'acad. Impér. des Sciences de S. P. VI. série. Sc. polit. T. I. p. 171 ff. erklärten unter No. 3 auf der Tafel abgebildeten der Wolgabulgaren aus dem Orte Sewâr mit dem Namen Mumen ben Alehaç unter dem Chalifen Tâi billah im J. d. Fl. 366, n. Chr. 97⁶/₇. Auf der Insel Desel gefunden.
- 8) Ein sehr abgeriebener Dirhem, welcher auf der Vorderseite noch Stücke des Namens (Beh)â el daula
(Qotb el) millah

aufweist, auf der Rückseite ist zu lesen (Alq) âd(er) billah
(Abu?)'l Hasan Ali
(Ib)n? al Hasan?

Von dem Prägorte ist der Anfang übrig, welcher R k sein könnte. Vorläufig muß er für einen Merwaniden gelten. Ebenfalls von dem Privatlehrer Hrn. Bahrens dargebracht.

Herr Pastor Ahrens und die estnische Gesellschaft.

Der Herr Pastor Ahrens, Verfasser einer estnischen Formenlehre und einer Ehrenrettung J. Hornung's, wurde, in Anerkennung seiner Verdienste um die Förderung der Kenntniß der estnischen Sprache, im Herbst 1844 von unserer Gesellschaft zum Ehrenmitgliede ernannt. Er trat später in gar keine Berührung mit der Gesellschaft, bis wir im November vor. J. eine Abhandlung „Zur Declinationslehre“ von ihm erhielten, welche nach seinem Wunsche in den Verhandlungen der Gesellschaft abgedruckt werden sollte, als Vertheidigung gegen angebliche Angriffe in früheren Hefen der Verhandlungen. Diese Angriffe sollten von zwei Männern ausgegangen sein. Der eine hat im vierten Hefte des ersten Bandes S. 27 gesagt: „selbst der neueste und genaueste estnische Grammatiker, Ahrens, adoptirt ganz unbedingt die Hellersche Casustheorie in seiner Formenlehre (1843); die Gründe wird er hoffentlich im zweiten Theil, in der Syntax, nachliefern“ — und in einer Anmerkung auf derselben Seite erklärt er mit Gründen, daß er in Ahrens tadelnden Ausspruch über Stahl nicht einstimmen könne. Sonst hat er kaum den Namen des Herrn P. Ahrens genannt. Der andere schrieb für das erste Hefte des zweiten Bandes eine Vergleichung der Declinationslehren des Past. Ahrens und Dr. Fählmann, und ließ der Formenlehre des erstern, neben geringen Ausstellungen, volle Gerechtigkeit widerfahren.

Nachdem die Abhandlung des Herrn. P. Ahrens in der nächsten Sitzung vorgelesen und auch noch mehreren entfernteren Mitgliedern mitgetheilt worden war, fiel der einstimmige Beschluß dahin aus, daß in dieser Form und Fassung die Abhandlung nicht in die Verhandlungen aufgenommen werden könne. Wissenschaftlichen Forschungen haben die Verhandlungen stets offen gestanden und wir haben auch einander entgegengesetzte Meinungen nicht zurückgewiesen, so

lange Leidenschaftlichkeit vermieden wurde. Es entstand aber sogleich das Bedenken bei allen Befragten, daß diese leidenschaftliche Entgegnung auf unbedeutenden oder eigentlich keinen Anlaß Gegenschriften hervorzurufen müsse in noch leidenschaftlicherem Tone, denen ebenfalls ein Platz in unsern Verhandlungen hätte eingeräumt werden müssen. Es schienen uns nämlich zu leidenschaftlich die Passus von der kostbaren Reliquie (S. 8), von dem Abbüßen der Kegerei in Sack und Asche (S. 13), vom blauen Dunst (S. 13), vom Wahnsinn (S. 24), dann dem gelindesten Ausdruck des Ueberflüssigen (S. 7), die Vertheidigung der 18 Klassen (S. 11*) und a. a. D.). Endlich konnten wir nicht begreifen, wie der Ruhm Masing's durch ein paar Kalendererzählungen verdunkelt werden solle und daß Knüppfers Verdienste so gering seien.

Die Gesellschaft antwortete ihm daher :

P. P.

„Nachdem die gelehrte estnische Gesellschaft in ihrer am 3. December vor. Jahres gehaltenen Monatsitzung sich den von Ihnen übersandten Aufsatz „Zur Declinationslehre“ hat vortragen lassen, auch über die gewünschte Aufnahme denselben in ihre gedruckten Verhandlungen abgestimmt hat, bedauert sie, Ihrem Verlangen gegenwärtig nicht entsprechen zu können. Es ist nicht sowohl der materielle Inhalt dieses Aufsatzes, als vielmehr dessen äußere Fassung, welche seiner Aufnahme entgegensteht. Daß die estnische Gesellschaft Verschiedenheiten der Ansichten und Meinungen bei ihren Forschungen, namentlich in Hinsicht auf das Sprachliche, gebührend zu würdigen weiß, wo dieselben auf guten Grundlagen beruhen und mit Achtung gegenseitiger Bestrebungen verbunden sind, hat sie sowohl bei Anhörung mündlicher Vorträge mancher ihrer Mitglieder und in ihren ge-

*) „Die Geisteskräfte sind verschieden, und manchem Gedächtnisse mögen allerdings meine 18 Klassen zu viel sein; aber wer sie nicht behalten kann, der verzichte nur gleich auf die Hoffnung, jemals der Estnischen Sprache mächtig werden zu können. Daß 18 Klassen gelernt werden müssen, daran bin ich nicht schuld. Habe ich sie denn etwa gemacht? Nein, ich habe sie fertig vorgefunden, und nur aus dem Munde des Volkes auf's Papier übertragen. Man versuche doch nur, eine einzige derselben aus zu mürzen! Wem's gelingt, dem will ich unverzüglich als meinem grammatischen Herrn und Meister huldigen.“

druckten Verhandlungen, als auch durch anderweitige ehrende Anerkennungen mehrfach bewiesen. Sie durfte sogar nicht anders verfahren, indem sie sich sonst selbst des vorzüglichsten Mittels beraubt haben würde, der Wahrheit immer näher zu kommen. Allein sie ist auch zugleich (wenigstens in ihren hier anwesenden Mitgliedern) der festen Ueberzeugung, daß Alles, was bis jetzt in der estnischen Grammatik geleistet worden ist, noch keinesweges unwiderleglich positive Geltung habe, sondern nur als eine Masse von Vorarbeiten und Versuchen angesehen werden müsse, aus welchen sich erst mit der Zeit eine allen Anforderungen genügende Grammatik werde bilden lassen. Daher glaubt sie es denn zu ihrem unabweichlichen Grundsatz machen zu müssen, möglichst Alles zu meiden, was bei ihren derartigen Arbeiten von der Sache mehr polemisirend auf die Persönlichkeit übergeht und diese letztere zu unangenehm berührt, indem solches nicht nur dem unbefangenen Gange der Forschungen hinderlich wird, sondern auch Veranlassung zu endlosen Streitigkeiten giebt, denen der Hauptzweck zuletzt völlig weichen muß. Mit Recht haben Ew. Hochehrw. selbst auf den sonst so verdienstvollen Propst Masing hingewiesen, der, obzwar im Besitze einer seltenen, durch unablässige Bemühungen von Jugend auf erworbenen Kenntniß der estnischen Sprache, es dennoch nicht wagte, mit einer Grammatik derselben hervorzutreten, aber eben durch die erlangte Einsicht von der ungemeinen Schwierigkeit eines solchen Unternehmens sich nun auch dazu hinreißen ließ, manche seiner vorlauten Tadler und anmaßenden Kritiker mit zu großer Schärfe zurechtzuweisen, wodurch denn viele Andere von der Theilnahme an solchen sprachlichen Arbeiten abgeschreckt wurden, die sonst bei ihrem redlichen Eifer dem Sprachstudium hätten sehr förderlich werden können. In Demjenigen dagegen, was Ew. Hochehrw. einen Angriff zu nennen belieben, kann die estnische Gesellschaft nur einen einfachen, durchaus nichts Verlegendes involvirenden Ausdruck erkennen, wie dergleichen in wissenschaftlichen Verhandlungen ganz gewöhnlich sind. Um so mehr bedauert sie, daß derselbe Ew. Hochehrw. hat veranlassen können, darin etwas zu finden, was dem gemeinschaftlichen Streben dieses Vereins nach Wahrheit und der gegenseitigen Achtung der individuellen Ansichten auf irgend eine Weise hindernd entgegenzutreten könnte. Sie hofft daher bei nochmaliger unbefangener Prüfung der bezüglichen Stellen von Ihrer Gerechtigkeitsliebe eine baldige freundliche Ausgleichung.“

Herrn Pastor Ahrens kurze Antwort vom 19. Januar d. J. lautet :

„Der Unterzeichnete bittet die Gesellschaft gehorsamst, seinen Namen aus dem Verzeichnisse ihrer Ehrenmitglieder streichen zu wollen, und fügt hinzu, daß er die Ehre haben wird, ein Pracht-Exemplar seiner Abhandlung „Zur Declinationslehre“ ein zu senden, sobald dieselbe in Reval gedruckt ist.
E. Ahrens.“

Daß die Abhandlung in Druck erschienen, erfuhren wir zuerst durch die Dörptsche Zeitung vom 10. Juni in folgender Ankündigung der Lindforschen Buchdruckerei, die den Verlag übernommen hat :

„In allen Buchhandlungen ist zu haben: — Diese Abhandlung war ursprünglich für die Verhandlungen der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat bestimmt. Da ihr aber die Aufnahme versagt wurde, so hat der Herr Verfasser sie selbst dem Drucke übergeben und zugleich die Gesellschaft gebeten, seinen Namen aus dem Verzeichnisse ihrer Ehrenmitglieder zu streichen.
Buchdruckerei von Lindfors Erben.“

Bald darauf erhielten wir auch das uns versprochene Pracht-Exemplar die uns bekannte Abhandlung mit der Zugabe einer Vorrede.

Nach dieser einfachen Relation überlassen wir die Beurtheilung des Vorganges dem sachkundigen Publicum und enthalten uns aller weiteren Erörterungen. Wir können nur unser Bedauern aussprechen, daß aus wichtigen Ursachen die besten Kräfte sich isoliren. Um aber Mißverständnissen zu begegnen, welche die Vorrede der Abhandlung veranlassen könnte, erklären wir daß die Sitzungen der Gesellschaft recht oft von auswärtigen Mitgliedern besucht werden, daß jedes anwesende Mitglied gleiches Stimmrecht hat, — und daß für die Abhandlung im ersten Hefte des zweiten Bandes der Verhandlungen dieselbe Bemerkung gilt, die Hr. P. Ahrens auf S. 66 seiner Formenlehre (Anmerkung) für sich in Anspruch genommen hat.



Berichtigungen: Bb. 2. §. 1. Seite 81 3. 8 l. 28 ft. 38.
ebendaf. " 82 3. 5 l. martyres ft. matyres.
" " 82 3. 8 l. in ft. in.
" " 85 3. 5 l. 1846. §. 4. ©. 224.
ft. 1847. §. 1.

Verhandlungen

Der gelehrten

Estnischen Gesellschaft

zu Dorpat.

Zweiter Band.

Drittes Heft.

Dorpat,

in Commission bei E. J. Karow,
Universitätsbuchhändler.

1850.

Der Druck ist unter der Bedingung gestattet, daß, nach Beendigung desselben, die gelegliche Anzahl der Exemplare an das Censur-Comitât abgeliefert werde.

Dorpat, den 8. März 1850.

Censor Michael v. Rosberg.

I.

Bischof Albert und sein Orden.

Vom weiland Collegienrath Dr. A. Hansen.

Der Bericht Heinrichs des Letzten über die Stiftung der Schwertbrüder ist so kurz, daß wir nicht einmal das Jahr mit Sicherheit daraus entnehmen können ¹⁾. doch ist es entweder das vierte Jahr Alberts (1202) selbst oder das nächste vorher. Die That der Stiftung war nichts Ungewöhnliches, drei Orden bestanden schon in Palästina, vier auf der pyrenäischen Halbinsel.

Der Hauptpunkt für uns ist hier des Ordens Stellung zu dem Werke des Bischofs: Innocenz gebot dem Orden unter dem Bischof zu stehen ²⁾. Einige Jahre vergehen, ohne daß wir vom Orden oder von dessen Rittern hören. Im siebenten Jahre Alberts (1205) ziehen sie, in Abwesenheit des Bischofs, auf die Aufforderung des Semgallen Westhard den Litthauern entgegen, die, im Vertrauen auf einen Waffenstillstand mit den Christen von einem Raubzuge über Rodenpois und Uexküll heimkehrten und nehmen ihnen an der Düna die Beute ab; im achten beruft sie Albert mit den Bürgern und Pilgern zu einer Berathung über die Maßregeln gegen die Liven; ein Mitglied der Bruderschaft, Arnold, ist der eifrigste bei dem Sturme auf Holm; es ist wieder ein Bruder der Ritterschaft, der den Kopf des erschlagenen Anführers der Unruhestifter dem Bischof als Siegeszeichen überreicht. Von den inneren Einrichtungen dieser Bruderschaft, ihren Oberen, ihrer Zahl, ihren Besitzungen erfahren wir bis dahin nichts. Unterdessen ordnen sich die Einrichtungen; Liven und Wenden werden getauft, Kirchen gebaut und Pfarreien eingerichtet. (Im Jahr Alberts 8. § 14 und 15.)

Ganz unerwartet nun, im neunten J. Alberts (1207), also etwa fünf Jahre nach der Stiftung, hat der Herr von Tage zu Tage die Zahl und die Dienstmannschaft (familia) der Schwertbrüder so vermehrt, daß sie bei ihrer wachsenden Zahl und Beschwerde auch einen Zuwachs an Hab' und Gut fordern zu müssen vermeinen; „trügen sie in Kriegen und andern Anstrengungen ohne Unterlaß des Tages Last und Hitze, so seien sie auch eines Tagelohnes würdig;“ kurz mit täglichem Andringen ersuchten sie den Herrn Bischof um den dritten Theil des ganzen Livlandes und dazu um die Zusage desselben Antheiles an alle Eroberungen an Land und Leuten umher, die, jetzt noch unbekehrt, durch sie und die andern Rigischen zum christlichen Glauben gebracht werden möchten. Für die größeren Ausgaben forderten sie auch größere Einkünfte. Der Bischof war bereit ihre Verdienste zu belohnen, denn „Tag und Nacht standen sie als Mauer vor dem Hause des Herrn“, und er wünschte ihre Zahl zu vermehren: kurz, wie er ganz Livland vom Reiche mit vielen Herrschaftsrechten erhalten, so bewilligte er ihnen ein Drittheil. Die Theilung selbst ward so bewerkstelligt: die Brüder bestimmten die drei Theile, aus diesen wählte zuerst der Bischof, dann der Orden, und der übrige dritte Theil fiel dann von selbst dem Bischof zu: so nahm Albert Gaupos Gebiet, die Treidensche Landschaft, und erhielt dazu Metsepole, da der Orden ex altera parte Goiwe Saccalaniam sich erkor³), nur mußten sie als Anerkennung ihrer Unterthänigkeit (obedientia) ihm den vierten Theil der Zehnten überlassen. Dazu kam die Bestimmung, daß beide Theile unabhängig von einander in ihren Gebieten die Priester ernannten. Indessen sehen wir weiter: die Theilung bedurfte noch einer zwiefachen Vervollständigung: in Bezug auf die Zukunft und auf die Vergangenheit.

Der Orden verlangte ein Drittheil auch von den künftigen Eroberungen: das wurde rund abgewiesen, aber bloß als unzeitige Forderung, da man vernünftigerweise (rationabilliter) nicht vergeben könne, was man nicht habe, obgleich in Portugal und Castilien die Orden mit den noch erst zu erobernden Burgen bezahlt wurden.

Etwas anderes war es mit der Vergangenheit. Der Orden hatte Zuwachs an Besitzungen verlangt, nicht erst Besitzungen überhaupt (ut sicut accresceret in personis et labore, sic accrescere deberet et in rebus et in bonis). Er hatte schon Besitzungen; wie hätte er anders, so klein er auch sein mochte, nach

damaligem Zuschnitte aller Verhältnisse, bestehen können? Auch am Schlusse der Verhandlungen, wie Heinrich der Letzte sie berichtet, deutet ein Satz darauf: *de provinciis autem sine praediis aliis per omnia recompensationem in aliis postea receperunt* (d. h. von andern Landschaften oder Gütern erhielten sie später in allen Stücken Ersatz an andern). Wir vermissen eine nähere Bestimmung der andern Landschaften und Güter. Arndt schiebt ein: „die nachher erobert wurden“, mit Unrecht, da dieser Punkt schon erledigt war; die zwei Handschriften, welche ich benutzen kann (Knüpfers und Wetterstrands), haben, was bei Gruber fehlt: *de provinciis autem sive praediis aliis jam dudum in beneficio praestitis*, d. h. von den andern Landschaften oder Gütern, mit denen sie schon zuvor belohnt waren. Wir wissen nicht, welche diese andern Landschaften und Güter waren; aber wir dürfen vermuthen, daß dem Orden daran gelegen war, ein zusammenhängendes Gebiet zu erwerben, statt zerstreuter Gebiete, statt eines Dritttheils dieser oder jener Burg. Unklar aber ist bei der Theilung, wie sie Heinrich beschreibt, gar Manches. Das Livenland sollte getheilt werden. Also war das Lettenland, obgleich schon befehrt, ausgeschlossen? Warum denn? Der Bischof hatte wenigstens 1209 seine Letten: *cum Livonis et Lettis Episcopi ex una parte Goive XIII. 5. p. 64.* und der Orden hatte seine? Das ist nicht so bestimmt ausgesprochen, aber er steht mit Kuffin etc. in sehr gutem Vernehmen.

Ferner ist von dem ganzen Lande längs der Düna von Dünamünde an bis Msheraden, was doch auch Livenland war und so hieß, in dieser Theilung nicht die Rede: wir sehen, daß nur das Land an der Na und Metsopole getheilt wurde. Das letztere läßt sich wol so denken: Albert hatte hier den Orden mit zerstreuten Besitzungen mit Dritttheilen von seinen Burgen begabt und zum Erfaze dafür wurden ihnen von Albert Entschädigungen zugesichert. Wahrscheinlich behielten sie diese älteren Lehne bis dahin in Besitz. Das scheint mir um so sicherer, da die Anweisung von Besitzungen ein Lohn war für die bei der Eroberung geleistete Hilfe. So ziehen sie denn noch in dem Jahre der Theilung gemeinsam gegen Selburg, im folgenden gegen die Litzhauer. Eine besondere Vermehrung des Ordens an Geistlichen wird erwähnt (Alb. J. 10. S. 5.) und dieselbe war eine natürliche Folge der festeren Stellung des Ordens, seiner vergrößerten

Besetzungen und der Nothwendigkeit dieselben mit Priesterstellen zu besetzen; seitdem finden wir auch Priester des Ordens.

Unterdessen hatten mehrere Dörfer der Letten an der Ymer, nahe am Burtnefschen See sich taufen lassen. Ihre Aeltesten sehen wir in genauer Verbindung mit dem Orden, und diesen selbst seitdem in lebhafterer Thätigkeit. Er hatte angefangen sich einzurichten. Schon im ersten Jahre nach der Theilung (1208. Ab. S. 10.) erscheint Wenden als einer seiner Sitze, und daselbst vor allen als rüstiger Kriegsmann Bruder Berthold, ohne Zweifel der eigentliche Befehlshaber dieser Burg. *fratres militiae in Wenden miserunt Bertholdum quasi primum de suis* (XII. 6.), denn die Gesamtheit des Ordens stand noch unter Vinno, der aber wohnte in Riga.

Die Letten hatten bisher von den Esten viel zu leiden gehabt. Durch die Taufe fühlten sie sich gehoben und suchten nun Verbindung mit dem Orden, um Rache an ihren ehemaligen Drängern zu nehmen. Auch die Rigischen hatten den Esten Manches zu vergelten. Schon vor der Erbauung Riga's hatten die Ungannier die Fuhren der Kaufleute geplündert, die von der Düna gegen Pleskau zogen (XI. 7.) und jeden Ersatz abgeschlagen. Nun that sich Alles zusammen: die Lettenhäuptlinge Ruffin, Waridote, Thalibald; die Ordensbrüder, die Rigischen, auch Alberts Bruder Theodorich waren mit dabei, sie plünderten Ungannien und steckten die Burg Odempä in Brand. Die Ungannier rächen das durch einen Raubzug in das Land der Letten und Liven, belagern aber vergebens Beverin. Vinno, der gerade in Wenden war, ruft alle Letten umher zusammen und treibt die Abziehenden in die Flucht. Ruffin und Waridote machen große Beute in Saccala und theilen in Beverin auch Berthold von allem mit. Hermann aber, der Liven Advocat, über diese Erhebung der Letten unzufrieden, bewirkt einen Waffenstillstand auf ein Jahr, und da Albert mit dem Frühjahr 1209 gut begleitet zurückkam, so gelang den gemeinsamen Anstrengungen die Eroberung oder vielmehr die Besetzung und Befestigung von Kokenhusen. Sie ist auch darin bemerkenswerth, weil wir hier eine Probe von der oben vermutheten Theilung selbst einzelner Burgen finden; so hatte Meinard den fünften Theil von Uerküll. Albert behielt zwei Drittheil von Kokenhusen und setzte Rudolph von Sericho darüber, ein Drittheil erhielten die Ordensbrüder. Ihre Zahl kann noch nicht

bedeutend gewesen sein, da Heinrich noch sagt: „die Deutschen waren noch selten und wohnten ihrer wenige im Lande.“

Es war das Jahr 1209, in welchem Vinno ermordet, Wolquin zum Meister erwählt ward. Sollte es zufällig sein, daß bei dem Zuge gegen Gericke (in dems. J.) wol der Bischof mit Liven und Letten, Rigensern und Pilgern und allem seinem Volke genannt wird, aber keine Schwertbrüder? Daß Albert gnädig war gegen den besiegten Fürsten, daß er ihm seine Gemahlin, seine Burg, sein Land wieder gab, als Lohn der Rigischen Kirche zeigt wol von dem Bewußtsein Alberts über den Bereich seiner Kräfte. Schon Kokenhusen hatte er wider Willen eingenommen. Daniel von Lenewarden hatte den gefährlichen Fürsten gefangen, Albert gab ihn los, versöhnte ihn mit Daniel, ließ sich die Hälfte der Burg abtreten und sandte eine ansehnliche Schugmacht, aber der Schüzling überfiel und mordete sie. Das zwang Albert weiter zu gehen. Bei Gericke versuchte er es von Neuem. Es wäre ein trefflicher Vorposten gewesen für einen christlichen Ritterorden gegen Russen und heidnische Litthauer; auch war dieses Gebiet ⁴⁾, ohne auf den Namen eines Königreichs Gewicht zu legen, von ansehnlicher Ausdehnung. Albert giebt es dem Bescefa zurück, als Lehn der Rigischen Kirche.

Vielleicht sparte und sammelte der Orden seine Kräfte zu einem anderen Kampfe: der Stillstand des Ordens und der Letten mit den unganaischen Esten war nur auf ein Jahr geschlossen. Jetzt lief er ab: Berthold ruft von Wenden aus den Russin mit den Seinigen und die anderen Letten von Rutine nebst seinen Letten auf und macht einen glücklichen Raubzug durch Unganien. Schon im vorhergehenden Jahre war ein Beamter des Bischofs, der Vogt von Treiden, eingetreten und hatte den Stillstand vermittelt. Heinrich beschuldigt diesesmal die Treidenschen Liven, daß sie in heimlichem Einverständnisse mit den Esten Bertholds und der Letten glückliche Kämpfe nicht gern sahen: „auf ihren Antrieb, sagt er, sandte Albert den Alobrand als Friedensstifter nach Odempä. Statt dieses Friedens predigte er Christum, den Friedenbringer; aber etliche Aelteste retteten sein bedrohtes Leben und gaben ihm Männer mit, in Riga über den Frieden zu verhandeln. Und ward ein Friede geschlossen mit den Liven und Letten des Bischofs von der einen Seite der Na. Berthold von Wenden aber und Russin mit seinen Letten nahmen den Frieden nicht an, sondern rüsteten sich zum Streit.“ Heinrichs

Bericht ist wol sehr einfach, aber daß eine Trennung der bischöflichen und der Ordenspolitik vorliegt, kann nicht bezweifelt werden. Es ist etwas ganz Anderes, was beide wollen. Es mußte uns oben auffallen, daß Albert sich auf keine Theilung der künftigen Eroberungen einlassen will, weil man nicht vergeben kann, was man noch nicht habe. Ich weiß nicht, ob die Politiker immer so gedacht haben, wie Albert hier spricht. Jedenfalls bedarf es eines weiteren Grundes. Waren die Forderungen dort vielleicht auf mehr gerichtet als ein Drittheil? Albert wollte Ruhe haben; der Besitz der Länder an der Düna bis über die Na hinaus genügte ihm, weil er die Mittel kannte, welche er zum Schutze dieses Besitzes aufbieten konnte, weil er es vermeiden wollte, mit den Esten anzubinden, und weil er den Orden nicht mächtiger zu sehen wünschte. Möglich ist es auch, daß Albert die älteren dänischen Ansprüche auf Estland berücksichtigte und eine Störung des guten Vernehmens vermied. Von dem Augenblicke an gehen beide Mächte, der Orden und der Bischof, in ganz verschiedener Richtung vorwärts, Albert längs der Düna, wo, als Binno noch lebte, Kokenhusen nach dem gewohnten Verhältnisse getheilt wird; Sobald aber Wolquin an der Spitze steht, geht jeder seinen eigenen Weg, Berthold plündert wieder in Ungarn umher, Albert aber reiset wieder nach Deutschland und predigt das Kreuz.

Unterwegs hatte er einen kleinen Unfall im Sunde durch die Kuren erlitten. Dieses und seine Abwesenheit, vielleicht auch die sichtbare Trennung seiner Kräfte von denen des Ordens veranlaßte die erste gemeinschaftliche Erhebung der Bezwungenen und der Bedrohten. Litthauer erscheinen vor Kokenhusen, Kuren, Liven von der Adya *) vor Riga, die Treidenschen rüsten sich zur Unterstützung der Empörer, und diese Gefahr einigt die Getrennten wieder; während abfahrende Pilger unter dem Ritter Marquard von Dünamünde aus, mitten durch die Feinde nach Riga zu Schiffe zurückkehren, erzwingen die treuen Holmer den Eingang in die Stadt zu Pferde; Gaupe, Conrad von Uerküll, endlich auch Berthold mit einem bedeutenden Haufen von Letten eilen zu Hilfe, Riga wird frei, die Feinde zerstreuen sich; zum Theil waren sie nicht einmal zum offenen Kampfe gekommen.

*) Adya (im ber. Gegend des heutigen Adiamünde, südwestlich von Rensal). S.

Albert, sahen wir schon, war in Deutschland; seine Leute trugen kein Bedenken, fest Berthold nach Ungarnien zu begleiten. Sie nahmen Ddempä, während Berthold auf Bedingungen einzieht, erstürmen es die Bischöflichen, halten es einige Tage besetzt und verlassen es wieder. Kaum waren sie wieder in Wenden, als ein Estenheer sie umlagerte. Noch wohnten sie mit den Letten zusammen in der alten Burg; vier Tage waren die Belagerer beschäftigt Buschwerk heranzuschleppen, um die Burg zu verbrennen, und Bäume heranzuziehen, um ein Schutzwerk zu bauen zur Belagerung nach deutscher Weise. Da hörten es die Rigischen, kamen nach Segewolde und zogen auch den Gaupe mit den Liven und Letten an sich. Die Esten ziehen ab, unvorsichtig folgen die Liven und Letten mit wenigen Deutschen; plötzlich in den Wäldern an der Ymer*) sind sie mitten unter den Esten. Die Deutschen von dem Ordensbruder Arnold geleitet, schlagen sich mit vielem Verluste durch, etliche Ordensbrüder und Knechte des Bischofs fallen, auch ein Sohn und Schwiegersohn Gaupe's.

Das Wesentliche ist: Bischöfliche und Orden stehen wieder zusammen, diese haben geholfen Riga, jene Wenden zu schützen; eben war Rudolph von Jericho, ein Mann des Bischofs, zu einer Friedensunterhandlung nach Polozk bestimmt gewesen; jetzt, da er in diesem Kampfe verwundet war, geht der Ordensbruder, der tapfere Arnold, und bringt einen Vertrag zu Stande, mit dem die Rigischen zufrieden sind. Die Liven sollen dem Fürsten von Polozk den schuldigen Tribut alljährlich zahlen, oder der Bischof für sie; dafür ward der Handel mit Polozk hergestellt. Von dieser Seite gesichert, ziehen die Rigischen und die Aeltesten der Letten in Einigkeit im nächsten Winter in die Strandgegenden Estlands, treiben mit Berthold die ihnen nachsetzenden Esten zurück gemeinschaftlich belagern sie in demselben Winter noch Fellin und nehmen es vor Ostern 1211 ein; Arnold, eben so fromm wie tapfer, fiel während der Belagerung, und nach Ostern sehen wir noch einmal die Leute des Ordens und des Bischofs unter Gaupe und Berthold andere Landschaften von Estland heimsuchen.

*) Ymer (ein Flüsschen zwischen Rangen und Ermes, welches nördlich von Burtnek in den Burtnek'schen See mündet). E.

Im dritten Jahre schon war Volquin Meister des Ordens. Sehen wir die Erzählung Heinrichs, so ist es, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Seine Wahl hat er berichtet, seine trefflichen Eigenschaften hervorgehoben und uns angezeigt, wie dieser fromme und gütige Herr, mochte der Bischof in Livland sein oder nicht, auf jedem Zuge das Heer leitete und führte, die Schlachten des Herrn schlug mit Freuden, wie alle Brüder ihm halfen und der Arm des Herrn mit ihm war immerdar. Aber wo sind die Thaten? Berthold von Wenden ist es, der die Lettenhäuptlinge führt, der Odempä besetzt und verbrennt, Riga retten hilft, Fellin einnimmt. Wo ist denn Volquin, der Meister des Ordens unterdessen? Mit Recht fügt Heinrich zu allem, was er von ihm sagt, *postea*, d. h. späterhin. Volquin war nämlich mit dem Bischof unterdessen in Rom, die Theilung von 1207 genügte nicht mehr. Der Orden unter Binnio war noch ein Geschöpf des Bischofs, Volquin war selbstständiger; er brauchte den Vertrag nicht zu brechen; die versprochenen Ausgleichungen der früheren Besitzungen wegen werden ihm Anlaß genug gegeben haben, Schwierigkeiten zu erheben, welche auch jene in Frage stellten; wer anders, als der Papst konnte entscheiden? Noch ehe die Schifffahrt eröffnet war, senden sie auf dem Landwege über Preußen eine Abschrift des neuen Vertrages, der große Freude im Lande erregte; es war ein Vertrag über die Theilung des Liven- und Lettenlandes, *Livoniae ac Letthiae*, wie sich Heinrich hier genauer ausdrückt⁵⁾, aber der Orden hatte es durchgesetzt, daß ihm jede Eroberung außerhalb dieser beiden Landschaften freistand, ohne daß der Bischof irgend einen Anspruch darauf hatte, so weit er nicht etwa wegen der Bischöfe dabei betheiligt war.

So hatte der Orden nun ein eigenes, nicht unbedeutendes Feld, das reiche, fruchtbare, schön bebauete Estenland stand ihm zu. Er hatte es bisher nur ausgeplündert, jetzt durfte er an die Eroberung desselben denken und sie vollziehen ohne Rücksicht auf den Bischof mit eigenen Kräften. Wie mußte das seine Zahl mehren! Albert konnte nun entweder an der Eroberung Theil nehmen, aber nur als Bundesgenosse, nicht als Landesherr, der etwa zwei Drittheil fordern konnte, oder er konnte versuchen längs der Düna weiter zu dringen, oder über die Düna hinaus, gegen Kuren, Semgallen und Litthauen. Wie sahen schon: er suchte den Krieg nicht, er wußte am besten, wie unsicher bei allem Predigen und Hilferufen der Zuzug an Pilgern

sei, und nun war Kaiser Otto IV. im Streite mit Innocenz und gebannt, Friedrich von Hohenstaufen wird gegen ihn aufgeboten — ein innerer Krieg konnte die Sache ganz in's Stocken bringen. Albert ging nicht gern weiter als er mußte; einen großen Angriff der Deseler, Revaler und Strand-Esten auf Treiden schlugen seine Leute mit den Ordensbrüdern gemeinschaftlich ab, und da er sah, daß der Orden nun ohne Zögern das Estenland anzugreifen und zu behaupten suchen würde, so weihte er den Abt Theodorich zum Bischof und verhiess ihm das Estenland zum Bisthum, denn in diesen Stücken hatte er die Vollmachten eines Erzbischofs. Eine größere Feierlichkeit erhielt die Weihe durch die Anwesenheit dreier Bischöfe aus Deutschland, Philipps von Magdeburg, Iso von Verden und Bernard von Paderborn*). Einmal übte Albert dadurch das einzige ihm zustehende Recht auf ein Land aus, das er zu erobern wahrlich nicht gesonnen war, zweitens gewann er Raum für den Grafen Bernhard v. d. Lippe, den er zum Abte von Dünamünde machte. Durch die Ausstattung des Bischofs hatte er noch immer einen Halt an die Eroberer, es bedurfte dazu nach dem Vertrage und des Papstes Bestätigung eines Abkommens mit Albert. Weiter mischte er sich nicht ein; er wollte Ruhe. Auf die Fürsprache der Bischöfe bewilligt er seinen Leuten an der Düna und von Treiden eine Erleichterung ihrer Christenleistungen, besonders des Zehnten. Die Lenewardenschen hatte er (1206. Grub. p. 45.) verpflichtet, seinem Lehnsmanne Daniel Bannerow, jährlich *dimidium talentum siliginis* (d. i. ein halbes Talent Weizen) zu zahlen; später war der Zehnte an die Stelle getreten. Albert gab so weit nach, daß von jedem Pfluge (oder Pferde) jährlich ein bestimmtes Maß von 18 Zoll, ich denke hoch, breit und tief, also 5852 Cubiczoll, etwa 4,59 eines jetzigen Rig. Looses, gezahlt werden mußte; dafür versprachen die Bittenden ewige Treue, erhielten ein Papier, von den vier Bischöfen besiegelt, aber auch die Drohung, daß sie zur Zahlung des Zehnten und zu allen Christenleistungen vollständig angehalten werden würden, sobald sie sich mit den Ungläubigen wieder einließen.

Ein Jahr gegenseitig wüthenden Raubens und Mordens folgte; die faulenden Leichen verursachten die Pest durch das ganze Land.

*) Vergl. Innocenz ep. XVI. 128. cp. Grub. silv. doc. No. XV. c. p. 237 a.

Die Eingeborenen schlossen Frieden ohne die Rigischen, der Bischof machte ihn im folgenden Jahre (1212) zu einem allgemeinen. In Begleitung der Ordensbrüder und der Ältesten der Liven und Letten hielt er sogleich eine Zusammenkunft mit Vladimir von Pologz in Gericke und verlangte Aufhebung der einen ihm lästigen Bedingung des letzten Friedens; der Fürst verzichtete auf den Tribut vom Livenlande.

Mit aller Kraft konnte man sich jetzt gegen die Esten wenden, aber die Ruhe dazu war noch nicht gekommen. Eben vorher hatte Heinrich angedeutet, daß die Liven die Ordensbrüder in Segewolde zu fangen suchten, um sich darnach leicht des Bischofs und der Deutschen insgesammt zu entledigen. So weit wir sehen können, war der Anschlag zuerst nur gegen die Ritter gerichtet. Die Letten von Antine indeß, die zu dem Antheile des Bischofs gehörten, brachten bei ihm über geraubte Felder, Bienenbäume und Mißhandlungen Klage vor. Die Verletzung traf also offen auch den Bischof. Er machte sich darum auf, den Streit zu schlichten. Es ist zu erwarten, daß eine tiefere Absicht zum Grunde lag. Albert suchte zu beschwichtigen; vergebens ward zwei Tage hin- und hergeredet, Liven und Letten traten zusammen als Eidgenossen gegen die Deutschen, selbst Gaupe nahm das Wort für sie: „nie werde er das Christenthum verlassen, aber auf eine Erleichterung der Liven und Letten müsse er dringen.“ Das war den Uebrigen schon nicht genug, sie wollten der Ordensbrüder überhaupt ledig sein. Gewiß hatten ihre Unterthanen eine schwerere Stellung als die bischöflichen. Albert hatte den Zehnten, sahen wir, in ein bestimmtes Maß umgesetzt; der Orden mußte von dem Zehnten seines Antheils ein Viertel dem Bischofe als Anerkennung seiner Unterthänigkeit abgeben und wird das geradezu oder auf Umwegen wieder eingebracht haben. Der Bischof wollte friedlichen Bestand des Erworbenen, der Orden wollte weiter, wollte Krieg gegen die Esten, wobei die Liven und Letten am meisten litten, und nur der Orden gewann. Wollte der Orden dem Bischofe Antine durch solche Placereien abnöthigen? oder war vielleicht Antine zu einem Tausche bestimmt und die Leute daselbst fügten sich ungern unter das schwerere Joch? Der Bischof trat als Vermittler auf und richtete nichts aus. Die Gefahr fing an auch ihn zu bedrohen. Die Liven des Ordens (de Sattesele) riefen die des Bischofs und die Letten zu den Waffen, aber in Lenewarden kam Daniel zuvor und

rasch zur That, wie er sich immer gezeigt, setzte er die Livenältesten seines Gebietes gefangen und verbrannte ihre Burg; die Burgen in Holm und Treiden verbrannten die Riga'schen. Zu einem Kampfe kam es nur zwischen den Brüdern in Segewolde und ihren Liven in Sattesele⁶⁾. Die Brüder hatten zum Glück ihre neue Burg schon fertig; sie bedurften dieselbe mehrmals zur Zuflucht: die Brüder fielen aus, trieben die nächsten Haufen zurück, tödteten einige Menschen, die Feinde mehrten sich, hielten den Angriff auf und trieben die Brüder zurück. So dauerte es mehrere Tage. Noch einmal versuchte Albert vermittelnd aufzutreten. Die Liven legten durch ihre Abgeordneten in Riga ihre Beschwerde vor, besonders über Rudolph*), einen Meister der Brüder (in Segewolde?), wie Berthold (in Wenden?): Acker, Wiesen und Geld habe er ihnen genommen und vergebens sendet er Mordbrand, den Priester, welcher sie getauft hatte; es ist auch ohne Wirkung, daß er selbst mit Philipp von Raseburg kommt und beide Partheien hören will und hört. Der Fluß theilte die Partheien, bewaffnet saßen die Liven auf ihrer Seite und klagten die Ritter in vielen Punkten an. Albert versucht zu scheiden: was ihnen mit Unrecht genommen sei, das solle ersetzt werden; aber sie hätten auch Manches mit Recht eingebüßt, als Strafe für Vergehen, was ihnen nicht wieder gegeben werden könnte. Sie waren schon zu einem Entschluß gekommen; als aber der Bischof Geißeln forderte, daß sie dem Christenthume treu bleiben wollten, wiesen sie das Ansuchen ab und der Bischof kehrte nach Riga zurück. Jetzt war Gaupe mit ihnen, die Liven waren entschlossen das Christenthum fallen zu lassen, das trennte ihn noch von seinen Landsleuten; doch suchten auch sie noch einmal friedliches Abkommen und unterhandeln mit Philipp, mit Johann, des Erzbischofs Bruder, Dietrich und Gaupe, mit Bernhard ihrem Vogt und mit dem Verfasser unserer Geschichte, dem Lettenpriester Heinrich, als Dolmetscher. Während sie in ruhiger Verhandlung mit den Liven vor ihrem Schlosse saßen und besprachen, was Recht und Billigkeit forderten, breiteten Böswillige aus: die Ordensbrüder plünderten das Land! Im Augenblicke waren Johann, Dietrich, Bernhard mit vielen Andern gefangen, wurden ins Schloß geschleppt und mit Schlägen gemißhandelt. Den Bischof

*) den von Jericho, ehemals in Kokenhusen, nun im Orden? wenigstens erscheint er in Kokenhusen nicht mehr. p. 93, 5. p. 95, 4. 9.

Philipp rettete Heinrich und der Bischof verschaffte durch seine Vorstellungen den Andern die Freiheit wieder, aber einen Erfolg hatte die Verhandlung nicht: die Männer kehrten nach Riga zurück, die Liven setzten ihre Feindseligkeiten gegen den Ort fort. Aber sie thaten mehr. Bisher finden wir nicht, daß Albert sich mit den Waffen des Ordens anzunehmen gesonnen war und die Liven und Letten hatten so lange gute Aussichten; aber die Aufrührer thaten Schritte, die zum Aeußersten nöthigen mußten: sie erklärten offen ihren Abfall vom Christenthum: die Liven des Bischofs von der anderen Seite der Na vereinigten sich mit denen des Ordens in derselben Burg. Albert, die Pilger, der Ordensmeister mit seinen Rittern, die Rigischen und die treu gebliebenen Liven belagerten die Burg. Glückliche Ausfälle erhöhen den Muth der Belagerten; ein Schuttdach der Deutschen wirft in der Nacht der Sturm nieder, da bricht der Jubel aus in der Burg: die alten Götter bewiesen ihre Gunst, man schlachtet ihnen Thiere, geopfert Hunde und Böcke wirft man den Christen zum Hohne vor des Bischofs Augen von der Burg herab. Aber das Schuttdach ist bald hergestellt, der Wall wird untergraben; Ruffin spricht eben mit seinem draugs (Freunde) Berthold von Wenden, und indem er den Helm dabei abnimmt und sich über die Befestigung neigt, zur Erinnerung an die alte Freundschaft, trifft ihn der Pfeil einer Wurfmachine in den Kopf zum Tode. Die Liven senden Boten um Gnade zu bitten; der Bischof verlangt Rückkehr zum Christenthum und sendet seine Fahne hinein mit dem Bilde der Jungfrau Maria; die Einen richten sie auf, Andere werfen sie nieder; der Sturm beginnt von Neuem, von Neuem sieht man die Fahne: Albert erweist Schonung des Lebens und nimmt die Aeltesten nach Riga mit. Deffentlich thaten sie Buße für den Abfall des Volkes. Die weiteren Verhandlungen drehten sich um die Entschädigungen, die von den Empörten zu leisten seien, um Rückgabe der Pferde und Rüstungen und was sonst sie genommen, an die Ordensbrüder; außerdem forderte man eine mäßige Summe Geldes, hundert Deserlinge oder 50 Mark Silbers von der ganzen Landschaft als Buße. Als sie dagegen Einwendungen machten, mußte ihnen Mobraud die vollständige Herstellung der Zehnten vorschlagen. Da diese Auskunft sie von augenblicklicher Zahlung befreite, so war sie ihnen gelegener. Der Bischof, obwohl er die Willigkeit bedenklich fand, denn auch seine Liven von der anderen Seite der Na und aus Metsepole meldeten

sich — gestand ihnen ihre Bitte zu. Ja, er that mehr: er bewilligte ihnen wieder jene Festsetzung des Zehnten; dieselbe Begünstigung genossen, wie billig, die Idumäer und die Letten, welche zum Kampfe gar nicht erschienen waren; einzelne Uebertretungen wurden bei dem Wogte mit Geld gebüßt. Die Eiben aber des Ordens kamen wieder unter den Zehnten.

Eine bedeutende Gefahr war nun beseitigt; drohend war sie gewesen, so lange der Bischof dabei unbetheiligt war, durch seinen Zutritt waren die Streitkräfte der Christen den Empörern überlegen und ihre Sache durch Willkühr und Gnade entschieden. Hatte hier Jemand Politik zu lernen, so war es der Orden, seine Bedrückungen hatten den Aufstand erregt und allein war er doch nicht im Stande ihn zu dämpfen.

Die Letten von Rutine indeß, von denen der Streit ausgegangen, erhielten durch Schiedsrichter auf ihren Eid ihre Bienenbäume zurück, durch dasselbe Rechtsmittel behielten die Ordensbrüder die streitigen Acker und fanden die Letten für ihre Klagen über ihre Gewaltthätigkeiten mit Geld ab.

Ja, Albert that mehr: im folgenden Jahre (Heinrich deutet es schon 1212 an S. Alberts: XII. § 7.) gab er Rutine dem Orden ganz preis, indem er dafür den dritten Theil von Kokenhusen zurück erhielt, für die Abrundung des Ordensgebietes ein neuer Gewinn. Das Genauere giebt eine Urkunde *) 1213.

Gemeinsame Thaten bezeichnen den Friedensstand, Albert ist auf längere Zeit abwesend; Philipp von Rageburg, unterdeß sein Stellvertreter; Wolquin geleitet Kaufleute die Düna hinauf, Berthold von Wenden hilft den Leuten des Bischofs die Litthauer zurückschlagen. Unterdeß werden die Mauern von Wenden fertig geworden sein, wie schon früher in Segewolde, Philipp baut auch dem Bischofe im Treidenschen eine Burg, mit Absicht Fredeland genannt.

Aber im Augenblicke fand sich ein Anlaß zu neuem Streite. Schon lange waren die Letten von Tholowa unter Thalibald mit den Deutschen ausgezogen und ihre Verbündeten gewesen; sie erbaten sich jetzt die griechische Kirche zu verlassen und zur lateinischen Kirche überzugehen und des Bischofs Unterthanen zu werden. Da sie freiwillig kamen, so stellten sie die Bedingungen: ein Maß (ohne Zweifel das oben erwähnte) von zwei Pferden jährlich, also nur die halbe Leistung der bisherigen Unterthanen des Bischofs. Dafür Bündniß zu Schutz

und Trug gegen Esten und Litthauer. Der Bischof Philipp nahm sie auf und sandte ihnen Heinrich zum Lehrer.

Werden die Ordensbrüder das so ruhig ansehen? Ein gemeinsamer Zug nach Estland war die nächste Folge. Die Liven hätten die bei der Mündung der Na versammelten Streitkräfte lieber gegen die Kuren gewendet; es lag dem Orden zu weit ab; doch begnügte das Heer sich in Estland mit Plünderung; sie traf die noch fast unberührten Strandlandschaften und die Söhne Thalibalds brachten drei livländische Talente (Liespfund?) Silber in ihre Burg Beverin⁹). Das wiederholt sich in Saccala, nur daß hier schon Tausen vollzogen werden; es ist nicht gleichgültig, daß der Tausenden einer, Otto, ein Priester der Ordensbrüder war⁹). Gegen diesen gemeinschaftlichen Krieg erheben sich auch estnische Stämme und ebenso einig schlagen die Ritter und die Männer des Bischofs die Plünderer zurück und verfolgen sie in ihre Heimath, wobei Ungannien auf das Aergste heimgesucht wird. Es beugt sich hierauf und läßt sich taufen. Wie in Saccala sahen wir auch hier unter den Tausenden wieder Otto den Priester des Ordens erscheinen. Die Sieger pflücken die Frucht gemeinsam. In Kotala, dessen Burg Sontagana sie gemeinschaftlich unterwerfen, wird freilich nur ein Priester genannt (nach 21, 7 des Bischofs). Die Heimsuchung Desels war auch gemeinsam, aber nur ein Raubzug, gemeinsam auch deckten sie die Mündung der Düna durch ein Wachtschiff.

Aber mit der Taufe von Ungannien, Saccala und Kotalien war eine neue schwierige Aufgabe gestellt: die Taufe war gemeinschaftlich vollzogen; Albert hatte schon längst einen Bischof über Estland ernannt; wie wird er bei der Theilung der drei Landschaften berücksichtigt werden, wie der Oberbischof, der Rigische, ohne den keine Eroberung gemacht war, keine gemacht werden konnte? Rahm Albert auch seine zwei Drittheil in Anspruch, so fühlte sich der Orden verlegt, denn Albert war hier nach früheren Bestimmungen nicht der weltliche Landesherr, wie im Livenlande, sondern nur Bundesgenosse im Kriege; vielleicht durfte er als solcher doch wol auf die Hälfte Anspruch machen? Dann muthet man ihm ohne Zweifel auch zu, den Bischof über Estland von diesem Theile auszustatten, denn wie konnte man das von dem Orden verlangen, dem ja sonst nur ein Viertel übrig blieb.

Wir wissen nicht, was man abmachte, aber kaum war Albert von Rom zurück von dem Lateranconcilium *), als ein erster Anlauf zur Beseitigung dieser Frage genommen ward, denn auch Theodorich, der ernannte Bischof von Estland, war mit zurückgekommen; aber was man abmachte, hat Heinrich nicht für gut befunden zu berichten, weil es keine Dauer hatte. Jedenfalls blieben die beiden Mächte einig, zogen durch Saccala in das Herz Estlands und das südliche Harrien bis Reval hin, immer nur raubend. Ein Angriff von Plescau aus nöthigte sie zu festeren Entschlüssen.

Offenbar war der Bischof zu Zeiten großer Gefahren im Vortheil: seine Besitzungen waren die ausgedehnteren, auf seinen Ruf kamen die Pilger; Riga war seine Stadt und der Ordensmeister hatte noch keine andere Residenz. Sobald der Fürst Wladimir von Plescau mit Nowgorod verbunden Ungarnien bedrohte, Odempä besetzte, Annahme des griechischen Bekenntnisses und Anerkennung seiner alten Herrschaft forderte durch jährlichen Zins, und die Ungarnier ernstlichen Beistand forderten, wie sie berechtigt waren; da wurde wenigstens der Grundsatz der künftigen Theilung dieses südlichen Estlandes festgesetzt, wie sich unter diesen Umständen erwarten ließ, zum Vortheil Alberts: ein Drittheil für die Rigische Kirche, das zweite für den estländischen Bischof, das dritte für den Orden. In Einigkeit besetzten sie Odempä, suchten die Gegend von Nowgorod heim und plünderten Zerwen und begannen die Tausche; aber als die Russen kamen und Odempä wirklich belagerten, lief der Kampf übel ab: mit mehreren Ordensbrüdern fiel Berthold, als er mit Wolquin und Dietrich, Alberts Bruder, zum Entsatz herankam; Odempä mußte geräumt werden, Wladimir führte Dietrich halb als Geißel, halb als Gefangenen nach Rußland.

Alberts Zuflucht war Deutschland; dem zwiefachen Feinde genügten seine und des Ordens gewöhnlichen Kräfte nicht, denn die noch unbezwungenen Theile des Estlandes und die Deseler voran, waren mit den Russen verbündet, und die Saccalaner erhoben sich ohne Bedenken. Zum Glück traf zweierlei zusammen: der Fürst von Nowgorod hatte eine Zug nach Ungarn vor, und ein angesehenener Fürst und tüchtiger Krieger aus Deutschland, Graf Albert von

*) (Dies begann am 1. November 1215.) Cf. Hartmanni Concil. illustr. Tom. III, pag. 359. E.

Lauenburg, erschien. Die Esten erlitten eine bedeutende Niederlage durch die vereinigten Deutschen, Liven und Letten. Der Sieg kostete aber auch Caupo's Leben ¹⁰⁾. Die Saccalener stellten Geißeln, nahmen das Christenthum wieder an und erhielten damit Gnade. Noch nicht zufrieden, hätte der Graf Albert von Lauenburg die Christen gern nach Desel geführt, aber das Wetter blieb ungünstig. Sie begnügten sich mit einem Zuge in die Strandprovinzen und bewogen Alles von Rotala bis Reval der livländischen Kirche Geißeln zu stellen für die Annahme des Christenthums und jährliche Zahlung eines Zinses. Auch die Ferwier meldeten sich dazu mit Geißeln.

Der Vortheil war der des Bischofs allein: denn 1) Heinrich erwähnt nicht, daß der Orden an diesem letzten Zuge Theil nahm, welchen er doch bei dem Zuge nach Saccala mit Bolquin ausdrücklich nennt, und 2) die Leute von Rotala bis Reval mit Harrien unterwarfen sich ausdrücklich der livländischen oder Rigischen Kirche, wobei als Zins p. 121. der Abgabe gedacht wird, welche der Bischof bei sich eingeführt hatte: *annonae mensuram pro decima institutam* wollen sie geben.

Solches war in des Bischofs Abwesenheit zu seinem Vortheile geschehen. Gleichsam in vier Schichten liegen die Besitzungen der Christen da: 1) das Land an der Düna, 2) das Land um die Na und Metsepole, 3) Ungannien mit Saccala, dazu nun 4) das nördliche Estland. Das erste gehörte dem Bischofe nunmehr allein, das zweite hatte er mit dem Orden getheilt und zwar im Verhältnisse von 2:3; für das Estenland Ungannien und Saccala war derselbe Grundsatz angenommen. Des Bischofs Vorkämpfer Graf Albert geht nun noch weiter; während Ungannia und Saccala unter gemeinschaftlicher Leitung stehen, denn des Bischofs und des Ordens Priester hatten sie getauft, bringt Graf Albert die Wiek und Harrien mit Ferwen dahin, sich der Rigischen oder livländischen Kirche, d. h. dem Bischof allein zu unterwerfen. Sein Joch war leichter, seine Last leichter als die des Ordens.

Die Gefahr von Rußland her hatte in diesem Jahre nur gedroht; im folgenden erschienen 16,000 Russen in Ungannien auf's Beste gerüstet, trieben die Deutschen vor sich her, lagerten sich vor Wenden und ergossen sich über das Land der Liven und Letten bis in Idumäa. Daß sämtliche Theile der Deutschen gegen diese Gefahr zusammenhielten, war zu erwarten; sie sammelten sich so schnell und

zahlreich, daß weder die Deseler noch die Saccalaner kamen, und nur die Harrier vor Wenden erschienen; aber selbst die alte Wendenburg war den Feinden zu stark, als Ordensritter aus der ihrigen hinein gelangten und ihre Wurfgeschosse anwandten. Die Nachricht, daß Litthauer in Rußland eingefallen, bewog die Russen vollends zur Heimkehr. Ein gemeinsamer Zug Wolquins mit Heintr. Burewin, dem Wendenfürsten und Anführer der Pilger, strafte die Kevaler.

Bischof Albert war in diesem Jahre nicht nach Livland gekommen, aber hatte Dänemark besucht; dort war er mit dem Grafen Albert von Lauenburg zusammengetroffen, und auf ihre Bitte hatte König Waldemar II. versprochen, zur Ehre der heiligen Jungfrau und zur Vergebung seiner Sünden sein Heer gegen die Esten zu führen. Bischof Albert hoffte ebenfalls eine ansehnliche Macht zusammenzubringen. Beide Ausflüchten gingen in Erfüllung; zahlreiche und vornehme Pilger begleiteten den Bischof 1219 und König Waldemar erfüllte sein Versprechen. Auf ihn alle seine Hoffnungen setzend kam auch Theodorich, der seit Jahren schon zum Bischof von Estland ernannt war, aber in einem Ueberfalle der Esten verlor er sein Leben.

Der Tod des bescheidenen Mannes hatte eine wichtige Folge. Ihn hatte Albert ernannt, kraft des ihm erteilten Rechtes in den Eroberungen, die er und der Orden machen würden, die Bischöfe zu setzen. Jetzt aber war es König Waldemar, der das von den Deutschen oft geplünderte, zum Theil auch getaufte nördliche Estland einnahm; auch er hatte seine Bischöfe bei sich, vor Allen Andreas von Lund, den Erzbischof seines Reiches. Er verstand den Zug in honorem s. virginis anders als Bischof Albert; er nahm diese Estländer für sich ein: weltlich, indem er die Burg Reval bauete an Stelle des estnischen Lyndanisse; geistlich, indem er durch seine Bischöfe an Theodorich's Stelle seinen Capellan Wesselin zum Bischofe setzen ließ. Dann kehrte er selbst nach Hause zurück, aber die Bischöfe blieben, des Königs Mannen mit ihnen und die Kevalschen ließen sich von den Dänen taufen.

Wie Albert die Sache aufnahm, zeigte sich nicht augenblicklich; hatte er doch selbst den König gerufen. Sollte er wirklich gemeint haben, der König werde für ihn die Esten unterwerfen? Aber wenigstens hatte sein Bischof die oberste geistliche Würde? Unerwartet kam der Mann um und Waldemar trat auch als geistlicher Oberherr auf. Albert aber fand auf einer anderen Seite für sich und seine

Pilger eine gute Aussicht. Hätte er wirklich, in den letzten Zeiten an zwei Drittheil des ganzen Estenlandes gedacht, so konnte ihm nichts gelegener kommen als die Erwerbung des linken Dünaufers, Semgalliens; daß er einen Bischof schon vor Kurzem für diese Gegenden ernannt hatte, jenen Grafen Bernhard v. d. Lippe, den Cistercienser-Abt von Dünamünde, deutet seine Absichten nach dieser Seite an; aber wie gerufen kamen ihm die Leute entgegen. Die Semgaller von Mesothien brauchten Schutz gegen die Räubereien der Litthauer. Albert war bereit ihn zu leisten, wenn sie sich taufen ließen. Die Sache hatte ihre Bedenken; die übrigen Semgaller konnten sich mit den Litthauern gegen sie verbinden; sie baten also den Bischof um eine Besatzung und wollten sich dann belehren und taufen lassen.

Auch so ging Albert auf ihr Gesuch ein. Er selbst leitete mit dem Herzog Albert von Sachsen-Anhalt die Unternehmung: 500 Männer wurden getauft, die Weiber und Kinder nicht gezählt. In Mesothien sollte der neue Bischof von Semgallen wohnen. Freudig kehrte Albert nach Riga zurück.

Schon das erste Schiff, welches der Bischof auf der Muffa nach Mesothien sandte, wurde von Westhard, dem Ältesten der Landschaft Terwetene ¹¹⁾, überfallen, 30 von der Mannschaft getödtet; die Deutschen entfernten sich aus Mesothien nach Riga, die eben getauften Semgaller dieses Bezirkes kehrten zum Heidenthume und den heidnischen Bündnissen zurück.

Der Orden hatte das nicht unbenutzt gelassen: Wenn des Bischofs Stellvertreter Geißeln der Terwier angenommen hatten, so fand jetzt Rudolph, nunmehr Meister in Wenden ¹²⁾, Bertholds Nachfolger, eine Beschuldigung gegen die Terwier darin, daß sie den Nevalern gegen die Dänen beigestanden. Vergebens beriefen sie sich auf ihren Vertrag mit Graf Albert, auf den Frieden mit Riga, auf das Versprechen, die Taufe anzunehmen. Sie mußten auch dem Orden Geißeln stellen.

Es ist sichtbar keine Uebereilung, keine Unwissenheit des Ordensmeisters; er weiß recht gut, was er thut, und der Bischof läßt die abgefallenen Semgaller einstweilen bei Seite, um seine Leute mit den Ordensbrüdern in das noch nicht besetzte Bierland zu schicken ¹³⁾, sonst wären ihnen die Dänen zuvorgekommen. Gegen den Feind waren sie einig; Bierland ergab sich; die fünf Ältesten der fünf

Landschaften stellten Geißeln und erschienen selbst in Riga, abzumachen, was sonst nöthig war.

Dieselbe Einigkeit machte nun auch einen gemeinsamen Zug gegen Mesothen möglich. Es zogen 4000 Deutsche mit eben so vielen Liven und Letten aus. Westhard ließ sich nur von fern sehen; die Semgaller von Mesothen versprechen sich taufen zu lassen, ihre Burg ward ausgeplündert und verbrannt.

Das war nur ein Rachezug; etwas anderes aber bedeutet es, wenn wir beide Mächte noch in demselben Winter wieder nach Estland ziehen sehen. Sie wollten die Dänen auf Reval und die nächste Umgebung (Revelensis provincia) beschränken. Darum zogen jetzt Bischof und Herrmeister zusammen nach Harrien; im Vorbeiziehen schlugen sie die Deseler aus Ferwen hinaus und empfingen dann die Geißeln für Harrien aus Warbola¹⁴). Erzbischof Andreas war noch immer in Reval. Eine Botschaft der Deutschen erwiederte er von dort aus mit freundlichem Danke für den Kampf gegen die Heiden, und in seiner Botschaft hieß es, als verstände es sich von selbst, das ganze Estland sei ja des Dänenkönigs, sei ihm von dem livländischen Bischöfe übergeben, er erwarte, daß man die Geißeln von Warbola ihm zustelle. Nicht die Männer des Bischofs, nicht sein Bruder Theodorich nahm das Wort, sondern Wolquin. Seine Erklärung zeigt, was er den Dänen zuzugestehen dachte: von einer Schenkung Estlands an den König von Dänemark wisse er nichts, dagegen wisse Jedermann, wisse insbesondere Herzog Albert mit allen Anwesenden, wie das ganze Estland unter der Fahne der heiligen Jungfrau von Riga aus zum Christenthum gebracht sei, nur die Revalsche Provinz und die Insel Deiel ausgenommen. Uebrigens wollten sie dem Könige von Dänemark gefällig sein und die Harrienschen Geißeln ihren Aeltern zurückstellen, ohne jedoch den Rechten der Rigischen damit etwas zu vergeben. Und wie der Ordensmeister gegen die Ansprüche des dänischen Königs als des weltlichen Herrn, so legt Bischof Albert Einsprache ein als Overbischof, ohne darauf zu achten, daß König Waldemar an des umgekommenen Theodorichs Stelle schon einen Bischof über Estland gesetzt hat, bestellt er seinen Bruder Hermann, Abt zu St. Pauli in Bremen, dazu und läßt ihm über Kurland und Samland in Preußen die Nachricht nach Deutschland zugehen, wo der Erzbischof von Magdeburg die Weihe vollzog¹⁵); aber Waldemar beherrschte Lübeck und ließ Hermann nicht durch.

Dieser unfreundliche Zusammenstoß setzt sich dann auch in dem Verhalten der Dänen gegen die Thätigkeit der Deutschen, der Missionäre, fort. Je zwei Priester, einer des Bischofs und einer (Heinrich) des Ordens, durchziehen einmüthig Saccala und Ungarnien und werden hier nicht gestört. Wohl aber in Bierland. Nur der erste Bezirk fügt sich und die Dänen ließen dafür die Keltesten später aufhängen, aber die andern ließen sich von den Dänen taufen. Ebenso geschah es in Terwen. Als die Missionäre sich beim Erzbischofe Andreas selbst beklagten, erhielten sie die alte Antwort: ganz Estland, von den Rigischen erobert oder nicht, sei des dänischen Königs, von den Rigischen Bischöfen¹⁶⁾ ihm zugestanden für die Hilfe, welche er gegen die wilden Esten leistet. Darum verbot Andreas durch besondere Boten an Albert die Fortsetzung des Taufens im Estlande.

Sollte Waldemar wirklich ohne Grund solche Behauptungen aufgestellt haben? Der Mann war zu mächtig und staatsklug, um die Gelegenheit zu einer Erweiterung seiner Macht um die Ostsee her zu versäumen. Nur damit hatte ihn Albert locken können: ein Waldemar läßt sich ganz gern seine Sünden vergeben, aber er zieht dazu allein nicht gegen die wilden Esten. Solche romantische Gedanken waren mit dem ersten Kreuzzuge, wenn sie irgendwo rein vorhanden waren, nebst vielen Täuschungen geschwunden; ein Kreuzzug mußte etwas einbringen und Waldemar wußte wohl, was er wollte. Dänemark, Schonen, Holstein, Lübeck, Mecklenburg, Rügen, Pommern hatte er. Das Gesuch um Hilfe, vielleicht unterstützt durch Erinnerungen an Waldemars Vorfahren, die schon Versuche auf Estland gemacht hatten¹⁷⁾, obgleich davon in diesem unseren Berichte gar nicht die Rede ist, weist ihm ein neues Feld, eine Stelle, von welcher aus ältere Eroberungen sich mit neueren verknüpfen ließen. Einem Manne wie ihm, dem schon so Vieles gelungen, kann es nicht schwer vorgekommen sein, wenn er Estland erwarb mit Hilfe der Deutschen, und dazu Desel, irgend einen Nothstand zu benutzen, wie auch Livland an sich zu bringen, Kurland und Preußen hätten die Lücken gefüllt, hätten ihn zum alleinigen Herrn gemacht über die eigentliche Ostsee. Er wird in seinen Verhandlungen über seinen Kreuzzug Estland für sich gefordert haben und ebenso wenig trug Albert damals Bedenken, ihm ein Land, das er selbst noch nicht hatte, das er doch mit einem andern Besitzer hätte theilen müssen,

zu überlassen. War doch der Graf Albert von Lauenburg, dem der Bischof Albert seine besten Erfolge im nördlichen Estenlande verdankte, eben selbst nur ein Vasall des dänischen Königs, im Vertrauen vielleicht auf zweideutige Ausdrücke, wie „zu Ehren der heil. Jungfrau“, in Hoffnung, wenigstens seine geistliche Oberhoheit erhalten zu sehen, da Waldemar den von ihm eingesetzten Theodorich annahm. Aber eben in Theodorich drückt sich Alles aus, was wir brauchen. Von Albert ernannt, erkannte er Waldemar als weltlichen Oberherrn an. Theodorichs Tod, sahen wir, stürzte den Bischof aus seinem Vertrauen. Sobald er seinen Bruder Hermann gegen Wesselin ernannt hatte und die Taufe fortsetzen ließ in Bierland und Harrien — denn auf Harrien hatte auch der Orden durch die That verzichtet —, bestellte Waldemar ihn und einen Vertreter des Ordens zu sich. Albert wich ihm aus, er erreichte Lübeck, mußte sich aber aus dieser Stadt schleichen und ging nach Rom mit seinen Klagen. Waldemar ließ ihm dort keine Zeit; auch seine Abgeordneten erschienen bei Honorius III. Aber den Hauptschritt that er in Livland. Rudolph, der Meister von Wenden, war mit mehreren Ordensbrüdern wirklich zu Waldemar gereist. Hatte sich früher Albert, um seine geistlichen Rechte zu sichern, mit dem Könige abgefunden, ohne für die Mitkämpfer zu sorgen, so verstanden sich jetzt König und Orden noch besser.

Unterscheiden wir das südliche und das nördliche Estland. Saccala, Ungannien, die Haupttheile des südlichen, waren schon erobert und getauft; aber über den Besitz derselben war nur ganz im Allgemeinen festgesetzt, der Rigische Bischof, der estländische Bischof und der Orden sollten sie gleich theilen. Je weniger Recht Waldemar auf diese beiden Landschaften hatte, um so leichter wurde ihm die Freigebigkeit: er schenkte Saccala und Ungannien mit den anliegenden Landschaften dem Orden an Stelle seines Dritttheils vom Estenlande, ohne Rücksicht auf den livländischen Bischof und seinen Bruder Hermann; denn diesen nichts übrig zu lassen, waren die Dänen nun eifrig, indem sie die estnische Bevölkerung ebenso in Bewegung setzten, wie es sonst die Deutschen gethan. Sie ließen durch die Harrier erst die Ferwier ausplündern, morden, fangen, worauf den Bierländern die Drohung genügte. Aus Bierland und Harrien bildete der Erzbischof sogleich ein neues Bisthum, denn der Revalsche Bischof behielt nur Harrien ¹⁵).

Die Ordensbrüder übereilten sich nicht von dem Rechtsſcheine, welchen ihnen König Waldemar ertheilt hatte, Gebrauch zu machen; in einer freundschaftlichen Verhandlung mit Alberts Stellvertreter Bernhard, dem Bischofe von Semgallen, erkannten sie vielmehr die Grundlage der Theilung an, denn daß sie es mit dem Bischofe schon jetzt völlig hätten verderben mögen, ist nicht denkbar. So viel sahen sie wol, daß der König von Dänemark, ein viel gefährlicherer Genosse und Nachbar sei. Sie änderten nichts an dem augenblicklich bestehenden gemeinschaftlichen Besitze von Ungarnien und Saccala, dazu galt Albert als alleiniger Herr der Wiek, die sich ihm durch den Grafen von Lauenburg unterworfen hatte. Aber der Theil, aus welchem für den Bischof zwei Drittheile gebildet werden konnten, falls Ungarnien und Saccala als eines gelten, schmolz immer mehr zusammen. Noch in demselben Jahre 1220, in welchem jenes zweideutige Abkommen mit Waldemar geschlossen war, landete der junge eben erhobene König Johann der Fromme von Schweden mit dem Herzoge Karl von Ostgothland, einem ansehnlichen Heere und einem Bischofe, um auch ein Stück des Ostlandes zu gewinnen. Nicht einmal den Vorwand „zur Ehre Gottes und dergl.“ konnten sie nehmen; sie besetzten die Landschaften des Bischofs, wo die Taufe längst begonnen war. Der König ließ sich gerade in dem Orte Leal nieder, der zum Sitze des Bischofs Hermann bestimmt war. Den Dänen in Reval wird es nicht ungelegentlich gewesen sein; die Rigischen konnten nur ihr Recht verwahren durch die Anzeige, selbige Landschaften seien längst von den Thürigen dem Christenthume unterworfen worden. Denn König Waldemar ließ keine Pilger von Lübeck aus nach Livland gehen, noch waren Kurland und Preußen heidnisch, kreuzfahrende Pilger wenigstens konnten also auf dem Landwege nicht hereinkommen; die Deutschen waren gelähmt und es währte lange, ehe es besser ward.

Denn während die zurückgebliebenen 500 Schweden durch einen Ueberfall von den Deselern umkamen bis auf wenige, die sich in die dänische Burg nach Reval retteten, fand der Bischof Albert draußen keine Hilfe. Bei Honorius standen ihm Waldemars Boten mit Erfolg entgegen; der König galt bei dem Papste doch mehr als der Bischof. Auch die Erhebung zum Erzbischofe, durch welche die Frage über seine Stellung zu Ostland, wo jener den ersten Bischof ernannt hatte, mit entschieden worden wäre, setzte er nicht durch. So

wandte er sich an Friedrich II., der eben zum Kaiser gekrönt war; er bat um Rath und Hilfe gegen die Angriffe des dänischen Königs, der Russen und der Heidnischen, sowie anderer feindlicher Angriffe, und berief sich auf die fortwährende Abhängigkeit Livlands und aller seiner Landschaften vom Reiche. Friedrich hatte aber viel Anderes zu thun, zur Befestigung seiner Herrschaft in Sicilien, Rüstungen zu dem angelobten Kreuzzuge zur Befreiung Jerusalems, und suchte mit Waldemar keinen Streit, da er sogar ruhig zusah, wie der mächtige Herr manches Stück von Deutschland an sich gebracht hatte — denken wir nur an Lübeck. Er rath also auch dem Bischofe sowol mit den Dänen wie mit den Russen sich friedlich und freundlich zu stellen bis die neue Pflanzung kräftige Wurzeln getrieben. So kehrte er aus Italien ohne Trost wieder nach Deutschland; auch hier riethen ihm gute Leute, den Willen des Königs zu erfüllen, und die livländische Kirche von der Gefahr zu befreien, in welcher sie durch die Sperre, welche Waldemar übte, gerathen mußte. Albert fügte sich in das Unvermeidliche mit seinem Bruder Hermann, und nicht blos über Estland erkannte er des Königs Oberherrlichkeit an, sondern auch über Livland, doch eine Hinterthür behielt er offen, die Zustimmung der Stiftsgeistlichen, der Lehnsleute der Kirche (*viri sui*), der Bürger von Riga und der Liven und Letten.

Der Orden war nicht genannt. Er hatte des Königs Oberhoheit schon anerkannt, als er sich Ungarnien und Saccala von ihm schenken ließ. Die Bieck, von den Schweden geräumt, behandelten die Dänen jetzt als ihnen unmittelbar unterworfen und duldeten hier ebenso wenig, wie in Bierland und Terwen, Rigische Priester; jeden Versuch zur Abschüttelung des neuen Joques strafteu sie mit Hinrichtung der Aeltesten, mit Geldbußen und mit doppelten und dreifachen Abgaben.

Nun endlich kehrte Bischof Albert zurück; nicht blos Estland, sondern Livland dazu sollten nun unter Dänemark stehen. Der Widerspruch war einstimmig: zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi, nicht des dänischen Königs hätten sie gekämpft gegen die Heiden, lieber wollten sie das Land verlassen, als dem Könige dienen. Auf das Aeußerste wollte es Waldemar jedenfalls nicht kommen lassen, und wenn er ganz Estland gegen jeden Anspruch sicherte, so war schon viel gewonnen. Mit Livland hatte es solche Eile nicht. Dazu hatte Erzbischof Andreas die Nothwendigkeit guter Nachbarschaft ein-

gesehen in einem Angriffe der Deseler auf die Dänenburg, der 14 Tage dauerte, und was er versprach, war so gut als hätte es der König gesagt. Er konnte hier die Möglichkeiten besser übersehen; er sandte Boten an Albert mit dem Versprechen, Livland solle wieder so frei werden, wie es früher gewesen. Damit begnügte sich Albert für jetzt, denn eine Aenderung der Bestimmungen, die zu Gunsten des Ordens früher getroffen waren, kam nicht zu Stande. Albert reiste selbst nach Reval, der Ordensmeister mit ihm. Andreas war sehr freundlich, wiederholte sein Versprechen, verlangte dafür aber ein Bündniß gegen Heiden und Russen, und daß der Orden in Saccala und Ungannien die königlichen Rechte behielte, die geistlichen sollten dem Bischöfe angehören.

Heinrich sagt wol, daß sie mit Freuden kehrten nach Livland. Aber es war anders. Wie konnte der Bischof zufrieden sein mit der neuen Stellung des Ordens. Was war aus seinem Geschöpfe geworden? Nicht nur ihm gleich an Besitz war er, sondern was das Schlimmste, durch die Annahme von Ungannien und Saccala hatte er jeden Antheil an diesen Landschaften nicht nur der weltlichen Herrschaft des Bischöfs entzogen, ein offenes Unrecht, da dieser sie hatte erobern helfen, sondern der Orden hatte sich und seinen Besitz desselben unter den Schutz eines mächtigen Nachbarn und Eroberers gestellt, der den Orden ja auch äußerlich von dem Gehorsame gegen den Bischof ganz löste. Albert war nicht froh. Mit einem gewissen Hohne wird freilich ein dänischer Ritter Gotschalk, den Waldemar während dieser Verhandlungen, der Versprechungen des Erzbischöfs unkundig, als seinen Vogt nach Riga gesandt hatte, nach Hause gesandt. Aber wie bitter die Stimmung der Bischöflichen gegen die vom Orden war, sehen wir, bei aller Behutsamkeit Heinrichs, — er stand unter dem Orden, — denn doch deutlich genug. Die Rigischen Bürger, sagt er, thaten sich zusammen mit den Kaufleuten und ihren Liven und Letten, sie verbanden sich durch einen Eid, sowol gegen den König von Dänemark, wie gegen jeden andern Widersacher. Aber die Ordensbrüder ließen es nicht weiter gehen; nachdem sie etliche Kestefe der Liven in Segewolde eingesperrt hatten, verhielten sich die übrigen ruhig.

Die Nachbarn verstanden von diesen Mißthelligkeiten keinen Nutzen zu ziehen; wol fielen die Russen ein und belagerten Wenden, die Rigischen sandten keine Hilfe; die Feinde gingen dann aber auch

über die Na mit Sengen und Brennen in Treiden, und wo sie etwas übrig gelassen, da machten die Litthauer, die ihnen zugezogen, die Arbeit voll. Da zog der Meister Wolquin aus von Riga und der Ritter Bodo mit etlichen Pilgern, denn es waren wenige des Streites wegen im Lande; er hinderte die Feinde wieder über die Na in das Ordensgebiet (in partes suas) zu kommen, denn schon auf das erste Anzeichen eines bewaffneten Widerstandes zogen die Räuberschaaren ab. Die Litthauer erlitten noch durch des Bischofs Leute von Kokenhusen einen ansehnlichen Verlust; den Ordensbrüdern aber war die Zeit zu lang geworden und sie waren nach Riga zurückgekehrt. Daß der Ordensmeister mit dem Bischofe zusammen eine Botschaft nach Reval schickte, um die Auslieferung einiger deutschen Kaufleute zu verlangen, welche die Dänen in der Bieck aufgegriffen haben, möchte wol von geringerer Bedeutung sein, da der Orden einen gewissen Schutz über die Kaufleute ausübte und so auch hier wahrscheinlich unmittelbar theilhaftig war. Er hält sich vielmehr ganz ruhig. Seine Eften, Liven und Letten vergelten unterdeß den Russen den Raubzug durch Einfälle in das Plescausche und Nowgorodische.

Zufrieden war aber Albert gewiß nicht. Wenn der Orden weniger verdrossen erscheint, so erklärt sich's leicht: er hatte, was er wollte, ein Besizthum, wenn auch der Bischof sein Recht nicht anerkannte; in allen Schloßern Saccala's und Unganniens saß er mit seinen Knechten, und sie verwalteten die Vogteien, sammelten die Abgaben und verwehrten dem Bischofe seinen Antheil, befestigten dabei ihre Burgen, brachten Lebensmittel und Burmmaschinen hinein. Sie wollten nach allen Seiten gerüstet sein. Denn was ist der Antheil des Bischofs? Etwa zwei Drittheil der Abgaben, darum hatten sie sich dem dänischen Könige nicht unterworfen. Es wird das Biertheil des Zehnten sein, welches sie ihm von den Ländern schuldig waren zu liefern, die er ihnen übergab, wahrlich ein geringer Theil und sie verloren dabei nicht viel. Auch Alberts Verhältnis zu Waldemar war noch nicht entschieden. Noch war die Freilassung Livlands nur eine Zusage des Erzbischofs Andreas, und schon schritt Waldemar zu einer Unternehmung, welche ihn zum Herrn des Rigischen Meerbusens machen konnte; er bemächtigte sich der Insel Desel und begann den Bau einer steinernen Burg zum Zeichen, daß er die Insel nicht wieder aufgeben wolle, wie früher einmal. Der Graf Albert von Lauenburg, Waldemars Nefte, zum Vortheile des Bischofs früher

so thätig, war auch mit dem Könige, seinem Lehnherrn. Da begab sich auch Albert dahin mit dem Ordensmeister und etlichen Brüdern und Vertretern der Livon und anderen. Der König nahm ihr Erscheinen freundlich auf, erinnerte an die Uebergabe Livlands und fand allgemeinen Widerstand; die Anwesenden baten, er möge das Land der heil. Jungfrau frei lassen. Eine Besprechung mit seinen Rätthen führte dann zur Bestätigung des Abkommens, welches Albert und der Ordensmeister mit Andreas von Lund in Reval geschlossen, und als thätiger Beweis der versprochenen Hilfe gegen die Russen wie gegen die Heiden blieb Alberts Bruder Theodorich und etliche Ordensritter mit der dänischen Besatzung in dem neuen Schlosse. Kaum waren die Mauern fertig, so eilte Waldemar nach Hause.

In einem Punkte, sahen wir, kam Albert immer nicht weiter: Saccala und Ungannien blieben in der Gewalt des Ordens. Wiederum waren dem Bischofe nur die geistlichen Rechte zugestanden, aber weder war ihm die Wieck zurück gegeben, noch waren die beiden Bischöfe des nördlichen Estlands unter ihn gestellt. Was bedeuteten die geistlichen Rechte über Saccala und Ungannien wenn er den Bischof oder die andern Geistlichen, die er einsetzte, nicht einmal ausstatten konnte? Die Mittel dazu aber hatten ihm die Dänen und die Ritter genommen.

Auf Hilfe hatte Albert keine Aussicht; vergebens hatte er den Papst und den Kaiser angesprochen; verrätherische Hilfe, wie später ein Bischof sie suchte, verschmähet er, auch konnte er das Kreuz nicht predigen gegen den Orden. Was blieb ihm übrig als ruhig zu warten.

Da kamen die Ereignisse Schlag auf Schlag. Es wird wol schon gegen den Herbst 1222 gewesen sein, als Waldemar sein neues Schloß auf Desel verließ und nach Dänemark zurückfuhr. Kaum war er fort als die Deseler sich rings umher lagerten, dann an den Strand hinüberschickten und um Zuzug baten. Nun hatten die Dänen ihren Leuten in Warbola, ganz nahe am Strande, eine von den Wurfmaschinen geschenkt, die Heinrich „Patherellen“ nennt: die Deseler besahen sie, fertigten in wenigen Tagen 17 nach dem Muster und gaben nun durch beständiges Werfen von Steinen in die neue Burg, die bis jetzt nur Mauern, keine Bedeckung von oben hatte, ihren Angriffen einen solchen Nachdruck, daß die Belagerten sich nicht zu lassen wußten und das Anerbieten der Deseler annahmen: sie erhielten freien Abzug mit ihrer Habe zu ihren Schiffen und fuhren nach

Reval, die Defeler aber behielten Geiseln, Dänen und Dietrich, Alberts Bruder, bis zur Anerkennung des Friedens, der die Freiheit der Insel festsetzte.

Hier sahen wir wieder: es bedurfte nur eines unbedeutenden Unfalles der Eroberer, um die ganze Bevölkerung gegen sie in die Waffen zu bringen. Die Nachricht von der Eroberung der steinernen Burg des dänischen Königs wie die Austreibung aller Christen verbreiteten die Defeler selbst so weit es gehen wollte durch das Land der Esten und der Liven mit der Aufforderung, ein Gleiches zu thun. Das Dänenschloß Reval zu erobern sei auch nicht schwer. Die Defeler werden nun die Lehrmeister in der Erbauung von Wurfmaschinen; so ging es durch Harrien, die Wiek, wo man Dänen fing, wurden sie gemordet; die Wierländer und Ferwer begnügten sich sie nach Reval zu senden.

So weit traf die Bewegung nur die Dänen: der weitere Schritt war nach Saccala, und an einem Sonntage des neuen Jahres 1223 ward in Fellin alles was deutsch war, gemordet, dann im Palaßschlosse; in ihrer Wuth sollen die Saccalaner das Herz eines dänischen Bogtes von Ferwen gefressen haben. Von da gingen Boten nach Odempä und Dorpat mit den blutigen Schwertern und den Pferden und Kleidern der Gemordeten als Wahrzeichen: Sie begannen hier wie an den meisten Orten mit Ermordung des Bogtes; der Ordensgeistliche ward auf den fettesten Dshen gesetzt „dieweil selbiger ebenso fett war“ und da die Götter den Dshen vorzogen, so kam Bruder Hartwich mit einer großen Bunde davon, von der er geheilt ward.

Kurz also: der Orden hatte in Saccala, in Ungannien nichts übrig, die Dänen behaupteten sich nur in Reval; die Saccalaner ließen in Riga sagen: der Frieden sei ihnen lieb, Christen wollten sie aber nicht wieder werden so lange ein Knabe ein Jahr alt oder eine Elle hoch im Lande wäre. Auch erlangten sie, daß man ihnen gegen die gefangen gehaltenen Ordensbrüder und Kaufleute, ihre Kinder, die als Geiseln gehalten wurden, zurückstellte. Ein Bund mit den Fenachbarten Russen führte geübte Streitkräfte in ihre Burgen Fellin und Dorpat, und die vorräthigen Waffen der Ritter boten ebenfalls einen erheblichen Vortheil.

Der einzige, welcher bis jetzt dabei gar keinen Schaden genommen, war der Bischof. Als der Orden seine Ketten gegen Ungannien losließ und sie das Land verheerten, litten sie von den Esten dasselbe,

der Orden aber vermochte nichts weiter als mit Raub und Mord Ungarnen zu durchziehen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Die Brüder erkannten ihre Schwäche: sie suchten Hilfe bei den Bischöflichen und den übrigen Deutschen und erhielten keine. Albert muß bestimmte Befehle hinterlassen haben, ehe er abreisete: die Antwort, welche seine Vertreter gaben, zeigt ihn immer auf demselben Punkte; er will nicht mehr und nicht weniger als die ältesten Verträge ihnen bewilligten. „Wenn ihr der Kirche der heiligen Jungfrau und dem Rigischen Bischofe ihr Drittheil in Estland überlassen woltet und dem Bischofe Hermann das seine freigeben und euch begnügen mit eurem Drittheile, so würde er euch helfen.“ Und die Brüder versprachen das. Auf der Stelle machten sich die Männer der Kirche mit den Rigischen und den Brüdern auf, streiften in gewohnter Weise bis Fellin und an die Pala mit Rauben, Brennen und Morden, richteten dann in Livland — zur Abschreckung? die Gefangenen hin. Und lobten den, der gelobet ist in Ewigkeit. Aber gewonnen war noch nichts, bis im Frühjahr des Jahres 1223 B. Bernhard eine ansehnliche Zahl Pilger aus Deutschland herbeiführte. Die hergestellte Einigkeit ließ die Quelle reichlicher fließen, und Waldemar auch, wenn er gewollt hätte, hinderte nicht mehr; seit dem Mai d. J. war er in der Gefangenschaft des Grafen Heinrich v. Schwerin und wohin der ihn brachte.

Alberts glücklichste Zeit war gekommen. Noch kam er selbst nicht. Noch einmal, — es ist sein letztes Mal so weit wir wissen, — ließ er den Kreuzesruf in Deutschland erklingen; und sein Stellvertreter Bernhard, selbst in jüngeren Tagen ein tapferer Degen, auch als solcher in Livland schon bekannt, ließ die Esten und Russen nicht weit vordringen: eine bedeutende Niederlage an der Ymer warf die Feinde nach Estland zurück; aber Bernhard ließ nicht ab, bis von allen Seiten alle sich von Neuem gesammelt hatten: Mannen der Kirche, Ordensbrüder, Liven und Letten, Pilger und Kaufleute; zu Schiffe, zu Fuß und zu Pferde versammeln sie sich, 8000 Mann stark gegen Fellin, und trotz der Wurfmaschine, die die Feinde den Rittern abgenommen, war in 14 Tagen die Sache abgemacht: Am 1. Aug. hatte die Belagerung begonnen, am 15. Aug. ergab sich Fellin auf Gnade und Ungnade: die Russen wurden aufgehängt, die Esten geschont und in ihre Dörfer entlassen, Pala ergab sich ohne Widerstand. 20,000 Nowgoroder und Pleskauer, auf dem Zuge gegen Riga,

kehrten um, belagerten Reval 4 Wochen mit deutschen Künsten (secundum artem Teutonicorum) und als es sich nicht ergab, zogen sie sich zurück, indem ihr Anführer Wiesecka, dem ehemaligen Fürsten von Kokenhusen, Geld, Mannschaft und den Befehl in Dorpat übergab mit dem Auftrage seine Herrschaft auszudehnen soweit er könnte.

Unterdeßsen hatten die Ordensbrüder die Ferwenschen gestraft für ihre fortgesetzten Angriffe auf die Dänen; sie mögen es auch gewesen sein, welche bewirkten, daß die beabsichtigte Belagerung von Dorpat zu Weihnacht 1223 aufgeschoben wurde, sie zogen statt dessen den Dänen zu Hilfe, die sich nicht einen Augenblick hatten erholen können. Ihr König war außer Stande ihnen zu helfen, aber auch der Orden litt wesentlich durch ihre Ohnmacht. Der Orden erfüllte darin seine Lehenspflicht, die Rigischen ihren Bund. Vier Burgen von Harrien wurden genommen und geplündert, die Menschen wurden den Dänen ausgeliefert.

So eben waren Albert und Hermann bei dem gefangenen Dänenkönige in Deutschland: er erlaubte was er nicht hindern konnte, Hermann's Reise nach Livland nicht bloß, sondern auch in sein Bisthum im Estenlande. Der König gestand eine Scheidung Estlands in Dänisches, Rigisches oder Deutsches zu: Diejenigen nun, welche auf letzteres Anspruch hatten, rüsteten sich eben zum letzten großen Schlage. Wie Reval sich allein behauptet hatte, gegen jeden der Angriffe, so hielten sich die Eingeborenen jetzt in Dorpat allein noch gegen die Deutschen.

Albert und Hermann kamen in Livland wieder an, ein so zahlreiches und angesehenes Gefolge von Pilgern hatten sie noch nie gehabt. Ehe sie den Angriff auf Dorpat begonnen, veranlaßten sie die genaueren Bestimmungen über die Theilung der Eroberungen:

Bischof Hermann erhielt Ungarnien mit seinen Landschaften, dem Orden ward Saccala zu Theil,

der Rigischen Kirche und ihrem Bischofe wurde die Wieck mit 7 Kylegunden zugewiesen.

Heinrich bemerkt ausdrücklich, daß die Esten der Wieck und die Ungarnier sich über ihr Loos freueten, von den Unterthanen des Ordens bemerkt er solche Freude und ihren Beweis nicht.

Dorpat war durch die Ritter selbst das festeste aller Schlösser des Estenlandes, das letzte Bollwerk der Empörer, der Rückhalt aller

Unzufriedenen, von einer russischen Besatzung vertheidigt, Einigkeit des Ordens mit dem Bischofe und den Pilgern besiegte jeden Widerstand; als ein Nowgorodsches Heer der Burg zu Hilfe kam, war sie schon in den Händen der Deutschen.

Die Deseler entließen Alberts Bruder. Bierland und Terwen, sandten Pferde und andere Geschenke nach Riga an ihre Herrn (den Orden?) die Strand-Esten nahmen das Christenthum freiwillig wieder an, zahlten den Zins von 2 Jahren nach, auch die von Warbola aus Harrien meldeten sich mit Zins und Geschenken, aber die Rigischen entschieden nicht über sie, sondern nahmen nur die 7 Bezirke der Wiek in Besitz, über deren Besitz kein Zweifel war.

Hermann nahm Ungannien vollständig. Um Odempä her siedelte er weltliche Herrn, meist Verwandte an, und ernannte Priester. Dorpat war Sitz seines geistlichen Staates, in welchen er auch einen Bruder Ratmar als Propst des Stiftes anbrachte. Der Orden ließ sich nieder in Saccala, besetzte Fellin, stellte Priester an, bestimmte ihr Einkommen an Korn und Anderem und empfing den Zehnten. Für den Schaden, den sie in Saccala und Ungannien während des Aufstandes erlitten; erhielten sie zu Saccala noch halb Wangä nebst Kormegunde und Mocha. Ja es kam eine Theilung noch zum Vorschein, welche zeigt, daß der Orden nichts überseh, nichts vergaß. Erinnern wir uns, daß Thalibald's Söhne sich dem Bischofe unterworfen unter sehr günstigen Bedingungen. Da nun auch Gesandte von Nowgorod und Pskow in Riga waren, einen dauernden Frieden abzuschließen, so mußte diese Landschaft wieder vorkommen. Bei der Gelegenheit aber erlangte der Orden auch ein Drittheil, aber den Russen ward ihr alter Zins auch zuerkannt.

Bis hierher hat der verewigte Verfasser seine Arbeit fortgeführt. Er ward vor der Vollendung derselben durch den Tod überrascht*), der unsrer Gesellschaft eines seiner thätigsten Mitglieder, der Universität einen geistreichen und anregenden Docenten, dem Gymnasio einen treuen in seiner Wirksamkeit reich gesegneten Lehrer entriß. Auch in weiteren Kreisen haben seine gelehrten Arbeiten die verdiente Anerkennung gefunden und wir hielten es für eine Pflicht der Pietät, diesem Hefte noch eine Arbeit einzuverleiben, die, wenn auch vor

*) Er starb am 3. Mai 1849; geboren war er zu Hameln am 14. Januar 1810.

ihrem eigentlichen Schlusse abgebrochen, doch in gewohnter Weise von dem sorgsamem Fleiße zeuget, mit welchem er die Quellen unsrer vaterländischen Geschichte erforschte, nicht minder von dem Scharfsinne, mit welchem er die oft unbedeutend erscheinenden einzelnen Angaben combinirte, und von der Klarheit und Lebendigkeit, mit welcher er darzustellen verstand. So möge denn dies Fragment, plötzlich abgebrochen wie des theuren Verfassers thätiges Leben, als ein uns von seiner Hand hinterlassenes Denkmal, eine doppelte Theilnahme finden.

Ob es Jemand unternehmen wird, die letzten Jahre des Bischofs Albert von 1223 bis 1228, grade die Zeit, in welcher die Chronik Heinrichs des Letten aufhört, und die weitere Gestaltung in dem Verhältnisse des Ordens der Schwerritter in Livland zu dem Bischofe von Riga in ähnlicher Weise zu bearbeiten, und so der obigen historischen Darstellung den erforderlichen Abschluß zu geben, mag vor der Hand dahingestellt bleiben. Noch tönt des Dahingefiedenen Wort zu sehr in unsern Herzen wieder, als daß es sofort Jemand wagen möchte, in der Rede fortzufahren, in welcher der Tod ihn unterbrach. Daher nur noch einige erläuternde Anmerkungen zu vorstehendem Aufsatze, welche der selige Verfasser selbst hinzuzufügen für nöthig erachtete, und zu denen von anderer Hand nur Unerhebliches beigegeben ist.

Die Redaction.

Anmerkungen.

ad 1) Vielleicht so: Heinrich berichtet (VI. 6) die Stiftung des Ordens im vierten Jahre Alberts; das wäre 1203. Aber die Erzählung schließt sich mit den Worten „zu derselben Zeit“ an Nachrichten, welche § 4 aus dem dritten Jahre Alberts 1202 nachholt, aber nicht wieder unmittelbar, sondern dazwischen steht § 5 eine im siebenten Jahre (IX. 7) beinahe wörtlich wiederholte Nachricht: die Stiftung des Klosters Dünamünde (S. Nicolaiburg) und die Ernennung des Cistercienser-Bruders Theodorich von Treiden zum Abte desselben. Mir ist aus der ganzen Chronik Heinrichs kein zweiter Fall der Art bekannt. Offenbar kann nur der eine Bericht richtig sein. Man könnte freilich an die Belehnung Conrads v. Meiendorf mit Ykeskōla und Daniels v. Bannerows mit Kennwarden erinnern, die in Ab. S. 3 (V 2) erzählt, erst im S. 7 (§ 7. 11) vollzogen wird; aber bei dieser macht Heinrich den erforderlichen Unterschied und erinnert an die schon lange (jamdudum) geschehene Belehnung; in der Zwischenzeit heißt Conrad auch Conradus de Ykeskōla (X. 2), während bei Dünamünde eine solche

Rückweisung nicht stattfindet, und Theodorich zwar bei der ersten Erwähnung der Stiftung einfach, wie zuvor, Bruder Theodorich (frater Theodoricus) heißt (VII. 5. 6), VIII. 3 ganz gegen Heinrichs Gewohnheit, während doch dessen Sendung mit Gaupo an Innocenz Ursache gewesen wäre, seine geistliche Würde nicht zu überschen; wie er von der zweiten Erwähnung seiner Ernennung bis zu seiner Erhebung zum Bischöfe über Estland (XV. 4) immer Abbas heißt: 1) per Abbatem Theodoricum, 2) Abbate causam pendente, Abbati Dei providentia obvias, 3) factum Abbatis persuadebant Abbati. Remittitur Abbas cum Abbate. XI. 6 Abbatem Theodoricum — Abbas. Denkbar ist nur, daß Heinrich, während er an seiner Schrift arbeitete, über den Zeitpunkt besser belehrt, im sechsten Capitel (Ab. I. 4) die Gründung des Klosters und die Ernennung des Abtes nachträglich einschob, ohne den fratrem Theodoricum in nachfolgenden Stellen zu streichen und in einen Abbas zu verwandeln, und die zweite Ernennung zu streichen oder genauer zu bestimmen, wie es die eingeschobene Ergänzung oder Verbesserung gefordert hätte. Offenbar brachte Albert in diesem seinem siebenten Jahre Mönche mit. § 6. Dann würde aber nothwendig auch die Stiftung des Klosters Dünamünde, die Ernennung Theodorichs zum Abte und die Gründung des Ordens eben in das Jahr gehören, in welchem sie stehen: denn daß Heinrich im § 4 aus dem vierten J. Alberts zurückblickt in das dritte, hat seinen Grund darin: § 3 erwähnen die Brüder vom Stifte in Riga den Bruder Alberts, Engelbert, zu ihrem Propste, weil er ebenfalls aus Segeberg war, wie Meinhard, der das Stift in Hleskõla gegründet, welches Albert ein Jahr vorher nach Riga verlegt hatte. Warum nun aber des Klosters Dünamünde, ohnehin grammatisch ganz unverbunden, in denselben Zusammenhang des dritten Jahres gezogen werden sollte, sehe ich um so weniger, da das eodem tempore des § 6 und das deinde des § 7 einen regelrechten Fortgang der Erzählung andeutet. Ist aber wirklich § 5 ein späterer Nachtrag, so wäre es doch sonderbar, wenn Heinrich ihn, falls er in das dritte Jahr gehörte, nicht dort, sondern im vierten angebracht hätte. Kurz, Heinrich berichtet die Stiftung der Schwertbrüder im Jahr 1202, und ich hätte keine Mittel, zu beweisen, daß sie in einem anderen Jahre stattgefunden habe. Hatten wir uns streng an die Ordnung in der Erzählung Heinrichs, so folgt: 1) Albert war nicht in Livland, als er den Orden stiftete, denn a. zuerst in seinem vierten Jahre wird erzählt, daß er mit den Pilgern, die nicht zum Schutze der Stadt zurückblieben, nach Deutschland reisete, b. das fünfte Jahr beginnt mit dem Berichte über seine Rückkehr aus Deutschland, und c. die Erzählung von der Stiftung des Klosters und des Ordens steht mitten inne. 2) Er stiftet den Orden mit dem Abte Theodorich. Wo war Theodorich damals? In seinem zweiten Jahre hatte ihn Albert nach Rom gesandt (IV. 6), wann er zurückkam, wird nicht berichtet, aber im vierten Jahre wird er (IV. 2) als einer der Brüder genannt, die in Livland unter Ordensregel lebten und im fünften Jahre (VII. 5) mit Gaupo nach Rom gesandt. Was kann also das „mit dem Abte Bruder Theodorich bei der Stiftung des Ordens“ bedeuten? Ich glaube dieses: Theodorich hatte in Alberts Auftrage in Rom die schriftlichen Verhandlungen wegen

der Gründung Riga's und der Stiftung des Ordens geführt und die erforderlichen Schreiben ausgewirkt, denn daß er in wichtigen Angelegenheiten in Rom war, ergibt sich aus der dürftigen Erzählung. (IV. 6.) Das Verbot des Sengallerhafens ist die entschiedenste Hindeutung auf Gründung einer Stadt an einer anderen Stelle, wozu der vorhergehende § 5 hindeutet. Albert war damals in Deutschland, von dort sandte er Theodorich nach Rom, die Gründung Riga's erfolgte im nächsten 3. J. Alberts (1201). Die ersten Bürger kamen ein Jahr später (im 4. J. 1202), und damals auch die ersten Ordensritter. Eine Stadt hatte Albert gründen können ohne Bürger, indem der Platz verzeichnet und mit Graben und Wall eingeweiht wurde; auch konnte der Bischof zu seiner Wohnung, seiner Kirche den Grund legen; ausdrücklich sagt uns VI. 4, daß Albertus Episcopalem sedem und conventum regularium de Ykeskola in Rigam tertio suae consecrationis anno transtulit; bedurfte es mehr, um Heinrich sagen zu lassen: eadem aestate in campo spatioso Riga civitas aedificatur; ein Orden ist auch im Keime erst vorhanden mit dem Eintritte einiger Glieder, und dieses geschieht in gleichem Jahre, mit der Ankunft der ersten Bürger, Alberts J. 4 n. Chr. 1202 (VI. 6).

ad 2) sub obedientia sui Episcopi esse mandavit. *ibid.* Wie war es mit den andern Orden?

ad 3) —! —! Für die Hauptfrage ist die genauere Bestimmung dieser Theile überflüssig und das Theilungsdokument haben wir nicht.

ad 4) Das Königreich Gericke.

ad 5) Wir haben die Bestätigung des Papstes schon bei Gruber p. 128 No. X. an Albert und No. XI. an Wolquin gerichtet, die erste Hälfte möchte kaum etwas Neues enthalten — — — — — aber es war ein früher von dem Bischof verworfener Punkt, den sie hier aufgesetzt hatten: De terris, quas a modo extra Livoniam seu Lectiam (Lettiam) cum auxilio Dei dicti fratres acquirent, Rigensi Episcopo minime respondebunt, nec ipse de illis eos aliquatenus molestabit, sed cum Episcopis creandis ibidem quoque rectionabili modo vel observabunt quod apostolico sedi super hoc providerit statuendum. — — — — —

Bei Dogiel Tom. V. p. 3. No. V. ist uns ex originali Sigill. 4. unter dem Titel divisio Letthiae inter Episcopum Rigensem et Fratres militiae Christi die Urkunde über die Theilung aufbewahrt vom B. Iso. von Werden, Philipp von Rageburg, Theodorich von Leal, Propst Johann und Bernhard, Abt in Dünamünde, in Abwesenheit Alberts zwischen dem Orden und den Brüdern u. Vertretern Alberts. Dogiels Jahreszahl 1213 ist unzulässig. — — — — — Diese Theilung scheint ebensowenig das ganze Lettenland zu umfassen, wie die frühere das ganze Livenland, obgleich es schwer sein möchte, das Einzelne genau nachzuweisen.

ad 6) Die Liven von Sattesele zogen sich in ihre Burg und sandten nach Lenewarden, Holm und Treiden und zu allen Liven und Letten, daß sie ihre Schlösser zu besetzen und sich, sobald sie die Kernte eingebracht, hineinzuziehen hätten. Daniel von Lenewarden, daselbst auch Advocat, nimmt

sämmtliche Häuptlinge gefangen und steckt ihr Schloß an; die Rigischen rasiren Holm, verbrennen Treiben. So blieben nur die von Sattesele übrig, hatten noch Zeit, sich in ihr Schloß zurückzuziehen und begannen den Kampf gegen den Ordensbruder von Sygwalde. Albert will Frieden stiften, richtet nichts aus, sammelt seine Getreuen, sie ziehen in Thoreidam, obsidentes castrum idem Dabrelis, in quo fuerunt Livones apostantes, et non solum Livones Fratrum Militiae, sed et Livones Episcopi de alia parte Goiwe quorum princeps ac prior fuit Vesike. Also ist castrum Dabrelis nichts Anderes als Sattesele; noch einmal heißt es: Seniores de castro Dabrelis, qui remanserunt sane, nec non et Livonis Episcopi de alia parte Goiwe; dann wieder Livones de castro Dabrelis decimas solvunt annuetim Livones vero Episcopi mensuram pro decima.

ad 7) Hier gehört Dog. No. VI. immutatio divisionis possessionum in Livonia. Ex orig. Unterschrift 1213. Sie nimmt ausdrücklich Beziehung auf den Vertrag, welchen die vier Bischöfe schlossen, und giebt die Theilung wohl mit mehr Ernst als die Diplomatie sonst als Motiv: quia rerum communio plerumque materiam praebet seditioni.

ad 8) In ihre Burg Beverin, östlich am Burtnefsee. Denn wenn spätere Geschichtschreiber, z. B. Friebe, sie dem Russen zuschreiben, so ist es ein Irrthum, der aus Russins Anwesenheit daselbst pag. 58, 59. entstanden ist, aber durch pag. 56 § 6 hinreichend widerlegt wird. [Sollten die livländischen Talente vielleicht denen an Gewicht gleich gewesen sein, die Liv. 38, 38 erwähnt werden?] (S.)

ad 9) Das Leale, zu welchem die Angreifer an Gellin vorbeikamen, das castrum Lembiti de Saccalen, ist natürlich nicht das Leal in der Wieck, welches XXIV. 3. erwähnt wird und noch unter diesem Namen besteht, sondern so viel als castrum ad Palam, welches als zweite wichtige Burg von Saccala öfter erwähnt wird, kurz das heutige Oberpahlen, vergleiche 21. 5. Lembiti villa ad Palam, ebendas. § 2, pag. 118 et resederunt apud Palam in Saccala. Quorum princeps ac senior perfidus Lembitus.

ad 10) Gaupe's Tod, sein Sohn und Schwiegersohn vor ihm: diviso primo bonis suis omnibus Ecclesiis. p. 119.

ad 11) Terwitene, oder mit Th, aber nicht Thernetene, wie in unserm Texte steht (vergl. die Urkunden im Index). — — — — —

[Auch in dem vortrefflichen historischen Hand-Atlas von Sprunner, auf den die Leser dieses Aufsatzes rücksichtlich des Auffindens der vorkommenden Ortsnamen zu verweisen sind, findet sich Karte 22. neben Mesothen Thernetene, aber mit einem (?). — Ein Beweis sorgfältiger Arbeit!] (S.)

Auch das Flüsschen Tebrwitte weist auf den richtigen Namen Terwitene.

ad 12) Heinrich weiß die Titel nicht anders zu geben. Wolquin ist Magister, Berthold war es in Wenden, Rudolph in Segewolde, nach dem Tode Bertholds folgte dieser offenbar. Es ist also, was später Komthur genannt wird.

ad 13) Ein Versehen oder eine Gleichnamigkeit bringt hier XXIII. 7. auf der Gränze von Saccala in Wironia eine Revelensis provinc. zum

Vorschein, die jedenfalls mit der dänischen Burg und der umliegenden Gegend nichts zu thun hat. XXIV. 1. wird ein Castellum Riolo genannt, den Unganniern gehörend, gegen die Gränze von Bierland. Eine Aenderung von Riolensis in Revelensis wäre leicht, aber da die Ungannier bei dem Angriffe auf Bierland selbst die ihnen benachbarte Landschaft Puburn zugezogen zu erhalten (23. 7.), so ist an Riolo hier nicht zu denken. Aber TABELLANSI wird sehr gut möglich mit Rücksicht auf 29, 7.

ad 14) Auch hier hat Namenähnliches zu einer Verwechslung geführt. Gruber pag. 139. Anm. n) hält Warbola für das heutige Werpel in der Wieck. Aber Heinrich hat ein ganz anderes im Sinne. XV. 8. zieht der Knäs von Nowgerod durch Wagga nach Tärwen, durch Tärwen nach HARRIEN und belagert castrum Warhole. Hier pag. 139 (23. 9) besetzten die Deutschen und ihre Verbündeten HARRIEN von allen Seiten und da bieten die Warbolaer Geißeln, und immer im Folgenden ist von diesen Geißeln als HARRISCHEN die Rede. Mit Recht zieht es Hüeck nach HARRIEN (Verhandl. I. 1. S. 54. No. 7.) im Kirchspiel Nissi auf der Gränze des Gutes Poll.

ad 15) Gruber meint, Albert habe den König nicht verletzen wollen und deshalb seinen Bruder zum Bischof von Reale ernannt. Erstens heißt es hier ohne Weiteres, wie vom Theodorich, daß Albert ihn ernannte und weihen ließ als Episcopus in Esthoniā, ohne weitere Beschränkung; auf den Sitz kommt dabei weniger an. Zweitens galt Hermann für Albert als Nachfolger Theodorichs, wie Wesselin für Waldemar u. a., zeigt der Zusammenhang deutlich, um welchen Punkt es sich handelt, und daß beide das Feindselige der Handlung sogleich erkennen. Albert sendet seine Boten nicht zu Schiffe, sondern über Kurland und Samland, und Waldemar läßt den neuen Bischof nach Livland nicht durch, bis er sich dem Könige zu unterwerfen verspricht, offenbar als weltlichem Herrn — so hatte es Theodorich auch gemacht, aber erreichte sein Ziel nicht. Sonst hätte Albert sich wohl nicht zufrieden gegeben.

ad 16) Albert und Theodorich.

ad 17) Wie es auch mit den von Kruse (Verhandl. I. Bb. 2. u. 4. Heft) für acht anerkannten Urkunden sich verhalten mag; Heinrich der Letzte selbst enthält Spuren einer früheren Christianisirung Estlands ganz unlängbar.

ad 18) Heinrich bemerkt (1225) pag. 172, es gebe jetzt fünf Bisthümer bis Reval, und Gruber zählt auf: 1) Riga, 2) Real, später Desel, 3) (Mesothien) Selburg, 4) Dorpat, 5) Reval (oder an dessen Statt vielleicht Piltten). Von Piltten kann hier nicht die Rede sein, aber auch Real muß gestrichen werden, an dessen Stelle tritt dieses Bisthum von Bierland und Tärwen. [Sollte indeß nicht dieses Bisthum als die Grundlage des späteren Bisthumes Real angesehen werden können, da es vor dem Angriffe Alberts doch wohl auf die sieben Rylogunden in der Wieck beschränkt wurde?] (S.)

II.

Ueber den Charakter der Estnischen Mythologie.

Eine Skizze vom Dr. Fr. N. Kreuzwald.

Vom gegenwärtigen Standpunkte historischer Forschung dringen allmählig mehr Lichtstrahlen in der Vergangenheit dunkle Gefilde und wo die Umrisse eines alten Bildes irgend sichtbar werden, begnügt man sich nicht allein mit dem antiquarischen Funde, sondern ist auch zugleich bemüht aus den verwitterten, halb verblichlenen Zügen die ursprüngliche Gestalt zu enträthseln und nach der gewonnenen Idee möglichst genau wieder herzustellen. Es werden der Vorzeit Gräfte geöffnet, um aus den darin vorgefundenen Ueberbleibseln alte längst vermoderte Gestalten nachzuweisen, die einst unsere Fluren belebten. Der wissenschaftlich genährten geistigen Macht ist es gelungen, aus den Behausungen des Todes anschauliche Bilder früheren Lebens hervorzurufen. Mögen immerhin manche Theile in diesen künstlich zusammengesetzten Figuren verzeichnet erscheinen, manche aus der Stirnhaut geformte Nase nicht ganz zu dem Gesichte passen, wo sie gegenwärtig steht, — wodurch den Spöttern Spielraum geboten wird, ihre sarkastischen Witzeleien zur Belustigung des großen Haufens auf den Markt zu tragen, so wird doch Niemand, der die Schwierigkeiten zu schätzen versteht, die Verdienste der Männer, welche sich dieser mühsamen Arbeit unterzogen, wo die dankbare Nachwelt des

Forschers Verdiensten ihre gebührende Gerechtigkeit willfahren, und wo des Spötters Name entweder längst vergessen sein oder höchstens als eine werthlose antiquarische Curiosität belächelt werden wird. — Hätte man sich ein Jahrhundert früher an die Lösung dieser Aufgabe gemacht, wir wären jetzt um Vieles weiter in der Kenntniß unserer Vorzeit und könnten — anstatt fundamentale Bruchstücke zu sammeln — frisch am begonnenen Werke fortbauen. In der Voraussetzung, daß den künftigen Baumeistern durch Anhäufung des unbedeutendsten Materials ein kleiner Dienst erwiesen werde, sollen in vorliegender Skizze einige Sandkörner niedergelegt werden, die, gehörig ausgefiebt, vielleicht einst zur Bereitung des Mörtels Anwendung finden, mit dem das aus Schutt und Trümmern aufgeführte Gebäude seine Fugen auskitten wird. Versuchsweise sollen hier einige Ideen über das bis jetzt so wenig cultivirte Feld der Estnischen Mythologie entwickelt und aus den auf uns gekommenen Spuren nachgewiesen werden, wie der Charakter dieser Götterlehre könne beschaffen gewesen sein. Weit entfernt davon, eine wissenschaftliche Abhandlung schreiben zu wollen, habe ich den eingeschlagenen Untersuchungsweg, der mich auf diese Resultate geführt, bei einer früheren Gelegenheit angegeben. (Vergl. „Beitrag zur Mythologie der Esten“ Inland 1838 Nr. 9.)

Von der Götterlehre des alten Estenvolkes haben sich kaum einige Spuren erhalten. Die Verkünder der Christlichen Lehre mußten vor allen Dingen die religiösen Gebräuche des Heidenthums bei der von ihnen unterjochten Nation mit eiserner Hand zertrümmern, bevor sie auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf rechnen durften, ihres Gottes neuen Tempel auf dem blutrauchenden, fremden Boden zu begründen, wo noch so viele vulcanische Elemente in der Tiefe fortglühten, die nur eines Impulses bedurften, um aus der blutigen Ausfaat neue Verderbens-Keime hervorzulocken. Denn „Glaube und Liebe sind stärker als das Schwert!“ — Diese von den Unterjochern in der Regel verkannte, in ihren Folgen bisweilen höchst unbequem werdende Wahrheit findet geschichtlich ihre Bestätigung auch bei den Esten. Die innige Anhänglichkeit eines Volkes an seine alten Götter, die Zeugen seiner Selbstständigkeit, Genossen seiner Freiheit, seiner Unabhängigkeit und seines Wohlstandes waren, ist schwer vertilgbar, und kann durch die äußere Gewalt allein nie besiegt werden; sie muß vielmehr durch eine allmählig sich entwickelnde innere Ueberzeugung und durch Erkenntniß der Vorzüge, welche die neue Lehre vor der

alten hat, aus freiem Antriebe überwunden werden *). Die barbarische Verbreitungsweise des Christenthums im Mittelalter durch die römisch-catholische Kirche, obzwar sie in Hrn. Oskar Kienig ihren warmen Vertreter gefunden! war nicht dazu geeignet, über heidnische Götzen einen vollkommenen Sieg zu erringen. Als nach langen und hartnäckigen Kämpfen und durch mehrfach erlittene Niederlagen der kriegerische Geist der Esten gebrochen, der von Lebenskraft erschöpfte wunde Körper sich gezwungen in die Unvermeidlichkeit fügte, um mit der neuen Ueberzeugung zugleich die Lage der Unterwürfigkeit übernahm, da mußte die alte Götterlehre in den Hintergrund treten und endlich scheinbar verschwinden. Ich sage scheinbar, denn im Verborgenen flehte man gewiß noch lange nachher zu den ohnmächtigen Helfern und ward nicht müde zu hoffen: es werde dereinst die Erlösungstunde schlagen! Aber was der völligen Entnervung und Verknechtung in Jahrhunderten nicht gelang, dem Volke seine alten Erinnerungen zu vernichten, das hat eine methodische Verfinsternung in wenigen Jahren ausgeführt. Einigen Eifrigen war die Vollendung des großen Werkes vorbehalten, sie haben einen glänzenden Sieg errungen.

Aber gälte es für eine ausgemachte Wahrheit, daß von den Denkmälern des alten Estenvolkes außer seiner Muttersprache, keine Spur auf die Jetztwelt gekommen wäre, und alles Uebrige, was der heimathliche Boden in seinem Schooß verbirgt, fremden Nationen angehöre, die — weiß der Himmel aus welcher wunderlichen Grille — gerade dieses Fleckchen Landes am Ostseestrande zu ihrer letzten Ruhestätte wählten, und nachdem sie die andern Länder des Erdballs mit ihren glänzenden Heldenthaten beehrt hatten, endlich hither eilten, um zu — sterben! ich sage, wäre dieses unumstößlich fest begründet, so dürften wir doch für eine unläugbare Wahrheit annehmen: daß bei einem Volke mit einer

*) Sehr treffend bemerkt Bulver über die Bekehrung der alten Sachsen: „Seit ihrer neuen Religion, welche, wenn sie sie auch ächt empfangen, nur sehr unvollkommen von ihnen verstanden wurde, behielten sie das ganze Heer heidnischen Unglaubens, das sich immer mit den hartnäckigsten Instinkten in der Menschenbrust zu verketten pflegt.“ So war es gewiß auch bei den Esten.

so kunstreich gebildeten Sprache, so tief gemüthlicher Poesie, wie die auf uns gekommenen Spuren satzsam beweisen, eine nicht minder großartig aufgefaßte und regelrecht aufgebaute Götterlehre einst existirt haben müsse *). Der Jahrhunderte lang in Unterwürfigkeit Gewesene, kann uns unmöglich ein richtiges Bild von den intellectuellen Fähigkeiten seiner Vorfahren liefern. Eben so wenig dürfen wir von der Dürftigkeit der vorhandenen Nachrichten auf die Dürftigkeit der Mythologie schließen, vielmehr können wir annehmen, daß der großartige kräftige Charakter des Nordens auch seinen Typus über die Religion seiner Bewohner ausgebreitet habe. Wer vermochte seinem Einflusse sich zu entziehen?

Was die Verfasser unserer mageren Annalen betrifft, so waren sie gewiß am allerwenigsten befähigt in das eigentliche Volksleben der Esten, geschweige in das religiöse Heiligthum derselben einzudringen, weil das Volk seine köstlichsten Ueberbleibsel jedem profanen Auge sorgfältig verbarg und des Beobachters gehässiger Name „Saks“ allein genügend war, jedes nähere Verständniß zu untergraben. Bei dem frühesten vermeintlich eingebornen Chronisten, Heinrich dem Letzten, hatte die damalige Art der Erziehung das geistige Auge getrübt, daher konnte er weder von seinem, noch dem benachbarten Volke irgend eine derartige Nachricht liefern, auf deren Zuverlässigkeit man bauen könnte. — Im Volke gab es keine Schriftkundige und selbst die mündliche Ueberlieferung religiöser Mythen mußte mit größter Vorsicht betrieben werden, da man allenthalben auf Schwierigkeiten stieß und öffentlich das Gepräge der neuen Lehre zur Schau tragen mußte. Was daher später dem fremden Beobachter hie und da zufällig sichtbar ward, das verstand er entweder nicht zu würdigen, oder er nahm es in seiner Befangenheit und groben Unwissenheit gleich für einen Teufels-Spuk, und der Teufel ist schnell bei der Hand, wenn man etwas nicht erklären kann, oder wo es um

*) Es liegt hierin durchaus kein Widerspruch, wenn wir von einer andern Seite gezwungen werden, große mechanische Kunstfertigkeiten diesem Urvolke abzuspochen, dessen größte Künstler gewiß seine Waffenschmiede waren, die vielleicht von den Unterirdischen „ma=alluseb“ dieses Geschäft ererbten. Die in den Grabhügeln vorgefundenen Aschenurnen zeigen die Töpferarbeit in ihrer zartesten Kindheit.

Aufrechterhaltung gewisser Prinzipien handelt. Ungeachtet dieser angeführten Schwierigkeiten hatten sich doch viele heidnische Gebräuche durch Jahrhunderte erhalten und was Manchen noch wunderbarer erscheinen mag, ein Theil der alten heidnischen Vorstellungen ging, ohne daß man's im entferntesten nur ahnete, in den römisch-catholischen Cultus über. Später werden wir sehen, ob die Erben der römisch-catholischen Kirche darin glücklicher waren. Das fatale „kirrifaks“ mußte auch zum Hemmschuh an der erhabenen Christuslehre werden, während die oben erwähnte Tendenz noch tiefer den Boden aufwühlte.

Läßt sich nun aus den vorhandenen dürftigen Fragmenten auch kein vollständiges Ganzes zusammensetzen, so können wir doch mit Hilfe derselben und bei umsichtiger Benützung der Mythologie benachbarter stammverwandter Völker uns ein Bild in flüchtigen Umrissen davon entwerfen. Dieses soll in vorliegender Skizze mit dem Wunsche geschehen, daß eine geschicktere Meisterhand recht bald sich des gegebenen Stoffes bemächtige, aus der Federzeichnung ein Gemälde zu schaffen, welches den Anforderungen der Kenner und Kunstfreunde genüge.

Die einander entgegengesetzten Pole des Südens und Nordens unterscheiden sich nicht bloß durch Verschiedenheit ihrer Temperatur, durch eigenthümliche Hervorbringung von Pflanzen und Thieren, sondern insbesondere durch den charakteristischen Einfluß auf die psychischen Fähigkeiten der Menschen. Bei den Bewohnern der südlicheren Zone finden wir in der Regel das Vorwalten einer mehr plastischen Phantasie, welche die Eindrücke rasch empfängt, vielfach gestaltet und eben so schnell wieder fahren läßt, um — neue Eindrücke aufzunehmen; dagegen tritt die imaginaire Thätigkeit bei den Bewohnern des Nordens weit schwerfälliger und einförmiger auf, ist aber desto kräftiger, die Gestaltungen erscheinen zwar minder mannigfaltig, jedoch ist ihr Eindruck dauernder; die starren Formen des Eises sind hier überall vorwaltend. Die Phantasie des Südländers ist ein schöner Sommertraum, ein in bunter Farbenpracht glänzender Schmetterling; die des Nordländers gleicht dagegen des Winters einförmig schneebedeckter Flur, worauf der nächtlich sterngeschmückte, mondbeglänzte Horizont unverändert niederschaut und nur ein zeitweiliges Nordlicht sein feuriges Purpur ausstrahlt, aber dieser Eindruck ist so gewaltig, daß er sich in des Menschen Brust in seiner ganzen Erhabenheit eingräbt.

Wer das großartige Schauspiel einmal sah, vergißt es nicht wieder, der geistig absorbirte Eindruck geht auf die Vorstellungen über und diese werden mehr oder weniger dem aufgenommenen Bilde gleichen. Wenn endlich nach mondenlanger Gefangenschaft des Frühlings belebender Sonnenblick die gigantischen Schnee- und Eismassen überwältigt, da tritt auch der Bewohner aus seiner rauchgeschwärzten Hütte, sucht seine kriegerischen Waffen hervor und eilt — die Frist des kurzen Sommers benutzend — auf neue Abenteuer und Gefahren aus, bis er im Spätherbst siegbeladen wieder heimkehret und am traulichen Feuerheerd, im Kreise der Seinen, von seinen überstandenen Kämpfen und Erlebnissen in fernen Ländern Bericht erstattet. Das Rauhe der Heimath und die kühnen Wagnisse in der Fremde gehen während der Erzählung auf die Vorstellung der Zuhörer über, der nächtliche Traum hängt mit den empfangenen Eindrücken zusammen, und ihrer gemäß muß sich auch das Bild von der unsichtbaren Welt in der Phantasie gestalten.

Der Charakter der Estnischen Mythologie war demnach, wie der der nordischen überhaupt, kein so raffinirter, idealer, weicher wie z. B. bei den Griechen, sondern mehr ein ernster, stiller, düsterer, dabei reich an Kraft und nicht ganz ohne gemüthliche Tiefe, wie solches Alles bei einem Küstenvolke sich ausbilden mußte, dessen kühner Unternehmungsgeist frühzeitig das unstäte früglische Element beherrschen lernte, das wilde Meer zum Mitgenossen seiner Abenteuer erkor, auf schwachen gebrechlichen Fahrzeugen seine räuberischen Streifzüge bis auf weit gelegene Länder erstreckte, während in der Heimath tiefe Waldesnacht den mit Beute zurück gefehrten Kämpen empfing und reißende Thiere der Wildniß seine nächsten Nachbarn waren. — Wenn die Phantasie des gebildeteren in üppiger Verweichlichung auf verfeinerten Sinnegenuß ausgehenden Griechen einen Eros und eine Aphrodite erfann, da verehrte der rauhe Sohn des Nordens zuerst die Kraft und schuf demgemäß seine mächtigen Göttergestalten nach dem Bilde eines wilden tapferen Kriegers, als: Donnerer, Wetter-, und Wellenbeherrscher, die selbst wieder als dienstbare Vasallen unter der Herrschaft eines Mächtigeren standen, dem die Begründung des Weltalls und Erschaffung des Riesengeschlechts zugeschrieben ward. Nächst diesen obersten und oberen Gottheiten gab es ein großes Heer untergeordneter Götter als: Erd-, Wasser- und Luftgeister, denen wiederum andere als: Haus-, Garten-, Feld- und Wiesenbeschirmer un-

than waren, und welche letztere die niedrigste oder dienende Classe des Geisterreichs bildete; — wir sehen also einen Fürsten-, Herren- und Bürgerstand von diesen Gottheiten vertreten. Selbst die Riesensöhne oder „Kallewi poead“ waren vollkommen im Stande einem südlichen Hercules die Spitze zu bieten, aber leider hat die Sage nur wenige Bruchstücke von ihren Thaten aufbewahrt. — Daß überhaupt Alles leben und Jedes insbesondere unter einem speciellen göttlichen Einflusse stehen mußte, ging ja schon aus dem Charakter des Polytheismus hervor. Nach den aus meinen bisherigen Untersuchungen gewonnenen Resultaten kann ich dem Fählmannschen aus der Schöpfungssage abstrahirten Monotheismus nicht beipflichten, es sei denn, daß der verehrte Herr Verfasser haltbarere Gründe für seine Ansicht beibrächte, die mich zum Niederlegen der Waffen nöthigten. Vor der Hand sei es erlaubt in dem Bilde des „waña iſſa“, „waña taat“ und „Zara“ nur die oberste Gottheit, einen Götter- und Menschenvater anzunehmen. Betrachten wir die Sache etwas genauer, so liegt die Entkräftung der monotheistischen Ansicht schon in so fern in der Sage selbst, als die vom „Alten“ erschaffene Welt erst durch das Handwerk seiner Genossen ergänzt und vervollkommen werden mußte. Oder: wie stimmt das mit der Idee eines alleinigen und allmächtigen Gottes überein, wenn er zu dem Behufe Helden erschaffen mußte, „um sich ihres Rathes, ihrer Kunst und ihrer Stärke zu bedienen?“ — Ein Gott, der in solchen Dingen fremder Beihilfe bedürfte, fühlte sich nicht vermögend und vollkommen genug, um die Alleinherrschaft der Welt mit seiner Hand zu lenken. — Ferner gehörten die neckenden dämonischen Wesen, von deren Macht ein kluger Sterblicher sich durch gewisse Kunstgriffe befreien konnte, sämmtlich der dienstthuenden Klasse des Götterreichs an, aber wir haben meines Wissens kein Beispiel in der Sage, wo der Zorn des Donnerers oder des Sturmbieters durch menschliche Klugheit konnte abgewandt werden, man mußte vielmehr die Zuneigung dieser Machthaber durch Gebete und Opfer erflehen. In der Folge werden wir sehen, wie entschieden beim Cultus vier Gottheiten in den Vordergrund treten *).

*) Wenn — wie uns die Geschichte von andern Völkern lehrt — der Glaube an Polytheismus allmählig gelockert wurde, und man die Ohnmacht der Gottheiten einsehen lernte, so war immer eine philosophische Bildung vorgegangen, wie wir sie bei den alten Esten nicht annehmen können, und

Dem rohen Naturmenschen wird jeder gewaltige Effect in der Natur, dessen Ursache ihm verborgen bleibt, als eine göttliche Erscheinung entgegen treten, jemehr solcher Erscheinungen er allmählig kennen lernt, desto weniger fühlt er sich im Stande denselben eine gemeinschaftliche Quelle zuzuweisen; das Großartige und Erhabene eines einzelnen solchen Schauspiels dünkt ihm eines selbstständigen Urhebers zu bedürfen. Der Sturm z. B., der die Krone der Eiche niederbeugt und die Föhre entwurzelt, kann etwa mit dem Wellenstürmer des Meeres verbrüderet aus einer Quelle entspringen, aber nothwendig muß der milde Abendhauch, der die Rose und des Mädchens Wange mit erfrischender Kühlung berührt, aus einem anderen freundlicheren Munde wehen. Der wilde Gott, dessen versengender Feuerstrahl unter zürnendem Donnergebrüll die feindliche Hütte verzehrt, oder mit seinen Schlossen die segenschwangeren Halme auf dem Acker zerschmettert, kann doch nicht mit jenem freundlich gesinnten in Einklang gebracht werden, der dem Boden Gras, Blumen und Kernhalme entlockt, die Aehre am Halm und die Beere an ihrem Stengel reift und den kleinen „Honigvögelein“ die Kunst lehrt aus Blüthenfelnchen süßen Honig einzusammeln. — Gleichwie in einer geordneten Haushaltung Vater und Mutter, Söhne und Töchter, Knechte und Mägde zugleich ihre besondere Beschäftigung haben, und doch gemeinschaftlich — nach dem Willen des Hausvaters — alle zu einem Zwecke wirken, so mußte sich auch das ganze Göttergeschlecht je nach seinen individuellen Fähigkeiten und Gaben in die verschiedenen Functionen der Weltregierung theilen, damit Alles nach dem Plane des „Alten“ im gehörigen Gange erhalten werde. Des Sterblichen Bitte wandte sich immer an die zunächst theilhaftige Gottheit und mußte diejenigen besonders warm halten, deren Begünstigung sein Geschäft bedurfte.

Es ist von neueren Forschern der Mythologie bis zur völligen Gewißheit erhoben, daß beim Cultus aller heidnischen Völker und zu allen Zeiten gewisse den Göttern gewidmete Hauptfeste vorkamen, deren Feier fast immer in die jedesmalige Zeit der Sonnenwende fiel, daher in den mittleren und nördlicheren Himmelsstrichen nach dem regelmäßigen Typus der vier Jahreszeiten auch drei bis vier Haupt-

die Zweifelsucht ergriff einzelne Individuen. Ohne fremdes Zuthun, z. B. ohne Einwirkung des Christenthums, läßt sich kaum das Aufgehen des Polytheismus in Monotheismus denken.

festen existirten, nämlich: 1) ein Fest des Sterbens oder Hinwelfens, 2) ein Fest des Wiedererwachens, 3) ein Fest der Freude und endlich 4) ein Dankfest für empfangene Jahrespenden. Diese vier Hauptfeste des Jahres lassen sich auch bei den alten Esten ganz genau nachweisen, da ihre Spuren noch nicht völlig erloschen sind.

Fangen wir unsere Betrachtung mit dem Sterbefeste an, so fiel dasselbe in die Zeit des Winter-Solstitiums, ungefähr vierzehn Tage vor unserer Weihnacht. Die Feier dauerte neun Tage und bildete ein wahres Trauer- und Todtenfest, indem überall während dieser Zeit „ingede aeg“ d. h. Seelenzeit, die größte Ruhe und Stille herrschen mußte, und wo am Abend des ersten Festtages die Seelen verstorbener Freunde und Verwandten mit einem splendiden Gastmahl bewirthet wurden, der Fußboden war mit Stroh belegt*), damit ein zufällig fallender Körper kein schallendes Geräusch verursache. Während der ganzen Festzeit durfte keine geräuschvolle Arbeit vorgenommen werden, man schlich auf den Behen und vermied selbst lautes Sprechen. Die verwaltende Herrschaft der langen Winternächte umhüllte das Fest gleichsam mit ihrem weiten Trauermantel, der flüchtige Sonnenblick des kurzen Decembertages vermochte kaum einen Sterblichen zu erblicken, die meist in ihren Wohnungen verborgen blieben. — Dieses Fest war dem alten Donnergotte „Kõo“ gewidmet, der aller Wahrscheinlichkeit nach den Beinamen „Jõu“ oder „Jõul“ geführt haben muß und neben seinem Donnerergeschäft vielleicht auch die Regierung des Todtenreichs zu verwalten hatte. Vor circa dreißig Jahren wurden, wie ich bei einer andern Gelegenheit erzählt habe, die sogenannten „Jão- oder Jõu-Abende“ in Strandwierland und Allentacken noch ziemlich allgemein gefeiert, und es giebt Leute, die noch heutiges Tages dieser heidnischen Sitte huldigen, jedoch bei der größeren Zahl wird die „Jõu-Abend-Feier“ mit der Weihnachtsfeierlichkeit verbunden, ohne daß sie sich selbst darüber Rechenschaft geben können, woher diese oder

*) Die übliche Sitte des Stroheintragens am Weihnachtsabend, die der christliche Priester für fromme Nachahmung der Bethlehemitischen Krippe ansah, schrieb sich aus dem Heidenthum her; mit ihr verband sich eine zweite, die noch vor wenigen Jahren an vielen Orten Estlands gebräuchlich war und darin bestand, daß am heiligen Weihnachtsabend, wo Alles schlafen ging, ein gedeckter mit Speisen besetzter Tisch stehen blieb, angeblich: damit ein in der Nacht zufällig angekommener Gast gleich Trank und Speise vorfände. Das war die alte Geistermahlzeit.

jene eigenthümliche Ceremonie entspringe. Die Bedeutung des alten heidnischen Todtenfestes läßt sich nur muthmaßlich bestimmen; die stille Feier scheint einem doppelten Zwecke entsprochen zu haben. Die Seelen der Verstorbenen waren um diese Zeit zu einem kurzen Besuche in die vorige Heimath zurück gefehrt und wollten vielleicht in ernstern Betrachtungen ihres beschaulichen Lebens nicht gestört sein, oder der Lebenden kindliche Ehrfurcht und Hochachtung meinte ihnen diesen Beweis der Liebe unaufgefordert zollen zu müssen, und machte sich daher zum freiwilligen Gesetze: die lieben Gäste durch kein Geräusch zu beunruhigen. — Mit dieser zarten Rücksicht gegen die Verstorbenen verband man mit dieser Feierlichkeit noch einen andern wichtigen Zweck, indem man dem zürnenden Donnergotte seine Huldigung darbrachte, ihn flehend, den nächsten Sommer mit schweren Gewittern zu verschonen! Durch die von Zeit zu Zeit auf Urlaub abgelassenen Verstorbenen scheint eine mittelbare Verbindung zwischen dem Schattenreichsbeherrscher und den Sterblichen Statt gefunden zu haben, ersterer konnte durch seine zurückkehrenden Vasallen mündliche Nachrichten über die Erdenbewohner einziehen u. Wie sich leicht denken läßt, konnte bei sorgfältigster Bewachung seines Thuns das Volk während der Jöul-Feier nicht jedes Geräusch verhüten, es entstand hier und da etwas Lärm, und daher verging wohl auch kein Sommer ohne Gewitter, weil die Strafe nicht ausbleiben konnte und Götter mit sich nicht spaßen lassen.

Das zweite Jahresfest war ein Fest des fröhlichen Erwachens in der Natur, die nach dem gepflogenen Winterschlaf wieder anfang sich zu regen und zu beleben. Dieses um die Zeit des Frühlings-Aequinoctiums gefeierte und dem Gotte „Ukko“ gewidmete Fest war dem Ackerbautreibenden wie dem Seemann gleich wichtig, indem die genannte Gottheit die Herrschaft über Witterung — Sonnenschein, Sturm und Regen — in seinen Händen hatte, mithin Wachstum und Fruchtbarkeit im weitesten Sinne beförderte *). Indem dieses

*) Bei dieser Gottheit müssen wir uns etwas länger verweilen, und es sei erlaubt zu bemerken, wie Jahrelang fortgesetzte Nachforschungen mich endlich in den Stand setzten: aus den Festgebräuchen die Bedeutung des Gottes kennen zu lernen. Ukko's Verehrung war in den beiden ersten Decennien dieses Jahrhunderts in manchen Orten Est- und Livlands noch sehr im Gange, aber meine irrige Vorstellung, die unter dem oft gehörten Ausdruck „Ukko-

Fest von Seiten der Weiber mit eigenthümlichen Ceremonien und einem Ehrentrunke begangen wurde, so lag darin gewiß der Sinn: daß des Weibes Schooß gleich dem der Erde zur Entwicklung und Fortpflanzung der Keime bestimmt unter gemeinschaftlichem Einflusse stehen müsse. — Die Festfeierlichkeit soll auf folgende Weise begangen worden sein. Nachdem am Vorabend die Zubereitung von Speisen und Getränken vollendet, ward in der Klete ein Tisch gedeckt, der „Ukko-wak“ d. h. Ukko's Opferpandel auf den Tisch gehoben und rund herum mit Speisen und Getränken besetzt, unter den ersteren durfte keine Gabe des Jahres fehlen, daher: Fleisch, Butter, Fische, Brod, Kuchen, Grütze und Echerbenhonig als Repräsentanten paradirten. Dann that der Hausvater von jeglicher Saat des Getreides einige Körner in eine kleine Vorkschaale, hob den Deckel von Ukkos Pandel, that die Vorkschaale hinein und schloß den Pandel wieder zu. In einem bezüglichen Liede heißt es:

Ukko-wakkale waoma,
Kane alla kerkimaie,
Wodu (?) kaiso paisomaie*).

Unfruchtbare Weiber wurden zur Nacht bei Ukkos Pandel in der Klete eingesperrt und mußten dort einer geheimen Ceremonie sich unterwerfen, welche vielleicht von einer Priesterin angegeben wurde. Am

wak“ ein gewöhnliches Buchermaaß verstand, hinderte mich in die Mythen tiefer einzubringen. Indem man für die heimatlichen Angelegenheiten keinen Sinn hat, wird häufig das zunächst Liegende von uns unbeachtet gelassen. Mehrere Jahre später hörte ich einmal bei Gelegenheit, als ein kinderloses Ehepaar in einer Klete sich eingeschlossen hatte, die Bemerkung machen: „Kül kâiwad kâskord nâddalas Ukko-wakkab ohwerdamaš, agga ei sa lapsi siiski!“ Diese Bemerkung bewies zur Genüge, daß es mit dem „Ukko wak“ eine andere Bewandniß haben müsse. Als mir darauf im Jahre 1837 die Mittheilung eines Ungenannten aus dem Fellinschen im „Inland“ zu Gesicht kam, fing ich meine Nachforschungen von Neuem an, sie wollten mich aber nicht zum Ziele führen, bis zuletzt die Mittheilung eines alten Esten aus dem Plesklauschen die Sache aufklärte.

*) Willi woob und wilja woodmist spricht man von einer guten segensreichen Ernte, damit muß das Wort Wodu im Zusammenhange stehen. In einem von A. Knüpfker mitgetheilten Gebete des Donnerprieesters lautet der Anfang „Woda Piker“ und Kn. übersetzt woda mit helde? — Sprachforscher mögen über die Richtigkeit dieser Uebersetzung entscheiden, ich muß sie bezweifeln.

folgenden Morgen verließ der Hausvater lange vor der Sonne sein nächtiges Lager und machte nüchtern*) einen Gang um die Grenzen seines Aekers; fand er daselbst Alles „wirastufeta“ — ohne Spur (?), dann kehrte er fröhlich nach Hause zurück, rief sein Gesinde herbei, während die Hausfrau unterdessen Ukko's Paudel von der Tafel entfernt hatte, und nun ging es an die Mahlzeit — gleich den Kleinstädtern, wenn ein hoher Gast abgereist ist! — wo die vom Gott nachgelassenen Ueberbleibsel wohlgemuth verzehrt wurden. Nach dem Essen ward wacker gezecht, und namentlich mußten die Weiber an diesem Tage viel trinken, wodurch das Fest den Charakter eines wilden über die Grenzen des Anstandes gehenden Bacchanaliums erhielt. — Im späteren Christenthum gingen manche Gebräuche des Ukko-Festes auf den Mariä Verkündigungs-Tag über, und namentlich stammt aus dem Heidenthum die gegenwärtig noch übliche Sitte der Weiber, einander Mariens-Röthe zuzutrinken, damit sie das ganze Jahr hindurch frisch geröthete Wangen behalten.

Für „Ukko“ mußte in jedem Hause ein geweihtes Heiligthum conservirt werden, das in dem „Ukko-wak“ bestand, und ein aus Bork oder dünnem Holzsplint gefertigter mit einem Deckel versehenen Paudel war. In diesem Paudel mußte jedesmal ein Stümpfchen Licht (weshalb und ob dasselbe jemals angezündet wurde, konnte ich nicht erfahren) vorhanden sein nebst verschiedenen Opfern, welche letztere aus kleinen Münzen und a miniature verfertigten Kleidungsstücken bestanden, wie solche Kinder für ihre Puppen anzufertigen pflegen; sie heißen „Ukko-anned“ d. h. Ukko's Gaben, und wurden theils an Ukko-Feste, theils bei einigen andern Veranlassungen hinein gethan. So brachte z. B. ein junges Weib an seinem Hochzeitstage, desgleichen wenn es das erste Kind geboren, regelmäßig eine Gabe dem Ukko zum Dankopfer dar. Drei Tage nach der Feier des Ukko-Festes nahm der Hausvater die Borkschaale mit den Körnern aus dem Paudel heraus, sonderte dieselben und warf jegliche Gattung wieder in den Saatkasten an die frühere Stelle zurück, damit das Ganze des göttlichen Segens theilhaft werde.

Es mußte ferner jedes Dorf und einzelnes Streugefinde einen für Ukko geheiligten Opferstein haben, worauf im Frühling, nachdem

*) Sonst geht der Este nie nüchtern ins Freie, indem er die sonderbare Furcht hegt, als könne er von einem Vogel betrogen werden.

sämmtliche Saaten aufgegangen waren, und im Herbst nach vollbrachter Ernte Etwas zum Dankopfer gebracht wurde; desgleichen mußte, wer in seinem Hause ein Stück Vieh schlachtete, etwas von den Eingeweiden auf den Ukko's-Stein tragen. Ich habe zwei solcher alten Opfersteine gesehen, den einen in Estland, den andern in einem Dorfe bei den Pleskauschen Esten, welche letztere gewiß noch gegenwärtig heimlich dem Stein Opfer bringen, obgleich die Mehrzahl der Gaben am Johannis-Abend einem andern Stein zu Theil werden, auf dem einst Christus gegessen haben soll! —

In so fern als die Witterung, sämmtlicher Segen der Felder, Wiesen und Heerden unter Ukko's Schutze standen, war er für die vorzüglich auf Viehzucht und Ackerbau angewiesenen Bewohner des Landes die wichtigste Gottheit, weshalb denn auch seine Verehrung am längsten und verbreitetsten sich erhalten hatte. Der Gott Ukko kommt auch bei andern Finnischen oder Eschudischen Stämmen vor*).

Das dritte Hauptfest des Jahres, der Freude und Wonne gewidmet und um die Zeit des Sommer-Solstitiums begangen, bildete die Krone unter des Nordländers Festen, dessen Feier mitten in die schönste Zeit des kurzen, wonnigen Sommers fiel, wo Koit und Ammarik Hand in Hand das ungetrübte Glück ihres ewigen Brautstandes vier Wochen allnächtlich vereint genießen, daß von ihren freudestrahlenden Wangen der Himmel um Mitternacht röthlich wiederleuchtet. Dieses herrliche Sommerfest muß meines Erachtens dem Altvater, „*waia issa*“ gewidmet gewesen sein, da wir weder für Liebe noch für Freude eine besondere Gottheit nachweisen können, sondern diese beglückenden Gefühle des Menschen für unmittelbare Ausstrahlungen der obersten Gottheit betrachten müssen. Hinsichtlich des

*) Im Jahre 1813 oder 14 suchte ein Estnischer Bauer in Strand-Wierland um die Erlaubniß nach: sein Gefinde etwas entfernter vom Dorfe auf die Viehweide aufbauen zu dürfen, indem er mit den schlechten Dorfbewohnern, die alle noch „*Ukko wakkab*“ in ihren Häusern hätten, nicht zusammen wohnen möge. Fast um dieselbe Zeit fand ein streng reformirender Gutsverwalter in Fennern bei Hausdurchsuchungen fast in jedem Gefinde Ukko's Paudel vor, die er sammt ihrem Inhalte den Flammen übertieferte. Der ungenannte Berichterstatter aus dem Fellinschen erzählt vom Aufbewahren des Ukko's-Paudels im Walde, aber diese Angabe beruht offenbar auf irrtümlicher Auffassung. Es wurden bisweilen Körbe in den Wipfeln der Bäume gehalten, die der „*Tont*“ füllen sollte.

bei der Feier obwaltenden Frohsinns und der Gemüthlichkeit läßt sich kein anmuthigeres Fest denken. Hier erschien Alles glücklich vereint, Kind und Greis, Jüngling, Jungfrau, Mann und Weib. Entfernte Freunde sahen sich oft nach Jahrelanger Trennung einmal wieder, die kurze flüchtige Blüthezeit erinnerte an die Flüchtigkeit der Jugendjahre, es wurden eheliche Bande geschlossen, damit man zur Zeit der abnehmenden Kraft in seinen Kindern Stütze erlange; das alte Herz ward noch einmal vom Sonnenstrahl der Jugendlust durchbeht und an längst verfllossene Tage erinnert, wo es auch noch jung war; Methkannen machten die Kunde, Blumensträuße bedeckten den Versammlungsplatz, Flammen loderten von den Hügeln und Gesänge — bald sehnsüchtig schwärmend, bald muthig und kampflustig — durchtönten mit festlichem Jubel die Stille der Nacht; Grillen und Nachtigallen bildeten das Echo*).

Das vierte Jahresfest endlich zur Zeit des Herbst-Aequinoctiums gefeiert, war dem Kriegsgotte „Zurris“ geheiligt, während zugleich dem Ukko ein Dankopfer für die Ernte dargebracht wurde. Dem Zurris zu Ehren mußte ein Ziegenbock unter eigenthümlicher Ceremonie geschlachtet werden. Die Feier währte eine Nacht, und sollen dabei die Thaten berühmter Vorfahren, namentlich der Helden, nebst andern wichtigen Sagen von den Ältern der jüngeren Generation überliefert worden sein. Die Sitte des Bockschlachtens war zu Anfange dieses Jahrhunderts in Bierland noch üblich, auch existiren bruchstücklich Zurris-Festlieder.

In obiger Skizze habe ich meine Ansicht über die alt-Estnische Götterlehre vorgetragen, sie mit gelehrten Citaten zu begleiten, welche weniger der Sache dienen als des Verfassers Belesenheit darstellen, konnte nicht in meinem Plan liegen. Dieser vor Jahren angefangenen

*) In wie weit der Estnische Urvater neben der Freude sich der Liebe angenommen, wage ich nicht zu entscheiden. Berücksichtigen wir aber das Klima, die Lebensweise und Beschäftigung der alten Esten und werfen dabei einen Blick auf andere heidnische Völker des Alterthums, wo das Weib überall die untergeordnete Rolle einer Dienenden spielt, so dürfte von einer solchen zarteren Neigung wohl kaum die Rede sein, wenn wir das unbestimmte Sehnen erwachender Pubertät nicht hierher rechnen wollen. — Zugegeben, daß bei den germanischen Völkern die Wiege des Familienlebens zu suchen sei, scheint mir doch erst durch die Civilisation des Christenthums das Weib aus den Fesseln der Sklavin zu treten, wie denn alles häusliche Glück aus den Segnungen der Christus Lehre entspringt.

Arbeit waren ursprünglich weitere Grenzen gesteckt, die Zeit mangelte jedoch zur Ausführung, da entschloß ich mich zu dieser Skizze, welche der geneigte Leser mit gewohnter Nachsicht aufnehmen wolle. Möchte meine Ansicht recht viel Widerspruch erfahren, dieser aber dazu dienen: das Feld der Estnischen Mythologie von tüchtigern Kräften beleuchtet zu sehen. Dringt erst mehr Licht über das Ganze, dann wird man auch mit Leichtigkeit die Spur verfolgen können, wo des Wanderers Fuß beim nächtlichen Gange vom Pfad abirrte.

III.

Volksfagen und Traditionen aus dem eigentlichen Estlande, besonders aus Harrien und der Wieck.

Nach den Mittheilungen eines estnischen Altvaters.

Mit einer Einleitung, die estnischen Volksfagen überhaupt betreffend.

Vom Pastor J. Boubrig.

Die Volksfagen und Traditionen der Esten sind nur darum oft so unangemessen beurtheilt und so wenig nach Gebühr gewürdigt worden, weil man einige Umstände ganz aus der Acht gelassen hat, die doch allein geeignet sind, den Beurtheiler auf den richtigen Standpunkt zu stellen. Vor Allem muß man zwei große Hauptabtheilungen genau unterscheiden, unter welche sich alle derartigen Mittheilungen bringen lassen.

Die erste dieser Abtheilungen gehört ganz einem mythischen Zeitalter an, und ist mit so reichem poetischen Reiz des Inhalts und der Sprache ausgeschmückt, daß man deshalb an ihrer Richtigkeit

hat zweifeln wollen. Ja, man hat sogar offen die Vermuthung ausgesprochen, daß alle jene so ansprechenden Erzählungen vielleicht nur dichterische Producte der Jetztzeit seien, denen man nothdürftig ein angemessenes Gewand und die erforderliche locale Färbung gegeben habe, um das größere Publicum gewissermaßen durch sie zu mystificiren, und so auf Kosten der Wahrheit nicht nur einiges Aufsehen, sondern auch Erwartungen zu erregen, die bei späterer schärferer Kritik sich dennoch hätten als ungegründet erweisen müssen. Wir wollen das Unwürdige und am Ende doch immer Fruchtlose einer solchen absichtlichen Täuschung — wenn sie überhaupt unter den vorwaltenden Verhältnissen möglich wäre — hier nicht weiter auseinander setzen, da sich das Unhaltbare dieser Ansicht Jedem bei einigem Nachdenken von selbst aufdrängen muß. Aber wohl ist es nöthig, darauf in der Kürze hinzuweisen, weshalb Diejenigen, welche noch jetzt das Eitenwolk täglich vor Augen haben, in der Regel nur sehr schwer dahin gebracht werden können, an die Richtigkeit seiner schönen und wunderbaren älteren Sagenschätze zu glauben. Die jetzige äußere Erscheinung der Nation und ihre gewöhnliche Ausdrucksweise steht nemlich in zu großem Abstände von jenen anmuthigen Anklängen aus längst entschwundener Vorzeit, als daß man geneigt sein sollte, auch diese ihr zuzutrauen; vielmehr scheinen die heutigen Esten viel zu stumpf, viel zu theilnahmlos, um nur auf eine Empfänglichkeit für so zarte Töne schließen zu lassen. Allein erstlich muß man nicht vergessen, daß der Est in der Nähe der Städte, und namentlich Dorpats, wo ich Gegenwärtiges schreibe, ein ganz anderer ist, als der, der fern von dem städtischen Verkehre sich noch mehr in seiner ursprünglichen Nationalität erhalten hat. Ferner ist es ein großer Unterschied, wie er sich im Umgange mit den Deutschen, und wie er sich unter seinesgleichen benimmt. Gegen den Deutschen zeigt er, selbst bei mancher Freundlichkeit und persönlicher Zuneigung, doch immer große Zurückhaltung und ein gewisses Mißtrauen, das in jeder bedeutenderen Annäherung, in jedem Versuche zum tieferen Eindringen in seine Volksthümlichkeit und seine Nationalheiligthümer (zu denen er auch seine Sagen rechnet) sogleich irgend eine gefährliche Absicht, zum wenigsten doch etwas Bedenkliches sieht. Aber unter seinem Volke, unbelauscht von fremden Augen und Ohren, besonders in stiller Sommernacht, in der Waldeseinsamkeit, wo die Genossen sich, traulich schwagend, um das Feuer der Nachthütung

lagern, da geht ihm Herz und Sinn auf, da frischet sich das Gedächtniß der Alten an, da wird aus dem treu bewahrten Vorrath vergangener Zeiten Erquickung für die wißbegierige Jugend hervorgeholt. Die träge Zunge wird beredt, und eine neue Sprache strömt über die Lippen, in höherem Aufschwunge Worte und Redeformen ergreifend, die das gewöhnliche Leben nicht kennt, ja kaum einmal ganz versteht. Das Auge glänzt von ungewohntem Feuer; die ganze Gestalt erhebt sich, steht voller und kräftiger da; es ist derselbe Geist und doch ein ganz anderer, vor dessen begeisterten Blicken Wannekumene mit seiner Harfe, Koit und Ammarik, und tausend andere Geistergestalten der Vorzeit durch den dunkeln Wald und über seinen Gipfeln leuchtend dahinziehn. Wenn nun aber Zurückgezogenheit und Geheimniß diese Nächte decken, woher kommt denn doch dem Deutschen so manche Kenntniß der verborgenen Schätze, die dort hervortreten aus sorgfältig gehütetem Verwahrsam? — Leider ist es nur wenigen Auserwählten vergönnt, dort Zutritt zu finden, und auch diesen nur unter Entbehrungen und Aufopferungen, die nicht Jedermanns Sache sind, und die noch dazu ungemeine Geduld und Ausdauer erfordern. Die Hauptbedingung ist eine völlige Selbstverläugnung seiner Persönlichkeit und Rationalität, ein Heraustrreten aus seinen gewohnten Verhältnissen und ein kluges Annehmen ganz neuer, bis der beabsichtigte Zweck erreicht ist. Wer nicht von Jugend auf Sitte und Sprache der Esten so genau kennt, daß er es wagen darf, sich für einen der Ihrigen auszugeben, und sich im geringen Gewande, etwa eines Hofsdomestiken, unter sie zu mischen, hier und da sein Wort dazu gebend und ganz in ihre Denkweise eingehend, dem werden sich schwerlich ihre engeren Kreise dergestalt öffnen, daß er die geheimnißvollen Kunden des grauen Alterthumes in oben bezeichneter Art aus ihrem eignen Munde vernehmen kann. Nur überaus selten tritt der Fall ein, daß einzelne Esten einem Deutschen, der sich ihnen auf besondere Art werth gemacht hat und dem sie große Dankbarkeit schuldig zu sein glauben, auf freundliches Befragen Einiges aus dem Sagenvorrathe der Nation dürftig mittheilen, ohne daß dieser eben ihre Waldnächte und Hütungswachen zu theilen genöthigt wäre. Aber diese Mittheilungen sind sogleich ganz anderer Art; es fehlt ihnen der freie Aufschwung, der eigenthümliche Geist und der frische poetische Duft, der dort, den Erzählern selbst unbewußt, die Hörer entzückt und in mannigfache liebliche Träume einwiegt. — Erwägen

wir nun alles dies genauer, so sehen wir wohl ein, warum uns bis jetzt immer nur eine sehr spärliche Kenntniß jener durch so viele Generationen treu fortgepflanzten alten Volksfagen der estnischen Nation zu Theil geworden ist; — der Gleichgültigkeit nicht einmal zu erwähnen, mit der man früher manches Einzelne dieser Gattung, wo es einmal unerwartet aus der platten Alltäglichkeit auftauchte, als der Beachtung unwerth, vornehm bei Seite schob und es in Vergessenheit begrub. Auch hier gebührt vornehmlich Fählmann das Verdienst, zu richtigeren Ansichten geführt zu haben. Was sonst noch die Richtigkeit solcher Erzählungen betrifft, so geht sie dem unbefangenen Kritiker schon ganz unbestreitbar aus ihrer inneren Beschaffenheit hervor. Diese unbefangene Naivetät, diese stete Beibehaltung des nationalen Gepräges selbst bei dem höchsten Schwunge, den die Sage nimmt, lassen sich wohl in so genauer Verschmelzung nicht erkünsteln, ohne daß ein schärferes Auge die Spuren der künstlichen Mosaik hier und da entdeckte. Man verweise nicht etwa auf die bekannte Bernsteinhexe und ihre seltsamen Fata. Denn an diesem in mancher Beziehung merkwürdigen Buche hat die Kritik keinesweges ihre schärfsten Waffen versucht, sondern vielmehr bona fide gleich von vorn herein zu viel als wahr angenommen; und in so fern sind wir Meinhold doppelten Dank schuldig, daß er uns auf das Nöthige hingewiesen hat. Ein zweiter Grund der Richtigkeit jener Volksfagen ist aber unstreitig auch darin zu suchen, daß man sie, wenn man sie erst einmal kennt, durchaus überall unter dem besseren Theile des Volkes wiederfindet, sobald man darauf hindeutet, und daß sie von ihm mit besonderer Pietät als ein gemeinsamer Nationalschatz, ja als ein Nationalheiligthum angesehen werden. Noch mehr: — sie sind eigentlich alle nur Bruchstücke eines großen, zusammenhängenden National-Epos, das bis jetzt, ungemeiner Schwierigkeiten und des großen Umfanges halber, der literarischen Welt noch nicht in seiner Vollständigkeit hat mitgetheilt werden können, das aber, wenn dies einst geschieht, sie gewiß in Verwunderung setzen wird. Es ist in (— sechs?) Tage getheilt, die seine Hauptabschnitte bilden, aber zugleich viele und höchst anziehende Episoden enthalten. Nicht so wild phantastisch umherschweifend, wie die finnische Kalevala = Sage, stellt es Alles übersichtlicher, zusammenhängender, und doch ungemein poetisch ansprechend vor Augen, und reißt durch seine vielfachen überraschenden Schönheiten ganz unwiderstehlich mit sich fort. Möchte

doch der leider fast im Uebermaß beschäftigte Dr. F ä h l m a n n , der Einzige vielleicht, dem dabei noch Alles zu Gebote steht, einmal die nöthige Muße finden können, die literarische Welt mit dieser merkwürdigen und bedeutsamen Gabe eben so sehr zu erfreuen, als zu verpflichten! — Aus dem Angeführten erklärt sich genügend die höhere, bilderreiche, vom Gewöhnlichen so sehr abweichende Sprache, in der die mythischen Eftenfagen vorgetragen werden; zugleich aber auch aus dem eigenthümlichen Gefühle, das den Eften während ihres Vortrages ergreift. Es weht ihn gleichsam der Geist entschwundener besserer Zeiten an; er ahnet, was sein Volk einst war, welche Stellung dasselbe unter den übrigen Völkern einnahm, was es in solcher vermochte und wirkte; und die Stimmen der Vergangenheit, die aus den Ueberlieferungen entfernter Jahrhunderte und Jahrtausende zu ihm herüberklingen, sagen ihm alsdann weit mehr, als wir zu glauben geneigt sind, indem wir alle solche Empfindungen in ihm für erloschen halten. Wer indessen den Eften recht genau kennt, der weiß gar wohl, daß sich zuweilen bei genügenden Anlässen auch schon im gewöhnlichen Leben die Anlage zur höheren, bilderreichen, gewählteren Sprache der Poesie verräth und überraschend hervortritt: freilich auch, um bald nach ihrem Aufblitzen, einer erlöschenden Sternschnuppe gleich, wieder im Dunkeln zu verschwinden, als schämte sie sich der übereilten Profanirung. Zweifelte demungeachtet noch immer Jemand an der Möglichkeit eines so dichterischen Schwunges der Sprache, wie er in den ältesten Volksfagen sich zu unserer Verwunderung kund giebt, so mögen denn noch die Volkslieder der Eften, jene so unbezweifelt ächten Nationaldichtungen, deren wir überdem eine ansehnliche Menge besitzen, den Beweis dafür vervollständigen, daß dem Esten allerdings noch eine ganz andere Ausdrucksweise zu Gebote stehe, als die des gewöhnlichen Alltagslebens, und daß er mitunter für Scherz und Ernst gewähltere Rede wie Wortfügung aufzufinden wisse, wo bald heiter spielende Laune, bald wieder der Schmerz des Lebens ihn anregt. Aber wenn dem nun wirklich so ist, sagen Einige: warum giebt man uns denn nicht auch einmal einige seiner Ursagen in ihrer ursprünglichen Gestalt, in jener gewählteren Sprache des Esten selbst, wie sie alsdann so charakteristisch und energisch auftritt? — Ueber diesen Punkt wäre in der That gar viel zu sagen, und das Gesagte dennoch nur Denen ganz einleuchtend, die den Esten, sein Wesen und seine Verhältnisse vollkommen genau kennen, nicht aber bloß nach den Vorstellungen

urtheilen, die sie sich von ihm machen, und die selten mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Es genüge indessen für unsre Absicht an diesem Orte, mit Beziehung auf manches schon vorhin Ausgesprochene nur Folgendes bemerklich zu machen. Der Erste selbst schreibt nicht, wenigstens nichts Größeres und Zusammenhängenderes, so lange er noch in seinen ursprünglichen Verhältnissen lebt. Bringt er irgend Etwas zu Papier, so ist es nicht nur überhaupt unbedeutend, sondern gewöhnlich so voll seltsamer (ja ganz unnatürlicher) orthographischer und sprachlicher Verstöße, und von so gezwungener Wort- und Satzfügung, daß man es nicht begreifen kann. Aendern sich seine Lebensumstände dergestalt, daß er schon eine etwas höhere Stufe der Bildung erreicht, so schreibt er vielleicht Einiges, aber in der Regel nichts Selbstständiges; er übersetzt, er arbeitet um, er wendet seinen Fleiß auf Verbreitung gottseliger Tractätchen, oder schreibt gar bei manchen Veranlassungen einen mystischen Unsinn zusammen, den er selbst eben so wenig wie irgend ein Andern versteht. Seine Nationalsprache ist dann nicht mehr ächt; sie germanisirt, sie nimmt ungelente Wendungen, und hält beim Uebersetzen sich slavisch an ihre oft nur zu schlechten Originale. Sagen aus seiner eignen Vorzeit aufzuzeichnen und mitzutheilen, ist ihm noch nie eingefallen. Theils vermag er das nicht, theils will und darf er es gewissermaßen nicht, weil ihm bald die genügende Kenntniß, bald die richtige Würdigung solcher Dinge fehlt, und überdem ein gewisser Aberglaube ihm verbietet, diese alten ehrwürdigen Ueberlieferungen für alle Welt ans Licht zu ziehn. Von den Esten selbst haben wir demnach in dieser Hinsicht nichts zu erwarten. Aber von den Deutschen? Wollen wir uns doch einmal an die Stelle eines solchen Begünstigten versetzen, wie wir ihn oben geschildert haben. Er sitzt im Kreise der Esten, wird als Einer der Ihrigen angesehen. Als solcher darf er wohl zuhören und aufmerksam sein, aber durchaus nichts aufschreiben, wenn es ihm auch möglich sein sollte, als Tachygraph der mündlichen schnellen Erzählung zu folgen. Er würde dadurch sogleich Mißtrauen erwecken und sich verrathen. Mit dem bloßen Gedächtnisse ist er nicht im Stande, jedes einzelne Wort der in vollem Strome dahin fließenden Rede aufzufassen und zu behalten. Es bleibt ihm demnach nichts übrig, als seine gespannte Aufmerksamkeit mehr auf den Inhalt des Vortrags zu richten, wobei denn allerdings manche einzelne Phrase, selbst mancher längere in ungewöhnlichem Style hervortretende Satz

sich ganz von selbst mit einprägt. So machen es ja die Wiedererzähler alter Volksfagen wohl in andern Ländern auch; nur mit dem Unterschiede, daß sie doch im Ganzen mehr Gleichförmiges vorfinden, an das sie sich halten können. Vermöchte auch wirklich ein Zuhörer eine estnische Sage im Volks-Idiom wiederzugeben, so wie er sie von Wort zu Wort vernommen hat, so wäre selbst damit nicht gar viel gewonnen. Denn, bleibt gleich der Hauptinhalt solcher Ursagen immer derselbe, so improvisirt der Esten doch den Vortrag derselben immer wieder auf neue Weise, so daß jede solche Erzählung, was den Ausdruck betrifft, bis auf einige bestimmte Formeln, gewöhnlich eine andre ist. Die Volkslieder der Esten haben schon mehr Stereotypes, welches sich überall gleich bleibt, oder doch nur in unbedeutenden Abweichungen variirt. Werden diese bedeutender, so bildet sich sogleich ein neues, wenn auch ähnliches Lied. Bei den Sagen fällt das Gebundensein des Wortes weg, und die Phantasie nimmt jedesmal, wie bei den Märchenerzählern der Orientalen, einen neuen Schwung, in freier Willkühr mit der Rede schaltend. Der Stoff bleibt also im Ganzen unveränderlich; seine Einkleidung dagegen ist immer das Werk einer neuen Improvisation, folglich von dieser Seite unzähliger Veränderungen fähig. Mithin könnte man von keiner wörtlichen Aufzeichnung eines solchen Vortrags behaupten, daß sie allein die ächte und wahre sei. Uebrigens möchte eine solche auch wohl nur für Wenige ein näheres Interesse haben, welches am Ende noch mehr dem Lexikon und der Grammatik der Sprache zu gut käme, als sich auf ein anderes Ziel richtete; und dem Esten selbst würde so etwas kaum einmal zu Gesicht kommen, auch, wenn es geschähe, in ihm gewiß ganz andre Empfindungen erwecken, als in uns auf unserm so verschiedenen Standpunkte.

Ueber eine andre Gattung der estnischen Volksfagen und Traditionen, die wir in die zweite Hauptabtheilung bringen müssen, habe ich mich schon zum Theil in Bd. I. Heft 2 dieser Verhandlungen von S. 79 an ausgesprochen. Sie gehören augenscheinlich einer späteren Zeit an, und knüpfen sich schon weit specieller an Locales und Historisches. Dabei entbehren sie fast gänzlich jenes höheren Zaubers der Poesie, der den älteren Sagen der Esten so viel Anziehendes verleiht, obgleich auch in ihnen manche Lichtblicke der Art keineswegs fehlen. Ferner häufen sie oft Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche auf eine Weise zusammen, die um so auffallender erscheint, als sie

doch bei ihrem geschichtlichen und örtlichen Hintergrunde meist auf ganz bestimmte Einzelheiten hinweisen, während ihre älteren Schwestern sich mehr an das Allgemeine halten. Auch werden sie nicht, gleich jenen, mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt und möglichst vor der Profanation geborgen, sondern werden freier und unbefangener mitgetheilt, auch an Orten des größeren Verkehrs; z. B. bei den Versammlungen in den Krügen, sobald die anderweitige Vergnügung schon ihren Antheil erhalten hat, bei den winterlichen Abendarbeiten, bisweilen sogar in den Plauderstuben der Hofsdomestiken auf den Gütern, wenn sich ein kundiger Erzähler zu ihnen gefunden hat. Die Gegenwart eines Deutschen wird weniger ängstlich gescheut, und die Sprache, wenn sie gleich ebenfalls bisweilen manches Eigenthümliche hat, ist doch im Ganzen nie so gewählt und erhebt sich nie so in eine höhere Sphäre, wie bei den mythischen Ueberlieferungen aus der ältesten Vorzeit. Das Christliche ist in den Sagen zweiter Art zuweilen mit dem Heidnischen vermischt, der Glaube mit dem Aberglauben, die Weisheit mit der Thorheit. Sie stehen nach diesem Allen merklich im Nachtheil; allein dennoch thut man ihnen großes Unrecht, wenn man sie geringschätzt. Im Gegentheil muß man, bei reiferer Ueberlegung, auch den meisten von ihnen einen nicht unbedeutenden Werth zugestehn. Dadurch, daß sie in der Regel der Gegenwart näher stehn, erhalten sie etwas eigenthümlich Ansprechendes und oft noch dem jetzt Bestehenden Verwandtes; sie greifen, so zu sagen, mehr in das jetzige Leben ein, als jene alten mythischen Darstellungen, in denen sich ein nicht mehr zu fassendes längst Entschwundenes abspiegelt, und nur schwach wie aus einer unerreichbaren Ferne in unser gegenwärtiges düstres Zeitalter herüberleuchtet. Es athmet aus den meisten von ihnen eine ganz eigne Frischeit und Lebendigkeit, oft verbunden mit überraschender Naivetät, mit origineller Laune, mit tiefer Ironie, ja wohl gar mit beißender und aufs Genaueste ihren Gegenstand fassender Satyre. Andere freilich sind ernster gehalten, und haben sogar nicht selten etwas Schwermüthiges und Düsteres, auf schwere folgenreiche Geschehnisse vergangener Zeiten, oder auf einst verübte große Unthaten hinweisend, deren Nachwehen lange und schmerzlich bald in einzelnen Familien, bald vom gesammten Volke empfunden wurden, und deren Andenken sich fest an vorhandene Denkmäler knüpft, die Nachkommen an die Sünden ihrer Voreltern zu mahnen, und aus jenen mit den Fluch

der Erniedrigung zu rechtfertigen, der auf dem späteren Geschlechte ruht. Sie stimmen die Zuhörer zu trübem Nachdenken, so wie die fröhlicheren Erzählungen meist zu ganz ausgelassener Freude, die alsdann auch bisweilen witzige Wortspiele und andere Ausbrüche heiterer Laune zu Tage fördert. So üben sie, wenn gleich nur für den Augenblick, bedeutenderen Einfluß auf die Gemüther, als man ihnen zutrauen sollte. Alle aber haben Das gemeinschaftlich an sich, daß sie uns ungemein tiefe Blicke in den Charakter des Volkes thun lassen, tiefere, als oft eine lange Beobachtung gestattet, wo sich das Innere der Menschen beharrlich verschließt, und der belebende Sonnenstrahl fehlt, der die rauhe Umgebung durchdringt und das Verborgene ans Licht bringt. Ferner begründen sie zugleich ein richtigeres Urtheil über die Intelligenz der Nation, und geben uns bisweilen ganz unwiderlegliche Beweise davon, daß diese bei dem besseren Kerne des Volkes meist weit höher steht, als wir gewöhnlich anzunehmen geneigt sind. Wenn sich früher Spuren davon hervorthaten, daß das Volk manche Kenntnisse besaß, die seinem gewöhnlichen Ideenkreise fern zu liegen schienen, so nahm man gewöhnlich an, daß solche, wie selbst die historische aus vergangener Zeit, ihm nur durch die Deutschen zugekommen sein könnten. Allein jetzt möchte es kaum zu bezweifeln sein, daß Manches der Art in Form von Traditionen sich wirklich bei dem Estnenvolke mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat, und so auch auf die Kinder der Jetztlebenden übergehen wird. Unter andern spricht für Ersteres gar sehr die eigenthümliche Umbildung mancher wohlbekanntenen historischen Namen, die aber in dieser dem estnischen Idiome angemessenen Umgestaltung nun nicht mehr variiren, sondern constant bleiben; ferner noch weit mehr die ganz eigenthümlichen Ansichten und Vorstellungen, die in diesen Erzählungen hervortreten, und, bei allem augenscheinlich Irrthümlichen, ein ächt nationales und durch die Tradition sanctionirtes Gepräge an sich haben: so wie andererseits gewisse Zusätze zu der anerkannt richtigen historischen Grundlage, die unmöglich aus deutschem Geiste hervorgehen konnten, sondern dem erfahrneren Kenner sogleich den ächt estnischen und ganz volksgemäßen Kund geben. Bestätigt werden diese Ansichten durch das hartnäckige Festhalten vorkommender Irrthümer, die nun einmal mit den Vorstellungen der Nation verwachsen sind, und durch die Uebereinstimmung solcher Sagen in den verschiedensten Gegenden. Unter dem besseren Theile der Esten sind auch

von ihnen die meisten allgemein verbreitet, und werden der Hauptsache nach immer auf dieselbe Weise erzählt. Auch diese Anklänge aus einer näher stehenden Vergangenheit sind ihnen lieb, und werden deshalb ebenfalls mit großer Aufmerksamkeit angehört. Sie wecken nicht minder allerlei Gefühle in des Zuhörers Brust; und, sind diese auch nicht Allen gleich klar, so geht die Wirkung doch nie ganz verloren. Meist ist sie eine belebende und mit der Gegenwart versöhnende. Daß die Sagen dieser Abtheilung mancherlei Anknüpfungspunkte für geschichtliche und sprachliche Forschungen darbieten, und daß sie einst, wenn ein vollständigerer Ueberblick derselben und eine genauere Vergleichung mit den Sagen anderer Länder möglich wird, zu manchem beachtenswerthen Resultate führen dürfte, habe ich gleichfalls am oben angeführten Orte angedeutet, so wie auf ihre Benützung im Gebiete der Kunst hingewiesen, wie denn eine solche in andern Ländern nicht selten ist. Luber's schöne Oper, der Feensee, gründet sich eben so wie das herrliche den Ruhm der Taglioni fast auf den höchsten Gipfel erhebende Ballet: der Schatten, — ganz auf deutsche Volksagen. Der Freischütz entsprang aus einer böhmischen, der Sampyr aus einer schottischen Sage; Aschenbrödel gehört vielen Ländern in den verschiedensten Weltgegenden an, sogar unsern Ostseeprovinzen, wo sie in dem lettischen pelnerufschkiß wörtlich wiederzufinden ist. Die reiche musikalische und scenische Ausstattung dieser Opern ist den Kunstfreunden hinreichend bekannt, und die Verbreitung dieser Werke, so wie ihr Einfluß auf die Bildung bedeutend genug. Zu chalcographischen Darstellungen, zu Zeichnungen und Gemälden haben sie auch schon Anlaß gegeben. (M. s. namentlich manche Kupfer in den verschiedenen Jahrgängen des Almanachs Orphea.) Eben so gut kann auch einmal eine estnische Sage dem Dichter, dem Tonsetzer, Schauspieler, Balletmeister, Maler oder Kupferstecher willkommenen Stoff darbieten. Einen kleinen Beweis für ihre Anwendbarkeit in letzterer Beziehung geben selbst einige artistische Beilagen zu unsern Verhandlungen, die wir dem geistreichen, leider nur zu früh verstorbenen Künstler, Herrn L. von Mandell, verdanken. So wie Zeit und Bedürfnis das Auge auf jene fremden Kunden lenkte, so kann letzteres sich auch wohl einmal irgend einer estnischen Sage zuwenden, und die ganze Gattung gelangt wohl dann zu einem höhern Werthe, den sie in mancher Beziehung unstreitig verdient.

Nach diesen, wie mich dünkt, für die Würdigung der estnischen Sagen und Traditionen nothwendigen Vorbemerkungen wende ich mich nun zu Dem, was ich aus dem Vorrathe jener hier mitzutheilen habe. Freilich führe ich, so zu sagen, durch eine große Thür für diesmal nur in ein kleines Haus. Allein, es kann an diesem mit der Zeit nach allen Seiten hin angebaut werden. Auch war es mir Bedürfniß, Manches vor dem größeren Publicum etwas ausführlicher auszusprechen, was zwar Einzelnen recht gut bekannt sein mag, aber von der Mehrzahl nicht immer in solcher Zusammenstellung erwogen werden kann, wodurch denn eben der richtige Gesichtspunkt für die Beurtheilung solcher Gegenstände zuletzt ganz und gar verschoben werden muß.

Daß übrigens das hier Gegebene wirklich aus dem Munde eines alten estnischen Familienvaters herrührt, der bei seiner Nation in großem Ansehen stand, und daß es mit möglichster Treue aufgezeichnet worden ist, brauche ich nach dem Vorhergehenden wohl kaum noch zu versichern. Ich habe mich gehütet, selbst da im geringsten etwas zu ändern oder hinzuzufügen, wo eine Unrichtigkeit der Darstellung einleuchtend war, damit das eigenthümliche Gepräge auch nicht im geringsten verwischt würde. Nur des Zusammenhanges wegen ist hier und da eine etwas andere Wendung genommen worden, ohne die Treue in der Hauptsache zu verletzen, weil sonst das Ganze ungenießbar geworden wäre. Ferner ist, um der bequemerer Mittheilung willen, Einiges, das allerdings aus einer anderen, jedoch nicht minder zuverlässigen Quelle stammt, und zwar gleichfalls aus einer ächt nationalen, an schicklichen Stellen eingeschaltet worden, da es so beschaffen war, daß es ohne Bedenken dem Uebrigen angegeschlossen werden konnte.

Der estnische Altvater *Sepya Abo*, in hohen Jahren stehend, doch noch ungemein rüstig an Körper wie an Geist, erfreute sich einer seltenen Liebe und Achtung bei den Alten und Jungen seiner Nation, nicht nur an seinem Wohnorte, sondern selbst in entfernteren Gegenden. Sein Wort galt viel; denn es war allgemein bekannt, daß er viel Verstand und große Erfahrung besaß, in früheren Jahren fast überall in seinem Vaterlande herumgewesen war, durch fleißiges Nachfragen es genau kennen gelernt, und stets die Gesellschaft älterer kluger Leute gesucht hatte, um sich recht genau über

Alles zu unterrichten. Dabei war er im Besitz eines ganz vortreflichen Gedächtnisses, das noch im späten Alter getreu wiedergeben konnte, was es in früheren Jahren in sich aufgenommen hatte. Da nun überdem seine Lebensverhältnisse von der Art waren, daß keine schwere Sorge und Bekümmerniß ihn drückte, und er das Unvermeidliche mit Klugheit und Ergebung tragen gelernt hatte, so war er immer im Ganzen heitrer Laune und in einer gleichmüthigen Stimmung, so daß er einen Tag wie den andern erschien. Ein Hauptzug seines Characters war eine ungemeine Liebe zu seinem Volke, und eine rege Theilnahme von Allem, was dasselbe betraf. Beide fanden aber auch dankbare Anerkennung. Er genoß immer besonderer Auszeichnung und Ehrerbietung unter den Genossen seines Stammes, und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie sorglich man ihm Platz machte, wo er in eine Versammlung von Gästen trat, wie freundlich und zutraulich man ihn begrüßte, wie liebevoll und herzlich er diese Grüße erwiderte, und wie aufmerksam Alles zuhörte, wenn er zu sprechen begann. Besonders gern hörte man es, wenn er Etwas von der Vorzeit des Volkes erzählte, Bruchstücke aus Erinnerungen mittheilte, die sich an noch vorhandene Vertlichkeiten knüpften, oder gar aus dem Schatze der alten Nationalsagen Eins und das Andere ans Licht zog. Wenn im Kruge Musik und Tanz aufhörten, wenn der lärmende Jubel der Aufgeregteren verstummte, oder Sturm und Regen zu widerwärtig an die Fenster schlug, dann sammelte sich oft Alles um den alten Aldo, und bat: erzähle, Väterchen! Und gern that es der Greis, oft über die Zeit hinaus, die er der nothwendigen Ruhe abbrechen durfte. Hier folgt nun Einiges von Dem, was er einst den wißbegierigen Hörern an einem rauhen stürmischen Abende mittheilte, an dem Jeder gern unter Dach war und eine solche Unterhaltung doppelt willkommen sein mußte.

Ihr wißt, Kinder, sprach der Alte, daß unser Volk einst ein großes und mächtiges war, angesehen und gefürchtet von seinen Nachbarn. Damals waren die Leute nicht so klein, wie jetzt so viele von uns, sondern bei weitem größer und stärker, manche sogar rechte Riesen, wie sie nun nimmermehr zu finden sind. Die Insel Dagden oder Dagö in unserer Nachbarschaft heißt nicht umsonst in unserer Sprache Riesenland (hio = ma); denn dort haben mit

die größten gewohnt. Sie trugen, gleich den Uebrigen, schöne Kleider, ganz andere, als wir sie jetzt tragen; überhaupt waren sie von schönem Ansehen, und führten, gleich ihren Brüdern auf dem Festlande, viele und große Kriege zur See und zu Lande. — Wer dort in Dagö gewesen ist, weiß auch, daß auf der Ostseite der Insel die Pühhalepsche Kirche liegt. Pühhalep — nun ja, heilige Erle! Mancher hat den Namen ausgesprochen, und nichts weiter dabei gedacht. Aber dieser Name hat seinen guten Grund. Es stand sonst zur heidnischen Zeit ein großer heiliger Hain auf der Insel, in welchem Opfer gebracht und heilige Feste gefeiert wurden, weshalb auch Einige wissen wollen, die Insel müsse eigentlich Hain-Insel (ie = ma) genannt werden. Von diesem Haine nun soll, als das Christenthum zu uns kam, nur eine einzige, uralte, sehr schöne Erle übrig gelassen sein, die in der Nähe des Platzes stand, auf dem nachher die Kirche erbaut wurde. Später hat man sie entweder umgehauen, weil sie an die Heidenzeit erinnerte, oder sie ist wegen ihres hohen Alters von selbst zu Grunde gegangen.

Von der Gründung der Kirche selbst erzählen dort die alten Leute Folgendes. Man konnte lange Zeit über den Bauplatz nicht einig werden, und es entstand dadurch zuletzt ein sehr schlimmer Streit. Endlich gab Einer den Rath: man möge zwei Ochsen mit Baumaterial beladen und sie dann ihres Weges gehen lassen. Wo sie zuerst anhaltend stehen bleiben würden, da sollte denn auch die Kirche hingebaut werden. So sollte der Verstand der Ochsen aus- helfen, wo der Verstand der Menschen das Rechte nicht zu finden wußte; und es kommt freilich auch jetzt manchmal vor, daß der Ochse klüger ist, als Der, der ihn treibt. Genug, die Ochsen blieben endlich da stehen, wo man jetzt die Kirche erblickt, und wo sonst auch die heilige Erle stand, von der sie ihren Namen erhalten hat.

Dabei erinnere ich mich, meine lieben Freunde, daß, von unserer lieben Kreuzkirche in der Nachbarschaft (Kirchspiel Kreuz oder S. Crucis in Westharrien, mit dem Kirchspiele S. Matthias verbunden) ganz etwas Aehnliches erzählt wird. Als man anfing, an ihren Bau zu gehen, war der Platz dazu ganz in der Nähe des jetzigen Tommaka-Kruges auserwählt worden. Aber die Stelle hat Gott nicht gefallen, und deshalb hat dort der Bau nicht zu Stande kommen können, sondern ist immer auf irgend eine Art verdorben und zu Grunde gegangen. In einer Nacht, in welcher das schon Aufgebaute endlich

ganz und gar in sich zusammenfiel, brachte dort eine Kuh zwei schneeweiße Ochsfälber zugleich zur Welt. Diese hat man sorgfältig aufgefüttert, und als sie groß und stark genug geworden waren, auf sie ein hölzernes Kreuz gebunden, und sie dann in Gottes Namen laufen lassen. Wo sie nun zuletzt stehen blieben, und mit Behagen zu verweilen schienen, da hat man denn die Kreuzkirche hingesezt, und es ist, Gott Lob! bei ihrem ferneren Baue auch nicht das geringste Unglück mehr geschehen, auch sie zum Andenken des Kreuzes hinfort die heilige Kreuzkirche genannt worden.

Doch wir wollen uns wieder nach Dagden zurückwenden, Freunde, wo ich selbst in früherer Zeit mehr als einmal gewesen bin. Kommt Einer von Euch einmal dahin und auf den Weg, der zur Koifchen Kirche führt, so betrachte er doch aufmerksam einen Hügel in der sandigen Haide zwischen dem Kroka = Krüge und einer Hoflage (abgetheiltes Nebengut), die, wenn ich mich recht erinnere, auch Koif genannt wird. Dieser Hügel ist daran leicht kenntlich, daß er mit einer großen Anzahl von größeren und kleineren Kreuzen besetzt ist, wie unser Volk sie gewöhnlich zur Bezeichnung von Begräbnißstätten braucht, besonders von solchen, die keine eigentlichen Kirchhöfe sind, sondern einzelne zufällige Grabstätten andeuten. Hier sind die Kreuze Gedächtnißzeichen einer großen Unthat, die vor langer Zeit verübt worden ist. In zwei verschiedenen Kirchen waren einst an einem und demselben Tage zwei Brautpaare getraut worden, und kehrten nach den Hochzeitshäusern zurück. Hier bei dem Hügel begegneten sich beide sehr zahlreiche Hochzeitszüge, und stießen hart auf einander. Keiner von beiden wollte dem andern weichen. Es entspann sich ein heftiger Streit, und als die Köpfe sich immer mehr erhigt hatten, zuletzt eine mörderische Schlägerei, in welcher von einer Seite der Bräutigam, von der andern die Braut getödtet wurde, mehrere der Gäste aber lebensgefährlich verwundet wurden, so daß sie später noch mit dem Leben büßen mußten. Zur Erinnerung an diese Uebelthat und zur stets erneuten Warnung vor Uebermuth und ungemäßigter Heftigkeit stecken unsere Leute nun noch immerfort Kreuze dorthin. Es ist auch ganz gut so, liebe Brüder; denn ihr wißt wohl, wie leicht der Mensch in Hitze geräth, und dann wohl so Manches thut, was er nachher nicht wieder gut machen kann. Wir Alle, alt und jung, haben solche Mahnungen recht sehr nöthig, da wir sämmtlich Hitzköpfe sind; und wer kann

jetzt sagen, wie Viele schon durch jene Kreuze von großer Verschuldung abgehalten worden sind? —

Daß unser Volk von heftigen Leidenschaften ist, und sich in der Aufregung schnell zu übereilten Versündigungen hinreißen läßt, können wir nun einmal nicht läugnen. Aber dennoch weiß ich wirklich nicht, ob wir ganz recht daran thun, daß wir das Gedächtniß solcher Vergehungen gar zu häufig erneuern und mit so übergroßer Sorgfalt zu erhalten suchen. Denkt nur an die *reo-mæed* oder *riisso-mæed* (am richtigsten wohl, gegen Hupels Angabe, mit Schand- oder Schmachhügel übersetzt, wie das Zeitwort *reotama*, lästern, schänden, beweiset), die bei uns hin und wieder im Lande gefunden werden, und auf die man noch immer nach uraltem Gebrauch im Vorbeigehen Strauchwerk, Lappen, Steine, auch wohl mitunter ein geringes Geldstück, zu werfen pflegt, damit die Stätte allezeit sichtbar bleibe und die Anerkennung einer Versöhnung ausgedrückt werde. Daß sie gewöhnlich das Andenken von Gewaltthaten bezeichnen, die an Weibern verübt worden sind, ist ja Allen hinreichend bekannt. Aber wenn gleich sie warnen, so wie Keue und den Wunsch, wieder gut zu machen, was man verbrochen, anzeigen: so sagen sie doch auch fortwährend laut genug: das hat Einer von Euch gethan! Solches aber ist immer empfindlich; und darum sähe ich es lieber, daß sie nicht da wären, und Jeder im Stillen zu Gott beten möchte für die Sünden Einzelner und Aller.

In alten Zeiten, als unser Volk noch so mächtig war, und dem Heidenthume diente, da mag freilich auch noch viel mehr gesündigt worden sein, als jetzt. Viel kostbares Besizthum, das zum Wohlleben und zur Ueppigkeit verleitete, wurde besonders durch Unternehmungen zur See gewonnen. Aber es kamen auch fremde Seefahrzeuge hierher zu uns und verkehrten mit uns. Ihr findet an mehreren Orten Spuren, daß die See ehemals viel weiter ins Land hinein ging, als jetzt, und daß bisweilen da Schiffe in tiefem Wasser fuhren, wo jetzt Schafe weiden. Bei den Gütern *Wannamois* und *Seier* im Kirreferschen Kirchspiele diesseits *Leal* liegt ein großer Morast, den Manche von Euch gesehen haben werden. Dort lief eine Zeit lang das in der Nähe weidende Vieh immer mit großer Hast einer Stelle im Moraste zu; und als die Hüter, dadurch aufmerksam geworden, dort genauere Untersuchungen anstellten, so ergab es sich, daß ein mit Salz beladenes Seefahrzeug einst dort

untergegangen war. Anker und Stücke von Schiffen hat man an anderen Orten im Lande aufgefunden, die gegenwärtig weit ab vom Meere liegen, wie bei unserer ehemaligen Burg Soontaggana, die in alter Zeit sehr schön und fest war, bei dem Gute Kirrimen im Michaelischen, und bei dem Gute Pargel im Röhelschen Kirchspiele; und das sogar noch in unsern Zeiten. (M. vergl. Verhandl. der estn. Gesellsch. Bd. I. Heft 1. S. 51 ff.) Wo kommen diese her, wenn dort nicht einst die See war? Noch mehr: auf dem Gute Fikkel, auch in jener Gegend (im Fikkelschen Kirchspiele), war einmal ein neues steinernes Haus erbaut worden, welches plötzlich in einer Nacht bis an die Fenster in die Tiefe versank, so daß man es nur mit Mühe abtragen konnte. Auch dies scheint für ehemaligen Meeresgrund zu sprechen. (So sind auch auf der Insel Desel an den Ruinen des alten Schlosses Sonneburg oder Sühneburg im Kirchspiele Peude nach der Seeseite zu noch mehrere Ringe zum Befestigen der Seefahrzeuge vorhanden gewesen; und jetzt liegt zwischen dem Schlosse und der See ein großer zum Gute Masik gehöriger Aker.) Gott aber allein ist es bekannt, warum er diese Veränderungen des Landes und Wassers bei uns hat geschehen lassen! —

Außer jenen Kreuzen, deren ich vorhin gedachte, finden sich bei uns noch andere, die auf ganz verschiedene Begebenheiten der vergangenen Zeit hindeuten; Steinkreuze nemlich, wie Du, alter Märt, sie unter andern auch auf Desel gesehen haben wirst, wo du früher eine Zeit lang gelebt hast. Sie sind wohl ohne Ausnahme Denkmäler vorzeitiger Kriege und besonders blutiger Schlachten, obgleich man nur selten diese letzteren genauer anzugeben weiß. Solche Kreuze stehen auch hier und da auf dem Festlande. So sind mehrere bei den Ruinen der Marienkapelle in der Nähe der Maholmschen Kirche vorhanden; ferner bei dem Gute Koik oder Ubakall in Jerwen, wo der Weg von der Marien-Magdalenenkirche nach Koik und auf die Dorpat-Revalsche Landstraße hinausführt. Von diesen letzteren ist eines sehr hoch und in der Mitte wie ein Rad gestaltet; die andern sind niedriger und einfach. Hier und bei den beiden zum Gute Keis gehörigen Dörfern Groß- und Klein-Karreda im Peterschen Kirchspiele (weike ning suur Karreda, das Karrethen der alten Chroniken) sollen fürchterliche Schlachten und wiederholte Plünderungen der damals sehr reichen Dorfbewohner vorgefallen sein. Schade, daß man diese alten Steinkreuze jetzt nicht etwas mehr in Ehren

hält, und eines sogar als Treppenstufe vor eine Krugsthür gelegt hat! Sie sind denn doch Zeugen einer schweren Zeit, an die wir Jetztlebenden wohl fleißiger zurückdenken sollten! —

Kreuze wiederum von anderer Art habe ich im Kufalschen Kirchspiele, zwischen dem Kufalschen Kruge und dem Gute Kida am Wege, gesehen. Dort liegt ein mächtig großer, oben ganz flacher Granitblock, in welchen vier große Kreuze in geregelten Zwischenräumen eingehauen sind. Die Leute sagen, daß der mächtige Kaiser Peter der Große, von dem ihr früher in euren Kalendern Manches gelesen haben werdet, einst mit drei andern hohen Herren auf diesem Steine eine Mahlzeit gehalten habe. Es muß aber damals die Erde um den Stein herum viel höher gewesen sein; denn jetzt ist er so hoch, daß nur Riesen ein Mahl an demselben einnehmen könnten.

An einem andern Abende, an welchem in Veranlassung der bevorstehenden Rekrutirung viel davon gesprochen worden war, daß die Deutschen und Russen oft sehr verschiedener Meinung in Hinsicht auf die Tauglichkeit der Esten zum Kriegsdienste wären, begann der alte Abo, den man schon früher abermals zu Mittheilungen aus dem Schatze seines Gedächtnisses aufgefordert hatte, seine Rede also:

Wir haben vorhin davon geredet, liebe Freunde, in wiefern die Deutschen und die Russen unser Volk für tauglich zum Kriegsdienste halten oder nicht. Ihr habt mir verschiedene Meinungen über diese Sache wiedererzählt, die ihr gelegentlich gehört habt; und natürlich ist auch mir in so langen Jahren Manches der Art zu Ohren gekommen. Nun, wenn verständige Männer sich über so etwas aussprechen, so ist es wohl der Mühe werth, hinzuhören. So viel ich denn wenigstens davon verstanden habe, so kamen sie meist darauf hinaus, daß sie unsere Leute doch noch für viel tauglicher zum Dienste auf der Flotte hielten, als zum Landdienste. Mag sein, Brüder! Viele von uns wohnen ja am Strande des Meeres, am Peipus, Wirtsjärw und andern großen Seen; da kann man schon mit dem Wasser bekannt genug werden. Daß wir indessen auch zu Lande wohl leisten können, was tapferen und ihrem Kaiser treu ergebenden Kriegsleuten zukommt, beweiset ja schon mancher alte ausgediente Soldat unserer Nation, der mit einer Brust voll kriegerischer Ehrenzeichen unter uns herumgeht und nichts auf sich kommen läßt. Freilich, in alter Zeit war es damit allerdings noch viel besser.

Unser Volk verstand immer tüchtig drein zu schlagen, wo es Noth that, und jagte oft einen viel stärkeren Feind, der ihm das Seine nehmen wollte, dergestalt von dannen, daß er es sich so leicht nicht einfallen ließ, wieder zu kommen. Besonders war dies der Fall, ehe noch Minnat (offenbar Meinhard) die christliche Religion bei uns einfuhrte, also in der letzten Heidenzeit, und auch selbst noch lange nachher. Damals schon standen die riidlid in großem Ansehn. Dies waren Freiwillige aus unserm Volke zu Pferde, die sich von selbst in der Noth des Landes zum Kriegsdienste versammelt hatten (also eine Art Landmiliz oder Landsturm?), und sich bald furchtbar genug zu machen wußten. Wo sie hinkamen, gerieth Alles sogleich in Schrecken und Furcht; denn sie waren sehr wild und rauh, und schonten nichts in ihrer Kriegeswuth. Selbst in späteren Zeiten, als die Russen, Schweden und Polen so oft in unserm Lande Krieg führten, sind noch solche riidlid da gewesen; und Einer von diesen hat einmal bei Rodensee (im Kegelschen Kirchspiele) einem vornehmen feindlichen Krieger, der die Esten ganz besonders haßte und verfolgte, und bei der Flucht vor Jenem mit seinem prächtigen weißen Pferde im Sumpfboden stecken geblieben war, mit einem einzigen Hiebe den Kopf gespalten, ihm allen seinen kostbaren Kriegerschmuck abgenommen, und diesen als Siegeszeichen nach Hause gebracht.

Ueberhaupt haben sich die Anrigen niemals das Ihrige so leicht im Kriege wegnehmen lassen, sondern sich immer dagegen auf alle erdenkliche Weise gewehrt. Als vor ungefähr hundert und fünfzig Jahren nach unserer Bauernrechnung die Russen und Schweden sich in unserm Lande gewaltig bekriegten, und an der Narwaschen Straße bei Winni Wessi (??) eine große Schlacht gewesen war, hat sich das zum Kloster Vadis (im Kirchspiele S. Michaelis) gehörige Dorf Meraküllä dermaßen mit Senfen, Sichel und Beilen gegen die Feinde vertheidigt, daß diese schlechterdings nicht hinein kommen konnten, und ihnen zuletzt weiter nichts übrig blieb, als in ihrer Wuth das Dorf in Brand zu stecken, wobei freilich viele von unsern Leuten umkamen, aber, da sie ihre Habe schon früher gesichert hatten, die Feinde ihre Absicht, das reiche Dorf auszulündern, keinesweges erreichten. Andere behaupten gar, die Bewohner selbst hätten ihre Häuser angezündet, um dem Feinde durchaus nichts zukommen zu lassen.

Damals gab es solcher reichen Dörfer genug, und manches jetzige Gut hat, wie mir alte Leute in meiner Jugend oft erzählt

haben, nur aus einem solchen Dorfe seinen eigentlichen Ursprung gehabt. Unter andern sagt man dies auch von Laij und Munalas in unserm Nijsschen Kirchspiele. Anfangs sollen dort, als diese Besessungen noch Dörfer waren, große Ländereien gewesen sein, aber viel zu wenig Bauern, um alles weitläufige Ackerland gehörig bearbeiten zu können. Da soll denn vom Gute Nuil immer Alles zu Hilfe gekommen sein, um die Feldarbeit gehörig zu bestreiten, und es sind einmal so viele Pflugochsen dazu beisammen gewesen, daß die Joche (iklid) derselben im Quadrat einen Haufen von sieben Faden ausgemacht haben. Beim Pflügen wurden zu jener Zeit die Ochsen sämmtlich nicht mit einer Peitsche oder einem Stecken zur Arbeit angetrieben, sondern immer mit einem spitzen am Leitstocke befindlichen Eisen gestachelt (asklidega oder astlidega turkitud; beide Benennungen kamen vor). Da konnte man denn auch bei uns sehn, was es heiße, wenn in der heiligen Schrift gesagt wird: Saul solle nicht wider den Stachel löcken, wie die widerspenstigen Ochsen. (Bekanntlich Apostelg. 9, 5: se tulleb sulle raskeks, astla wasto ülleklua. r.)

Solche Klöster, zu denen viele und reiche Dörfer gehörten, waren damals nicht selten in unserm Lande. Jetzt sind diese Klöster meist ganz und gar verschwunden, so daß man oft die Stätte nicht mehr kennt, an der sie gestanden haben. Das Kloster Padis im Kirchspiele S. Matthias, von dem jetzt noch einige alte Gebäude übrig sind, und das in ein Gut umgewandelt worden ist, welches noch immer unter uns den Namen Klosterhof oder Klostergut (Kloostri-mois) führt, war wohl eins der größten und angeesehensten. Die alten Wachholderbäume, die dort einen Gang bilden, sind noch von den Mönchen angepflanzt worden. Die ersten dieser Mönche sollen meist Esten und frühere Gözdiener oder Heiden (pagganid) gewesen sein; die Bewohner der zum Kloster gehörigen Dörfer gleichfalls vom alten ächten und eingebornen Estenstamme. Daher halten selbst ihre jetzigen Nachkommen sich noch immer etwas fremd gegen ihre übrigen Stammverwandten, besonders am Meere, und behaupten, daß diese nach der sogenannten ersten großen Pest (?) aus Finnland eingewandert, mithin keine rechten Esten, sondern vielmehr Finnländer (some-ma-rahwas oder some-rahwas) seien, die sich damals der Wohnstellen bemächtigt hatten, welche durch jene Pest ihre Eigenthümer verloren hatten. Sei dem, wie es wolle,

wir müssen uns immer Alle als Brüder betrachten. Das Kloster Nadis war mit kluger Vorsicht so eingerichtet, daß es sich allezeit gehörig gegen andringende Feinde zur Wehr setzen konnte. Starke Verschanzungen umgaben es von allen Seiten. In den alten großen Kellern habe ich selbst eine Menge sehr alter Kugeln gesehen, von denen mehrere geplatzt waren. Unsere Leute sagen ferner, daß in diesen Kellern zur Kriegeszeit von den Mönchen viele und große Schätze vergraben worden seien. Gott allein weiß fest, wo sie liegen. Mancher könnte sonst durch sie glücklich werden, in sofern er das von Geld und Gut erwartet.

Das Gut Gaiba in unserer Nähe, im benachbarten Haggerischen Kirchspiele, das eine so schöne Lage hat und wohl von den Meisten unter Euch gekannt ist, soll nach der Erzählung der Unsern gleichfalls vor Zeiten ein ansehnliches Kloster gewesen sein. Auch dort findet man herrliche alte Wachholderbäume, die sehr hoch und gerade sind, wie Ihr wißt. Sie sollen ebenfalls von den ehemaligen Mönchen herrühren. In demselben Kirchspiele findet Ihr im Gebiete des Gutes Ungern noch einige uralte dicke und schwarze Mauerstücke. Hier, sagen die Menschen, soll einst ein mächtiges Oberhaupt unseres Volkes (wannem) seinen Wohnsitz gehabt haben. Ich habe mich, als ich sie sah, nicht näher erkundigen können; aber wenn Einer von Euch dahin kommen sollte, so möge er doch, wenn er Zeit hat, genauer nachfragen. Es werden gewiß einige alte Leute da sein, die davon Etwas zu erzählen wissen.

Bei Nadis ist es öfter sehr kriegerisch hergegangen. Zwischen dem jetzigen Edelhofe Nadis und dem Dorfe Arrokälla ist auf einer Seite ein tiefer Morast, auf der andern ein ebenfalls tiefer Bach, der, wenn ich mich recht erinnere, Luie = jöggi oder Kal-dama = jöggi heißt. Durch beide wird ein ziemlich schmaler Engpaß — von etwa kaum vier Faden Breite — begränzt, woselbst es im Kriege oft schrecklich hergegangen ist, und die Niedergehauenen gewöhnlich gleich ins Wasser geworfen wurden, um Platz zu gewinnen, ohne daß man sich Zeit nahm, nachzusehen, ob noch Leben in ihnen war. Damals sollen die Schweden mit den Eingebornen sehr befreundet gewesen sein und ihnen Hilfe geleistet haben. In jenen Morast hat man zu dieser schlimmen Kriegszeit, wie auch an andern Orten, die Glocken einer benachbarten Kirche versenkt — man weiß nicht welcher. Diese Glocken sollen noch immer daselbst in der Tiefe liegen,

und groß und schön gewesen sein. Jetzt ist es wohl unmöglich, sie dort aufzusuchen und herauszuholen; doch sollen manche Vögel sich dort immer an einer gewissen Stelle in Haufen versammeln und viel schreien.

Die Verschanzungen bei Padiš, Selli, Lihhola, Pöll und so vielen andern Orten sind, nach Ueberlieferungen aus längst vergangener Zeit, von unsern Leuten vornehmlich gegen die Polen angelegt worden, die damals immer wieder von Neuem als Räuberhorden (mörtsukad ning rööwliid) ins Land brachen und den wohlhabenden Bauern ihr Silber, Geld, Vieh und sonstiges werthvolles Eigenthum raubten. Sie sollen es auch eigentlich gewesen sein, die das Kloster Padiš zerstörten, obgleich nicht viel über tausend Mann stark, und die dann auf der Fläche bei Padiš Zelte aufschlugen und ein wüstes Räuberleben führten. Auch die Kreuzkirche wurde von ihnen verwüstet und ihre Glocken fortgebracht. Schweden hatte uns wohl Schutz gegen solche Gewaltthätigkeiten versprochen, bekümmerte sich aber dennoch damals nicht im Geringsten um uns, als so große Noth vorhanden war.

Daß die Mönche auch eifrigst Antheil an der Herrichtung der Verschanzungen nahmen, um ihr Eigenthum zu sichern, könnt ihr wohl denken, und sie hatten um so mehr Ursache dazu, da sie damals sehr reich waren und sogar selbst Geld geprägt haben, wie versichert wird.

Gutes Leben war damals überall unter uns Bauern, wenn kein Krieg war. Wie besaßen viel Silbergeräth und schöne Kleider, hatten große Felder, hielten viel Vieh, und aßen nicht nur viel Fleisch von aller Art, sondern auch nur mit Milch gebackenes Brod. Von der alten schmucken Tracht, besonders der Weiber, ist jetzt fast nichts übrig geblieben, und alle schönen bunten Zierrathen der alten Zeit sind verschwunden. Nur in einigen Gegenden sieht man noch Kleidungen, die in Etwas an die alte Zeit erinnern, und den Leuten ein ungemein gutes Ansehn geben.

Damals verstanden unsere Leute auch bei weitem mehr von Kräutern und Thieren, als sie jetzt verstehen, und wußten Manches davon besser und mannigfaltiger zu benutzen. Der Gebrauch, nach der Beschaffenheit des Mistkäfers die Getreidesaat einzurichten, der noch bei uns üblich ist, rührt schon aus jener Zeit her. Schon damals hielt man, wie jetzt, die Frühsaat für gut, wenn der Mist-

Käfer (Kopfkäfer) die Jungen vorn am Kopfe trug; — die Spätsaat aber, wenn sie an seinem Hinterleibe saßen. Hatte er sie dagegen überall, so war es auch ganz gleich, ob man früh oder spät seine Aussaat machte.

Unsere Nachbarn in den Kirchspielen Hagers und Kegel haben, wie man erzählt, weit früher Kirchen gehabt, als wir in unsern Kirchspiele Niis. Ein mächtiger, sehr strenger und hartherziger Gutsbesitzer in unsern Gegenden, der viel Unrecht verübt hatte und früher Heide gewesen war, soll endlich im Alter tiefe Reue empfunden und den Papst um Erlaubniß gebeten haben, zu einiger Abbüßung seiner Sünden eine Kirche erbauen zu dürfen, und das soll denn die zu Niis gewesen sein.

Dabei erinnere ich mich zugleich einer alten Erzählung von der Entstehung der Kirche zu Sewe. Einige von Euch werden diese vielleicht recht gut kennen, da sie am Wege nach Karva liegt, wohin wir öfter mit den Branntweinsfuhren gehen müssen. Es befindet sich dieselbe in der Mitte eines Platzes, der von einem Wallgraben umgeben ist, so daß sie gleichsam ein kriegerisches Ansehen hat. Auf Befragen, ob etwa dort früher ein Schloß oder eine Kriegerverschanzung gewesen sei, haben die dortigen Leute meinem Vaterbruder einst Folgendes erzählt:

Es lebten einst in jener Gegend zwei Brüder von angesehenem Geschlechte, die sehr begütert waren. Während der Eine fern in den Krieg zog, sollte der Andere, genommener Rücksprache gemäß, daheim beiden eine würdige (aus) Wohnung erbauen, ein ansehnliches festes Schloß. Solches that er denn nun auch nach seinem besten Wissen an der Stelle, wo gegenwärtig die Kirche steht. Als aber der wilde Krieger endlich zurückkam, und den schon ziemlich vorgeschrittenen Bau ansah, fand er diesen nicht im Geringsten seinen stolzen Erwartungen gemäß. Da überließ ihn ein heftiger Zorn, der durch einen kurz vorher stattgefundenen Streit noch schneller aufflammte; er schalt mit rohen Worten den gleichfalls sehr aufgeregten Bruder, und als dieser sich bei zunehmender Heftigkeit mit wenig Schonung vertheidigte, schlug der Andere ihn endlich zu Boden, so daß er das Leben verlor, und sein Blut, von Bruderhand vergossen, die erste böse Weihe des neuen Baues ward. Bald ergriff nun tiefe Reue den Mörder; aber seine Thränen und Klagen weckten den Todten nicht auf. Er ließ nun Alles zusammenreißen, was vom Baue schon

stand, und an dessen Stelle jetzt die Kirche hinbauen. Da aber der Wallgraben des beabsichtigten Schlosses stehen blieb, so erhielt dadurch das neue Gotteshaus die Umgebung, die manchem Fremden auffallend gewesen ist.

Schlimm genug, daß man nun hier abermals an eine Uebelthat erinnert wird, möge nun die Sache sich ganz so verhalten haben oder etwas anders. Unter uns ist manche Geschichte der Art im Schwange, welche den Deutschen entweder gar nicht bekannt ist, oder mit den alten Nachrichten, die bei ihnen vorhanden sind, sich auf keine Weise vereinigen lassen will. Dahin gehört unter andern auch eine Geschichte von der Gründung der Stadt Reval, die unter uns Bauern oft erzählt wird, wenn auch Ihr sie vielleicht noch nicht gehört haben solltet. Sie ruft ebenfalls menschliche Verfündigung ins Gedächtniß zurück. Vor mehr als achthundert Jahren, sagt diese Ueberlieferung, lebte in Dänemark ein König, dessen beide Kinder, ein Sohn und eine Tochter, in verbrecherischer Liebe gegen einander entbrannt waren. Als der König diese strafbare Zuneigung entdeckte, verbannte sein gerechter Zorn die Prinzessin, als den am meisten schuldigen Theil, für immer aus dem Lande. Sie wurde auf ein Schiff gebracht, mit der Weisung, sich nun selbst einen entfernten Aufenthaltort für ihre übrige Lebenszeit zu wählen. Der Sturm trieb die reuige Verbannte an die Küste Estlands, und die Stelle wurde ihr so lieb, daß sie beschloß, sich hier niederzulassen und von ihren mitgebrachten Schätzen eine Stadt zu gründen, die nachher Tani-lin, Dänenstadt, genannt wurde, jetzt aber Reval heißt. Auf dem Domberge daselbst soll das Schloß der Prinzessin gestanden haben. In späterer Zeit hat der König von Schweden sie wieder mit ihrem erzürnten Vater versöhnt, und Estland kam bei dieser Gelegenheit nach und nach immer mehr unter die Herrschaft der Dänen.

Hiermit schloß der alte Wdo für diesmal seine Mittheilungen. Als er aber nach Hause ging, sagte noch einer der älteren Zuhörer zu einem jüngeren: Es ist doch immer schön, daß unter uns auf die Aufbewahrung solcher Sagen und alten Nachrichten von einigen Verständigen noch immer gehalten wird. Sorgt ihr Jüngeren ebenfalls dafür, daß sie nicht vergessen werden, und prägt sie fleißig euren Kindern ein. Man kann denn doch immer etwas daraus lernen!

— Und das denkt denn der Wiedererzähler dieser oft wunderlichen Traditionen und Sagen auch. Zum Schlusse erlaubt er sich noch, darauf aufmerksam zu machen, daß in der Sage von der Erbauung der Jeweschen Kirche ein Anklang der Geschichte von Romulus und Remus, und in der von der Gründung Nevals einige Aehnlichkeit mit der Gründung Karthago's durch Dido zu finden sei. Zugleich bemerkt er bei dieser Gelegenheit, als Beleg zu früher gemachten Andeutungen über die oft räthselhafte und dennoch vielleicht bedeutungsvolle Uebereinstimmung mancher Sagen unter ganz verschiedenen Völkern, daß sich die Geschichte des Opiummessers und seiner Frau, welche in Bd. II. der Ausgabe der Tausend und Einen Nacht durch Habicht, Hagen und Schall, 1825, von S. 144 an zu lesen ist, in der Hauptsache übereinstimmend in einer Volks Sage der Letten wiederfindet, und daß die alte Deutsche Sage von dem siegenden Knochen eines Ermordeten, durch den der Mord entdeckt wird, sich in einer ganz ähnlichen estnischen vom umb lu wiederholt. Dies giebt offenbar zu weiterem Nachdenken Anlaß, und nicht ohne guten Grund haben die genannten Herausgeber der arabischen Märchen, so wie schon früher der treffliche Grimm, auf solche Verwandtschaften an mehreren Orten aufmerksam gemacht, da sich vielleicht daraus mit der Zeit mancherlei beachtungswerthe Resultate ergeben dürften.

IV.

Der dankbare Fürstensohn.

Estonisches Volksmärchen.

Mitgetheilt vom Dr. Fr. Kreuzwald.

Vorerinnerung.

So wie Volkslieder und Sagen, können auch in gewissem Betracht die Volksmärchen das geistige Leben eines Volkes, das sie schuf und fortbildete, darstellen, und manche Eigenthümlichkeiten desselben im Charakter, Glauben, Lebensweise und Bildungsgange veranschaulichen. Denn Märchen sind Volksdichtungen auf einer kindlichen Entwicklungsstufe, wo die vorwaltende Phantasie das Wunderbare mit Freuden umfaßt, und durch schärfer ausgeprägte Begriffe der jugendlichen Anschauungsweise noch keine Schranken geboten ward. Je mehr also ein Volk im Kindesalter steht, desto unverstiegbarer wird auch seine Märchenquelle sein, weil die Geisterwelt hier mit tausend Armen in die menschlichen Verhältnisse eingreift, und Alles, was dem unentwickelten Verstande unerklärbar bleibt, einer unbekanntten, oft räthselhaften Macht zugeschrieben wird. Wir brauchen die Märchenwiege nicht im Orient zu suchen, da jedes Volk seine eigene hat, worin es die Geburten seiner Phantasie groß erziehet.

Das Estenvolk besitzt einen sehr umfangreichen Märchenschatz, und abgesehen davon, wie viele fremde Elemente in demselben mögen enthalten sein, läßt sich im Allgemeinen die Behauptung aufstellen: daß eine eigenthümliche nationale Färbung in keinem einzigen dieser

Mährchen fehlt. Das Volk hat die aufgenommenen fremden Elemente so vollkommen assimilirt, daß der aufgenommene Stoff in Blut und Nervensubstanz verwandelt wurde, mithin alles Fremdartige verlor. Wer Estnische Volksmährchen mittheilen will, muß sie so geben, wie sie im Munde des Volkes leben, nicht aus bruchstücklichen Notizen, wie man sie etwa in den Papieren eines Verstorbenen vorgefunden. Der Sammler macht öfters Notizen, die keinen andern Zweck haben, als sein Gedächtniß zu unterstützen; es ist und bleibt darum ein mißliches Ding, wenn man bloß die todten Schriftzüge eines Manuscripts zu Rathe zieht, ohne das Leben selbst zu befragen.

Es sind neuerdings im „Inlande“ aus dem Nachlasse des verdienstvollen seligen Knüpfers durch Neus einige Estnische Volksmährchen mitgetheilt worden; die meisten derselben waren mir bekannt, aber freilich so, wie sie gedruckt erschienen: ganz neu. Das nachstehende Mährchen „der dankbare Fürstenjohn“ stammt aus dem Kirchspiele, wo Knüpfers Prediger war, und da unter derselben Aufschrift (vergl. Inland 1847 Nr. 14 die Beilage) aus der Knüpferschen Sammlung ein Estnisches Volksmährchen — worin zufällig die Grundbestandtheile zweier Mährchen enthalten sind — uns vorgeführt wird: so habe ich gerade dieses zur Mittheilung benützt. Wer die beiden Mährchen mit einander vergleichen will, wird finden, daß außer Aufschrift und Einleitung keine Verwandtschaft vorkommt, und es ist nicht zu begreifen, wie in so beschränkter Localität eine und dieselbe Geschichte so verschieden sich gestalten konnte. Sollte Knüpfers, der mit so regem Eifer sammelte, immer das Unglück gehabt haben, auf Erzähler zu stoßen, die nur Bruchstücke wußten und diese wie Kohl und Rüben durcheinander warfen? — Das scheint mir unwahrscheinlich.

Eine weitere Verfolgung dieser Untersuchung liegt nicht in meiner Absicht. Ich will ein Volksmährchen so erzählen, wie es im Munde des Volkes lebt; daher gebe ich die Erzählung ungeschmückt in ihrer ganzen Breite und Einfachheit, ohne selbst die häufigen Wiederholungen zu vermeiden, welche, wie in Liedern, so auch in Mährchen, gerade die genuine Seite der Estnischen Volkspoesie charakterisiren. Die gewandte Feder eines Muscus oder Hauff hätte aus diesem Mährchen eine angenehme Lectüre geschaffen, aber da wäre es kein Estnisches geblieben. Die deutsche Literatur hat der Unterhaltungsschriften die Fülle, sie braucht keinen neuen Zuwachs aus der Estnischen.

Daß übrigens ein gewandterer Erzähler, ohne der Treue Abbruch zu thun, das Märchen besser erzählen könnte, als es hier geschieht, davon bin ich überzeugt, allein Niemand kann sein Maasß um die Länge eines Bolls erhöhen. Solches wolle der nachsichtige Leser beherzigen und den guten Willen für die That gelten lassen.

Werro, den 6. October 1849.

Der dankbare Fürstensohn.

Ostnisches Volksmärchen.

Es war einmal ein stolzer Fürst im Goldlande (iſts uſke kulla-
ma kuñingas), der hatte sich zufällig in einem großen Walde verirrt,
und konnte trotz alles Suchens den Ausweg nicht wieder finden. Da
trat ein Fremder zu ihm und fragte: „Was suchst du, Freundchen,
hier im dunklen Walde, wo nur reißende Thiere haufen?“ Ich habe
mich verirrt und suche den Weg nach Hause, entgegnete der Fürst.
„Versprecht mir zum Eigenthum, was Euch zuerst auf dem Hofe
begegnen wird, so will ich Euch den Weg zeigen,“ sagte der Fremde.

Der Fürst stand eine Weile in tiefen Gedanken und sprach dann:
„Warum soll ich meinen guten Jagdhund verlieren? Ich kann ja wol
selbst mit der Zeit nach Hause finden.“ Da ging der Fremde fort,
der Fürst aber irrte drei Tage im Walde umher, verzehrte seinen
Speisevorrath und konnte den Weg doch nicht nach Hause finden.
Nun kam der Fremde zum zweiten Mal zu ihm und sagte: „Ver-
sprecht mir das zum Eigenthum, was Euch zuerst auf dem Hofe be-
gegnen wird?“ Aber der Fürst blieb hartnäckig in seinem Eigensinn
und versprach ihm noch immer nichts. Mißmüthig und verdrießlich
irrte er wieder herum, bis er zuletzt vor Müdigkeit unter einem Baum
niedersank und sein Ende herannahen glaubte. Da kommt der Fremde
zum dritten Mal, der kein anderer war — als der „alte Junge“, zum
Fürsten und spricht: Seid doch kein Thor! was kann Euch denn so
viel an einem Hunde liegen? Versprecht mir, was ich verlangte, und
Euer Leben soll gesichert sein. „Mein Leben“ — entgegnete der
Fürst, „gilt mehr als tausend Hunde! Ein ganzes Land und

Wolf hängt daran. Wohlan, ich will Deinen Wunsch erfüllen, führe mich nach Hause.“ Kaum hatte er dieses Versprechen gegeben, so sahe er sich auch schon aus dem Walde und zwar ganz in der Nähe seines Schlosses. Er schritt weiter und das Erste, was ihm am Thore begegnete, war die Amme mit dem fürstlichen Säugling, der dem Vater die Arme entgegen streckte. Der Fürst erschrak, schalt die Amme aus und hieß das Kind eiligst forttragen. Seinen treuen Hund, der etwas später, mit dem Schwanze wedelnd, heran gelaufen kam, stieß er im Born mit Füßen von sich.

Als sich des Fürsten Born ein wenig abgekühlt, ließ er sein Kind, einen schmucken Knaben, mit der Tochter eines armen Bauern vertauschen, und es wuchs des Fürsten Sohn an armer Leute Heerd, während des Bauern Tochter in der fürstlichen Wiege in seidnen Kleidern schlief. Nach einem Jahre kam der „alte Junge“ mit seiner Schulforderung, nahm das kleine Mädchen mit sich fort und war fest der Meinung: es sei des Fürsten Kind. Der Fürst aber freute sich über die gelungene List, ließ ein großes Gastmahl anrichten, und beschenkte die armen Eltern des geraubten Kindes reichlich, damit sein Sohn in der Hütte keinen Mangel leide. Dennoch wagte er den Sohn nicht zu sich zu nehmen, fürchtend, der Betrug könne entdeckt werden. Die Bauern waren mit dem Tausche sehr zufrieden; sie hatten einen Eßer weniger und des Brodes und Geldes die Fülle.

Mittlerweile war der Fürstensohn zum Jüngling herangewachsen, lebte im elterlichen Hause in Freuden und in Herrlichkeit, aber konnte sich dessen doch nicht freuen. Denn als er die Geschichte von seiner Befreiung vernommen, war er in große Betrübniß gerathen, daß ein armes unschuldiges Mädchen statt seiner für den Leichtfinn seines Vaters hatte büßen müssen. Da faßte er den Entschluß, entweder das arme Mädchen zu befreien, oder mit ihm unter zu gehen. Auf Kosten einer Jungfrau Fürst zu sein (neiksi kullo peal kuningas olla), war ihm zu drückend. Eines Tages verkleidete er sich heimlich in die Tracht eines Bauernknechts, lud sich einen halblößigen Sack Erbsen auf die Schulter und begab sich nach jenem großen Walde, wo sein Vater vor achtzehn Jahren irre gegangen war.

Im Walde fing er laut an zu jammern: „Ach, ich Armer, wie hab' ich mich verirrt! Wer wird mir aus diesem Walde den Weg weisen?“ Bald darauf kam ein fremder Mann, mit einem langen grauen Barte und einer ledernen Tasche am Gürtel („otsego Tart-

lanc!“), grüßte freundlich und sprach: „Ich bin der Gegend hier kundig und kann Euch, wenn Ihr mir eine reiche Belohnung versprechet, dahin führen, wohin Euer Herz sich sehnt.“ Was kann ich armer Mann Euch versprechen, entgegnete der schlaue Fürstensohn, bin ein ganz dürftiger Mensch habe nichts weiter wie meine Seele, denn selbst der Kock auf dem Leibe gehört meinem Brodvater, dem ich für Essen und Kleider dienen muß. Der Fremde bemerkte den Erbsensack und sagte: „Etwas müßet Ihr doch wol haben, Ihr schleppt da einen Sack, der ziemlich schwer zu sein scheint?“ Im Sack sind Erbsen, war die Antwort. Meine alte Tante ist in voriger Nacht gestorben und hat nicht soviel hinterlassen, um die Leichenwache nach Landes Sitte mit gequollenen Erbsen abzuspeisen. Ich hat von meinem Wirth um Gottes Lohn diese Erbsen, wollte eben hingiehen, und um einen kürzern Weg zu nehmen, schlug ich einen Fußpfad gerade durch den Wald ein, der mich, wie Ihr sehet, in die Irre geführt hat. „So bist Du also eine Waise,“ sprach schmunzelnd der Fremde. „Willst Du vielleicht bei mir Dienst nehmen, denn ich suche gerade einen flinken Knecht für meine kleine Haushaltung, und Du gefälltst mir.“ Wenn wir Handels einig werden, sprach der Fürstensohn, so will ich Euch gern dienen. Zum Knecht bin ich geboren, des Fremden Brod ist überall bitter, da gilt es mir denn ziemlich gleich, welchem Wirth ich gehorchen muß. Was versprechet Ihr mir zum Jahreslohn? „Nun“, sprach der Fremde: „alle Tage gutes Essen, zwei Mal wöchentlich Fleisch, bei der Arbeit außerhalb des Hauses Butter oder Strömlinge als Zukost, vollständige Sommer- und Winterkleidung und zwei Küllemitz-Theil Ackerland zum Vorthailkorn (kahhe küllimitto oſſa kasso maad).“ Ich bin's zufrieden! sprach der schlaue Fürstensohn. Meine Tante können auch Andere in die Erde bringen, ich will mit Euch ziehen.

Der „alte Junge“ schien über diesen vortheilhaften Handel sehr vergnügt zu sein, er drehte sich wie ein Kreisel auf einem Fuß herum und trällerte ein Liedchen dazu. Bald darauf machte er sich mit seinem neuen Knecht auf den Weg und verkürzte die Zeit mit mancherlei unmutigen Geschichten, ohne zu bemerken, wie sein Begleiter nach einer bestimmten Anzahl von Schritten immer wieder eine Erbse aus dem Sack fallen ließ. Die Nacht schliefen unsere Wanderer im Walde, unter einer großen, breitästigen Tanne, setzten am folgenden Morgen ihre Wanderung fort, und erreichten, als die Sonne schon an den

Wipfeln des Waldes stand, einen großen Stein. Dort blieb der Alte stehen, warf einen spähenden Blick umher, pfiß gellend in den Wald und stampfte dann dreimal mit dem Hacken des linken Fußes gegen den Boden. Möglich that sich unter dem großen Stein eine geheime Pforte auf, ähnlich dem Eingange einer Höhle. Jetzt faßte der „alte Junge“ den Fürstensohn am Arm und sagte im strengen Ton: „Folge mir nach!“

Gleich darauf waren sie von völliger Dunkelheit umschlossen, und es kam dem Fürstensohn vor, als ob ihr Weg fortwährend abwärts in eine Tiefe führe. Nach einer guten Weile fing es wieder an zu tagen, doch war die Helligkeit weder dem Tageslichte, noch dem nächtlichen Mondschein zu vergleichen. Der Fürstensohn erhob furchtsam seinen Blick, aber er sahe keinen Himmel und keine Sonne; nur eine glänzende Nebelwolke (ülğaw uddo-pilwe) schwebte über ihnen und schien diese neue Welt zu bedecken, in der Alles etwas Fremdartiges hatte. Erde und Wasser, Bäume und Gräser, Thiere und Vögel, Alles zeigte sich anders, als er es früher gesehen. Was ihn jedoch am meisten befremdete, war die wunderbare Stille, die hier herrschte. Alles war geräuschlos wie in einer Todtengruft; selbst sein eigener Fußtritt erweckte keinen Schall. Man sah hie und da einen Vogel auf dem Ast sitzen, mit ausgestrecktem Halse und geschwollener Kehle, aber der scheinbare Laut blieb dem Ohre unvernnehmbar. Die Hunde sperrten ihre Mäuler auf, wie zum Bellen, die Stiere erhoben in bekannter Weise ihren Kopf, wie zum Brüllen, doch weder Gebell noch Gebrüll drang zum Ohre. Das Wasser floß ohne Geriesel über die Kieselsteine des flachen Grundes, der Wind beugte ohne Gefäusel die Wipfel des Waldes, Fliege und Käfer flogen ohne Gefumse. Der „alte Junge“ sprach kein Wort, sein Begleiter versuchte einige Mal zu sprechen, fühlte aber, wie jeder Laut im Munde sogleich erstarb.

So waren sie, wer weiß wie lange in dieser unheimlich stillen Welt fortgezogen, während die Angst des Fürstensohnes Herz zusammenpreßte, sein Haupthaar wie Borsten emporsträubte und Kälte seine Glieder durchbeßte — als endlich, o wonniges Entzücken! das erste Geräusch sein lauschendes Ohr berührte, und das scheinbare Leben wirklich zu beleben schien. Es war ihm als ob eine große Heerde Pferde durch einen tiefen Moorgrund sich durcharbeitete. Jetzt that der „alte Junge“ seinen Mund auf und sprach mit schnalzender

Zunge: „Der Breiessel kocht, wir werden zu Hause erwartet.“ Wieder eine große Strecke vorwärts geschritten, meinte der Fürstensohn das Rässeln einer Sägemühle zu hören, wo zum wenigsten ein paar Duzend Sägen arbeiteten, als sein Begleiter bemerkte: „Die alte Großmutter schnarcht schon im Schlosse!“

Als sie bald darauf den Gipfel eines Hügels erreichten, gewahrte der Fürstensohn in einer Entfernung die Wohnung seines Wirthes. Es waren aber der Gebäude so viele, daß man eher ein Dorf oder kleines Städtchen hätte vermuthen können, als die Wohnung eines Einzelnen. Endlich daselbst angelangt, fanden sie an der Hofspforte ein leeres Hundehäuschen. „Krieche hinein!“ herrschte der Wirth — „und verhalte Dich ruhig, bis ich Deine Gegenwart der Großmutter werde gemeldet haben. Sie ist, wie alte Leute gewöhnlich, eigensinnig und leidet keinen Fremden im Hause.“ Der Fürstensohn kroch zitternd ins Hundehäuschen und fing bereits an, sein kühnes Unternehmen zu bereuen, das ihn in diese Klemme gebracht hatte.

Nach einer Weile kehrte der Wirth zurück, rief ihn aus dem Schlupfwinkel und sprach mit verdrießlichem Gesichte: „Jetzt merk' Dir die Hausordnung und hüte Dich wohl dawider zu handeln, es könnte Dir sonst schlimm ergehen:

Halte offen Aug' und Ohr,
Doch verschließ' des Mundes Thor!
Thue, was man Dir befiehlt,
Denke, was Dein Herz beliebt:
Aber sprich nie ungefragt.“

Ins Wohnhaus getreten, erblickte der Fürstensohn ein junges Mädchen von ausgezeichnete Schönheit, mit braunen Augen und lockigem Haar. Er dachte bei sich: wenn der Alte solcher schmuken Töchter mehrere hat, möchte ich wohl sein Sidam (koddo = wai) werden! Das Mädcl ist mir gerade nach dem Munde. Die schöne Maid ordnete, ohne ein Wort zu sprechen, den Tisch, trug das Abendessen auf und zog sich dann bescheiden zum Kochheerde zurück, wie es schien, ohne den fremden Jüngling zu bemerken. Sie nahm ihren Strumpf und fing an zu stricken. Der Wirth setzte sich allein zum Mahl, weder Knecht noch Magd wurden genöthigt daran Theil zu nehmen; auch die Großmutter ward nirgends sichtbar. Des „alten Jungen“ Appetit war grenzenlos; er verschlang in kurzer Zeit ein Mahl, das wenigstens einem Duzend gewöhnlicher Esser würde genügt haben. Als er

endlich seinen Kinnladen ein wenig Ruhe gegönnt, sprach er zur Maid (pliffale): „Setz lehre Kesseln und Grapen die Böden aus und sättiget Euch mit den Ueberbleibseln; die Knochen aber lasset für den Hund.“ Der Fürstensohn zog ein saures Gesicht über das in Aussicht gestellte Kesselbodenkehrichtsmahl (katla pöhsja pühkme roog), welches er mit der schönen Maid und dem Hofhunde theilen sollte. Bald aber erheiterte sich sein Gesicht, als er bemerkte, daß die Ueberbleibsel ein ganz leckeres Mahl darboten. Beim Essen sah er unverwandt seine Nachbarin an und hätte viel darum gegeben, wenn ihm erlaubt gewesen wäre, mit ihr einige Worte zu wechseln. Aber so oft er Miene machte zum Sprechen, schien der ängstlich flehende Blick des Mädchens ihm Stillschweigen zu gebieten. Er ließ seine Augen sprechen und unterstützte die stumme Sprache mit seinem guten Appetit, denn das Mädchen hatte die Speisen zubereitet und mußte sich darüber freuen, wenn der Gast tüchtig zulagte. Der Alte lag ausgestreckt auf der Dfenbank und machte seinem Magen Luft, daß die Wände dröhnten.

Nachdem sie ihre Mahlzeit beendet, sagte der Alte zum Fürstensohn: „Zwei Tage kannst Du von der Reise ausruhen und Dich im Hause umsehen. Uebermorgen Abend mußt Du Dich bei mir melden, damit ich Dir Deine Arbeit für den folgenden Tag aufgeben kann; denn mein Gesinde muß immer früher bei der Arbeit sein als ich selber aufstehe. Das Mädchen wird Dir Deine Schlafstätte anweisen.“ Der Fürstensohn machte Miene zum Sprechen, aber o weh! der „alte Junge“ fuhr wie ein Donnerwetter auf ihn los: „Hund von einem Knecht! wenn Du die Hausordnung verlegest, so hast Du Deinen Kopf die längste Zeit getragen. Halt's Maul! und jetzt fort zur Ruhe.“

Das Mädchen winkte ihm, zu folgen, schloß eine Thür auf und wies mit der Hand, er solle hinein gehen. Er glaubte eine Thräne in des Mädchens Auge zu bemerken und wäre gern länger hier geblieben, aber die Furcht vor dem Alten gestattete kein Zögern. Die schöne Maid kann nicht seine Tochter sein, dachte der Fürstensohn, sie hat ein menschliches Herz. Am Ende ist sie das arme Mädchen, welches Statt meiner geopfert wurde und um dessen willen ich dieses thörichte Wagstück unternahm. Er schlief sehr spät ein und sein unruhiger Schlaf wurde von ängstlichen Träumen unterbrochen; er träumte von allerlei Gefahren, die ihn umstrickten, und immer war es die Gestalt der Schönen, die ihm Hülfe bot.

Am Morgen war es sein erster Gedanke, sich ganz der stummen Leitung des Mädchens anzuvertrauen. Er fand die Fleißige schon bei der Arbeit, half ihr aus dem Brunnen Wasser tragen, Holz spalten, schürte das Feuer unter den Kesseln an, und half ihr sonst bei jeder Arbeit. Nachmittags besah er seine neue Umgebung genauer und wunderte sich, die Großmutter nirgends zu erblicken. Im Stall fand er ein weißes Pferd, im Pfahlland eine schwarze Kuh mit einem weißköpfigen Kalbe; in andern verschlossenen Ställen glaubte er Gänse, Enten, Hühner und anderes Fasel zu hören. Das Essen zum Frühstück und Mittag war, wie am vorigen Abend, gut gewesen, und er hätte sich mit seinem Schicksal befreunden können, wenn der fatale Zungenbann ihm das Beisammensein mit dem schönen Mädchen nicht verleidet hätte. Am Abend des zweiten Tages ging er zum Wirth, um dessen Befehle einzuholen.

Der Alte sprach: „Zu morgen will ich eine leichte Arbeit Dir geben. Nimm die Sense zur Hand, mähe so viel Gras als das weiße Pferd zum täglichen Futter bedarf und halte zugleich den Stall sauber. Sollte ich beim zufälligen Kommen die Krippe leer, oder den Stall unsauber finden, dann könnte es Dir schlimm ergehen. Nimm Dich in Acht.“

Der Fürstensohn war froh und dachte bei sich: mit dieser kleinen Arbeit werde ich schon zurecht kommen; obzwar ich weder Pflug noch Sense bisher in die Hand genommen, habe ich doch öfters gesehen, wie leicht diese Werkzeuge von Landleuten gehandhabt wurden, und an Kraft fehlt es mir nicht. Wie er sich auf seine Lagerstätte eben ausstrecken wollte, schlich das Mädchen leichten Schrittes zu ihm und fragte mit flüsternder Stimme: Welche Arbeit hast du bekommen? „Morgen“ — antwortete der Fürstensohn — „habe ich leichte Arbeit; ich soll für das weiße Pferd Gras zum Futter mähen und den Stall säubern, das ist Alles.“ „Ach, Du unglückseliges Geschöpf!“ seufzte das Mädchen: wie wirst Du das ausrichten können? Das weiße Pferd, des Wirths Großmutter, ist ein gefräßiges Thier, dem zwanzig Arbeiter kaum sein tägliches Futter liefern könnten, während zehn andere mit Fortschaffung des Düngers genug zu thun hätten. Wie wolltest Du Beides allein verrichten? Merke auf meinen Rath und befolge ihn genau. Wenn Du dem Pferde ein Paar Schooß voll Gras in die Krippe geschüttet, dann mußt Du einen starken Reifen aus Weidenreißern drehen und aus festem Holz einen tüchtigen Keil

schneiden, beides so, daß das Pferd Deine Arbeit sieht. Es wird sogleich fragen, wozu Deine Vorkehrungen getroffen werden, und dann mußt Du antworten also: mit diesem Reifen verbinde ich Dir das Maul, wenn Du mehr fressen solltest als ich Dir vorgebe, und mit dem Keil will ich Deinen — verkeilen, wenn Du mehr solltest fallen lassen, als ich gerade Lust habe fortzuschaffen.“ Nachdem sie solches gesprochen, ging sie so leise fort, wie sie gekommen war, und ließ dem Jüngling nicht so viel Zeit, seinen Dank zu sagen. Er wiederholte Wort für Wort, was das Mädchen gesprochen und schlief dann ein.

Folgenden Tages früh Morgens begab er sich zur Arbeit. Er ließ die Sense fleißig im hohen Grase tanzen und sah zu seiner Freude bald so viel Gras liegen, daß er einige Schooß voll aufharken konnte. Als er den ersten Schooß voll dem Pferde in die Krippe geschüttet und gleich darauf mit dem zweiten wieder kam, fand er zu seinem Schreck die Krippe schon leer, und ein halbes Fuder Dünger im Stall liegen. Jetzt sah er ein, wie er ohne des Mädchens klugen Rath verloren gewesen wäre, und beschloß, ihn sogleich zu benutzen. Als er den Reifen drehte, wandte das Pferd seinen Kopf und fragte voller Verwunderung: Was willst Du mit dem Reifen beginnen, mein Söhnlein? „Gar nichts,“ entgegnete der Fürstensohn: „ich drehe ihn nur fertig, damit, falls Dir's einfallen sollte mehr zu fressen als ich Lust habe vorzugeben, ich mit diesem Reifen Dir Deine Kinnladen zusammen klemmen kann.“ Das weiße Pferd stieß einen Seufzer aus, und hielt augenblicklich mit dem Kauen inne. Er reinigte den Stall und fing darauf an, seinen Keil zu schneiden. Was willst Du mit diesem Keil beginnen? fragte das Pferd. „Gar nichts. Ich mache ihn nur fertig, damit ich ihn Dir vorpfropfen kann, wenn Du das Futter etwa zu eilig und in sehr großer Menge durch die Knochen schießen lässest.“ Das Pferd sah ihn seufzend an und that seiner üblen Gewohnheit Einhalt. — Der Mittag war längst vorüber, das weiße Pferd hatte noch immer Futter in der Krippe und der Stall blieb sauber. Da kam der Wirth, und wie er Alles in bester Ordnung fand, fragte er mit einigem Erstaunen: Bist Du selbst so klug, oder hast Du kluge Rathgeber? Der schlaue Fürstensohn entgegnete schnell: „Ich habe Niemand, als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Der Alte zog ein verdrießliches Gesicht und verließ brummend den Stall, aber der Fürstensohn war froh, daß ihm die Sache so gut gelungen war.

Am Abend sprach der Wirth zu ihm: „Für morgen hast Du keine eigentliche Arbeit, da aber die Magd anderweitig beschäftigt ist, mußt Du die schwarze Kuh melken. Nimm Dich nur in Acht, daß keine Milch in dem Euter zurückbleibt. Fände ich solches, es könnte Dir leicht das Leben kosten.“ Der Fürstensohn dachte beim Fortgehen: wenn dahinter keine Schlaueit steckt, so soll mir die Aufgabe nicht schwer werden; ich habe, Gott Lob, starke Finger und will mit ihnen die Zigen bis aufs Blut auspressen, es soll darin gewiß kein Tropfen Milch zurückbleiben. Wie er sich eben zur Ruhe begeben wollte, kam das Mädchen zu ihm und fragte: Welche Arbeit hast Du morgen zu verrichten? „Morgen habe ich Gesellentag,“ antwortete der Fürstensohn. „Ich bin den ganzen Tag frei, und soll nur die schwarze Kuh melken, daß keine Milch in dem Euter zurückbleibt.“ Ach, Du unglückseliges Geschöpf! wie willst Du das verrichten, sprach seufzend das Mädchen. Wiße, mein unerfahrener Jüngling, wenn Du auch vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen melken wolltest, Du würdest doch nicht das Euter der schwarzen Kuh leeren; die Milch quillt gleich einer Quellenader (imitsib kui alkila = soon) beständig zu. Nun merke ich es, der Alte will Dich verderben. Doch sei unbesorgt, so lange ich lebe, soll an Dir kein Haar gekrümmt werden. Achte auf meinen Rath und befolge ihn genau, dann kommst Du durch. Nimm, wenn Du melken gehst, einen Topf mit glühenden Kohlen und eine Kneifzange (pibhib) mit. Im Stall angekommen, thust Du die Kneifzange in den Topf und bläst auf die Kohlen, bis sie in heller Flamme brennen. Wird Dich die schwarze Kuh fragen, wozu Du solches thust, dann mußt Du ihr antworten, was ich Dir in's Ohr sage. Sie flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, und schlich sich auf den Behen leise aus dem Zimmer. Der Fürstensohn streckte sich hin, um zu schlafen.

Die Morgenröthe hatte kaum ihre Strahlen über den Himmel verbreitet, da erhob er sich von seinem Lager, nahm das Milchgeschirr in die eine, den Kohlentopf und die Kneifzange in die andere Hand, und begab sich nach dem Kuhstall. Er that Alles genau, wie ihm gelehrt worden war. Die schwarze Kuh beobachtete sein Treiben eine Weile und fragte dann: Was machst Du da, mein Söhnlein? „Gar nichts,“ war die Antwort. „Ich will die Kneifzange bloß rothglühend machen, weil manche Kuh die üble Gewohnheit hat, nach dem Melken die Milch in dem Euter zurück zu halten. Da ist es

denn gut, nach dem Melken die Zigen mit einer glühenden Zange zu kneifen, damit keine unzeitige Milchabsonderung erfolge.“ Die schwarze Kuh stieß einen Seufzer aus und richtete furchtsame Blicke auf den Melker. Dieser nahm ruhig sein Milchgeschirr (Lüpsik), melkte das Guter aus, und als er es nach einer Weile untersuchte, fand er keinen Tropfen Feuchtigkeit darin. Der Wirth kam darauf in den Stall, zog ein Paar Mal an den Zigen, und als er keine Milch vorfand, fragte er mit einem verdrießlichen Gesichte: Bist Du selbst so klug, oder hast Du kluge Rathgeber? Der Fürstensohn antwortete: „Ich habe Niemand, als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Der Alte ging zürnend fort.

Als der Fürstensohn Abends zum Wirth ging, Arbeit fragen, sagte dieser: „Ich habe ein Schoberchen (Kuhjake) Heu auf der Wiese, das ich gern bei trockener Bitterung unter's Dach möchte bringen lassen. Führe mir morgen das Heu ein, aber siehe wol zu, daß nichts zurück bleibe (et rißmeid järeel ei ja), sonst könnte es Dir leicht das Leben kosten.“ Der Fürstensohn ging vergnügten Sinnes fort, indem er dachte: Heu führen ist keine große Arbeit, ich brauche nur aufzuladen, das Pferd muß ziehen. Ich will des Wirthes Großmutter nicht schonen. Abends schlich das Mädchen wieder zu ihm und fragte nach der Arbeit. Der Fürstensohn sagte lachend: „Ich lerne hier alle Bauerarbeiten, denn morgen soll ich ein Schoberchen Heu einführen und darauf sehen, daß nichts liegen bleibe; das ist Alles.“ Ach, Du unglückseliges Geschöpf! seufzte das Mädchen: wie wird Dir das gelingen? Wolltest Du auch mit sämmtlichen Arbeitern des größten Gebietes eine ganze Woche Heu führen, Du könntest dieses Schoberchen nicht fortschaffen. Was von oben abgeführt wird, wächst von unten wieder zu. Geh Acht, was ich Dir sage: Du mußt morgen früh vor dem Tage aufstehen, das weiße Pferd aus dem Stall und einige lange Stricke mitnehmen, Dich dann zum Heuschober begeben, diesen mit Stricken umspannen und das weiße Pferd an die Stricke binden. Wenn Du damit fertig bist, dann kletterst Du auf den Heuschober hinauf und fängst dort an zu zählen: eins, zwei, drei u. s. w. Das Pferd wird Dich fragen, was Du zählst, dann mußt Du antworten, was ich Dir in's Ohr sage. Nachdem er das Geheimniß erfahren, war auch das Mädchen schon verschwunden. Er hatte nichts Besseres zu thun, als schlafen zu gehen.

Beim Erwachen am folgenden Morgen fiel ihm gleich des Mädchens guter Rath ein, er nahm die nöthigen Stricke, eilte zum Stall, führte das weiße Pferd heraus, schwang sich auf's Pferd und ritt zum Heuschober, der mindestens seine fünfzig Saden fassen mochte und kein Schoberchen war. Der Fürstensohn befolgte genau des Mädchens Lehren, und als er oben auf dem Heuschober sitzend bis zwanzig gezählt hatte, fragte das weiße Pferd voller Erstaunen: Was zählst Du, mein Söhnlein? „Gar nichts,“ lautete die Antwort. „Ich machte mir den Spaß, die Wolfsheerde dort am Walde zu zählen, aber sie ist zahlreicher als ich zählen kann.“ Kaum hatte er das Wort Wolfsheerde ausgesprochen, so schoß auch das weiße Pferd wie der Wind davon und war nach wenigen Augenblicken mit dem Heuschober zu Hause. Des Wirths Erstaunen war nicht gering, als er, nach dem Frühstück hinausgehend, den Knecht mit seiner Arbeit schon fertig fand. Bist Du selbst so klug, oder hast Du kluge Rathgeber? fragte der Alte, worauf der Königssohn entgegnete: „Ich habe Niemand, als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Der Alte ging kopfschüttelnd und fluchend davon.

In der Abenddämmerung ging der Fürstensohn wieder Arbeit fragen. Der Wirth sagte: „Morgen sollst Du mir das weißköpfige Kalb zur Weide führen, doch hüte Dich, daß es sich nicht verläuft, sonst könnte es Dir leicht Dein Leben kosten.“ Der Fürstensohn dachte bei sich: mancher zehnjährige Bauerbube muß eine ganze Heerde hüten, wie sollte mir die Hut eines einzelnen Kalbes schwer werden. Wie er sich eben niederlegen wollte, schlich sich das Mädchen zu ihm und fragte nach seiner morgenden Arbeit. „Morgen habe ich Faulenzerarbeit,“ sprach der Fürstensohn — „ich soll das weißköpfige Kalb hüten.“ Ach, Du unglückseliges Geschöpf! seufzte das Mädchen: das wird Dir nimmer gelingen. Wisse, dieses Kalb hat eine solche Wuth zum Rennen, daß es an einem Tage drei Mal um die Welt laufen könnte. Sieh Acht, was ich Dir jetzt sage. Nimm diesen seidenen Faden, befestige das eine Ende desselben an das linke Vorderbein des Kalbes, das andere aber an Deines linken Fußes kleinen Zeh; dann wird das Kalb sich nicht von Deiner Seite entfernen, Du mögest gehen, sitzen oder schlafen. Das Mädchen ging leise fort und der Fürstensohn in's Bett, recht ärgerlich darüber, daß er's wieder vergessen hatte, für den guten Rath zu danken.

Er erfüllte am andern Tage Alles genau, was ihm das gute Mädchen gelehrt hatte, führte das Kalb auf die Weide, das wie ein treues Hündlein nicht von seiner Seite wich. Abends beim Sonnenuntergange führte er es in den Stall zurück, als ihm der Wirth entgegentrat und mit zornigem Blicke fragte: Bist Du selbst so klug, oder hast Du kluge Rathgeber? Der schlaue Fürstensohn aber antwortete: „Ich habe Niemand als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Wieder ging der Alte brummend davon, und der Fürstensohn glaubte bemerkt zu haben, daß die Nennung des göttlichen Namens jedesmal des „alten Jungen“ Zorn erwecke.

Spät Abends begab er sich zum Wirth, um dessen Befehle für den folgenden Tag einzuholen. Dieser überreichte ihm ein Säckchen mit Gerste und sprach dabei: „Morgen hast Du einen Feiertag zum Schlafen, aber dafür mußt Du Dich in dieser Nacht tüchtig tummeln. Säe mir gleich diese Gerste aus, sie wird rasch wachsen und reifen; darauf erntest Du sie ab, drischest und windigst sie aus, damit Du sie mälzen und zermahlen kannst. Aus dem gewonnenen Malzmehl mußt Du Bier brauen, und morgen früh, wenn ich aufwache, mir eine Kanne von Deinem frischen Bier überreichen. Sieh' zu, daß meine Befehle genau befolgt werden, es könnte Dir sonst leicht Dein Leben kosten.“

Sorgenvoll und betrübt ging der Fürstensohn hinaus, stellte sich vor die Hausthür und fing bitterlich an zu weinen. Er sprach für sich: „Heut verleb' ich meine letzte Nacht, diese Arbeit kann kein sterblicher Mensch verrichten, ebensowenig mir des klugen Mädchens Rath nützen. Ach, ich unglückliches Geschöpf! warum habe ich so leichtsinnig mein fürstliches Schloß verlassen und mich in diese Gefahr begeben. Nicht einmal den Sternen des Himmels kann ich mein Leid klagen, denn hier giebt es weder Himmel noch Sterne, aber einen Gott giebt es, der ist überall.“ Wie er mit seinem Gerstensäcklein am Arm in großer Betrübniß dastand, siehe! da öffnete sich die Hausthür und das liebe Mädchen kam zu ihm. Es fragte ihn um die Ursache seiner Betrübniß. „Ach!“ erwiderte der Jüngling mit Thränen: „meine letzte Stunde ist gekommen! Wir müssen uns für immer trennen. Wiße denn noch, ehe ich sterbe: ich bin eines mächtigen Fürsten einziger Sohn, der einst ein großes Gebiet erben sollte, aber nun ist Alles hin.“ Hierauf erzählte er unter häufigen Thränen

den ihm gewordenen Auftrag, und ärgerte sich, daß das Mädchen so gleichgültig blieb. Als er seine lange Geschichte geendigt, sprach das Mädchen mit Lachen: „Da kannst Du heute Nacht ganz ruhig schlafen, mein lieber Fürstensohn, und auch den morgenden Tag feiern. Merke auf meinen Rath und verschmähe ihn nicht, weil er aus dem Munde einer geringen Magd kommt. Nimm diesen kleinen Schlüssel, er schließt den dritten Faselstall auf, worin des Alten dienstbare Geister wohnen. Wirf Deinen Gerstensack in den Stall und wiederhole dabei pünktlich des Wirths Befehl; am Schlusse aber mußt Du noch hinzufügen: „Wenn ihr um ein Haar breit abweicht, so wird es euch allen das Leben kosten; braucht ihr jedoch Hilfe, so wird in dieser Nacht des siebenten Stalls Thür offen stehen, worin des Wirths mächtigste Geister wohnen.“

Der Fürstensohn befolgte genau diesen Rath und ging dann schlafen. Als er am folgenden Morgen erwachte und in die Brauküche ging, fand er die Bierküfen in voller Gährung. Er kostete das frische Bier, füllte dann eine Kanne und überreichte das schäumende Bier dem Wirth, als dieser sich eben von seinem Lager erhob. Aber anstatt eines Dankes sagte der Alte sehr verdrießlich: „Das kam nicht aus deinem Kopfe! Ich merke, Du hast Dir gute Freunde und Rathgeber erworben. Gut, heute Abend sprechen wir uns weiter.“

Am Abend sagte der Alte: „Morgen habe ich keine Arbeit für Dich zu geben, doch mußt Du, sobald ich aufwache an mein Bett treten und mir Deine Hand zum Morgengruß reichen.“ Der Fürstensohn lachte innerlich über die wunderliche Grille des Alten und erzählte sie mit lachendem Munde dem Mädchen, als es nach gewohnter Weise in sein Zimmer kam. Aber das Mädchen wurde sehr ernst und sprach: „Nimm Dich in Acht! der Alte will Dich morgen früh verspeisen. Es giebt nur ein Mittel, Dich zu retten. Du mußt eine eiserne Schaufel im Ofen rothglühend machen, und die glühende Schaufel anstatt Deiner Hand ihm zum Morgengruß bieten.“ So schied das Mädchen und der Fürstensohn streckte sich zum Schlafen. Er hatte am Morgen die Schaufel längst rothglühend gemacht, bevor der „alte Junge“ aufwachte. Endlich hörte er rufen: „Fauler Knecht, wo bist Du? komm grüßen?“ — Als der Fürstensohn hierauf mit seiner glühenden Schaufel ins Zimmer trat, rief ihm der Alte mit kläglichlicher Stimme entgegen: „Bin sehr krank heute, ich kaun Deine

Hand nicht fassen! Komm aber am Abend wieder, damit ich Dir meine Befehle verkünden kann.“

Der Fürstensohn schlenkerte den ganzen Tag herum, bis er am Abend zum Wirth ging, um dessen Befehle einzuholen. Dieser aber war sehr heiter und sprach schmunzelnd: „Ich bin mit Dir zufrieden! Komm morgen früh mit dem Mädchen zu mir, Ich weiß, Ihr habt einander längst schon lieb, ich will Euch als Mann und Weib zusammenfügen.“

Der Fürstensohn wäre vor Freude aufgejauchzt, aber da fiel ihm noch zur rechten Zeit des Alten strenge Hausordnung ein, und er schwieg. Aber wie er vor dem Schlafengehen sein Glück der Geliebten mittheilte und von ihr gleiche Freude erwartete, bemerkte er mit Erstaunen, daß sie ganz erschreckt war und wie eine mit Kalk angeweißte Wand aussah. Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte und wieder sprechen konnte, sagte sie: „Der „alte Junge“ merkt es, daß ich Deine Rathgeberin gewesen und will uns darum beide vernichten. Wir müssen uns noch in dieser Nacht durch eilige Flucht retten, sonst sind wir verloren. Nimm ein Beil zur Hand, gehe in den Stall und schlage dem weißköpfigen Kalbe mit einem kräftigen Hiebe den Kopf ab, mit einem zweiten spaltest Du den Schädel. Im Gehirn des Kalbes findest Du ein rothes glänzendes Knäulchen; dieses bringst Du zu mir, das Weitere will ich dann schon besorgen.“ Der Fürstensohn dachte: lieber ein unschuldiges Kalb schlachten, als mich selbst mit dem lieben Mädchen schlachten lassen; gelingt uns die Flucht, so komme ich in die Heimath. Meine ausgestreuten Erbsen müssen jetzt aufgegangen sein, wir können des Weges gar nicht fehlen.

Darauf begab er sich in den Stall. Die Kuh lag neben dem Kalbe und schliefen beide so fest, daß sie sein Kommen nicht bemerkten. Doch wie er den Kopf des Kalbes abhieb, stöhnte die Kuh schauerlich im Schlafe, wie in einem schweren Traume. Rasch führte er den zweiten Hieb, der den Schädel spaltete. Sieh! da ward es plötzlich wie heller Tag im Stall. Das rothe Knäulchen fiel aus dem Gehirn und leuchtete gleich einer kleinen Sonne. Er wickelte es vorsichtig in ein Tuch und barg es in seinem Busen. Es war ein Glück, daß die Kuh nicht erwachte, sonst hätte sie angefangen zu brüllen und der Wirth wäre darüber wol auch wach geworden.

An der Pforte fand er das Mädchen schon reisefertig, mit einem Bündel am Arme, seiner harrend. „Wo hast Du das Knäul-

hen?“ fragte die Maid. „„Hier!““ sprach er, und überreichte ihr das Zauberknäulchen. „Wir müssen eiligst fliehen!“ sprach sie, indem sie einen kleinen Theil des Knäulchens aus dem Tuche wickelte, damit der leuchtende Schein gleich einer Laterne ihren nächtlichen Pfad erhellte. Die Erbsen waren, wie der Fürstensohn vermuthet hatte, alle aufgegangen, daher waren sie ihres Weges ganz sicher. Unterweges vertraute ihm die Maid, wie sie einmal zufällig aus einem Zwiegespräch des Alten mit der Großmutter erlauscht hätte, daß sie das Kind eines Fürsten sei, welches des Alten Schlaueit den Eltern abbetrogen. Der Fürstensohn wußte die Sache besser, schwieg aber still, und war im Herzen froh darüber, daß sein Unternehmen, das arme Mädchen zu befreien, gelungen war. So mochten die Wanderer eine gute Strecke vorwärts gekommen sein, als es anfang zu tagen.

Der „alte Junge“ erwachte erst spät am Morgen, rieb sich lange Zeit die Augen, ehe die Schlaftrunkenheit verging (unni metfa läks), und ergötzte sich dann mit dem Gedanken, wie er die beiden jungen Leute zum Frühstück verzehren wollte. Nachdem er lange gewartet, sprach er: „Die Braut wird wol noch nicht mit ihrem Puzefertig!“ Doch als ihm das Warten zu lange währte, fing er an zu rufen: „He da! Knecht und Magd, wo bleibt Ihr.“ Er wiederholte mehrmals fluchend seinen Ruf, aber weder Knecht noch Magd erschien. Verdrießlich kroch er endlich aus dem Bette und ging suchen. Aber er fand das Haus menschenleer, bemerkte auch, daß Niemand in der Nacht auf dem Lager geschlafen. Jetzt eilte er in den Stall. Doch wie er hier das Kalb getödtet und das Knäulchen entwendet fand, merkte er gleich was vorgefallen war. Er fluchte, daß alles schwarz wurde, öffnete dann schnell die Thür des dritten Geisterstalles und sandte seine Gehilfen zum Suchen aus. „Bringt sie mir, wie Ihr sie findet, ich muß sie haben!“ So sprach der „alte Junge“, und seine Geister stoben wie der Wind davon.

Die Flüchtlinge waren eben auf einer großen Fläche, als das Mädchen stehen blieb und sprach: Es ist nicht Alles, wie es sein sollte. Das Knäulchen in meiner Hand fängt an sich zu bewegen; wahrscheinlich werden wir verfolgt.“ Umsehend gewahrten sie bald eine dunkle Wolke, die rasch näher kam. Das Mädchen drehte das Knäulchen drei Mal in der Hand herum und sprach dabei:

„Knäulchen, höre! was ich sage: möchte werden gern ein Mädchen sein, der Jüngling drin ein kleines Fischlein!“

Augenblicklich geschah die Verwandlung. Das Mädchen ward ein Bächlein und der Fürstensohn schwamm als Fischlein darin. Die Geister zogen tausend darüber fort und kehrten nach einer guten Weile wieder, aber das Bächlein und Fischlein ließen sie in Ruh. Sobald die Verfolger fort waren, verwandelte sich das Bächlein wieder zum Mädchen und machte aus dem Fischlein einen Jüngling. So setzten sie in menschlicher Gestalt ihre Flucht fort.

Als die ermüdeten Geister mit leeren Händen zurück kehrten, fragte sie der „alte Junge“, ob sie denn bei ihrem Suchen nichts Besonderes gesehen? „Nein!“ war die Antwort: „nur ein Bächlein floß auf der Fläche und ein einzelnes Fischlein schwamm darin.“ Wütend brüllte der Alte: „Schöpfenköpfe! das waren sie, das waren sie!“ Schnell riß er die Thür des fünften Stalles auf, ließ die Geister heraus und befahl ihnen, des Bächleins Wasser auszutrinken und das Fischlein einzufangen. Wie der Wind stoben die Geister von dannen.

Unsere flüchtigen Wanderer näherten sich eben dem Saum eines Waldes, da blieb das Mädchen stehen und sagte: „Es ist nicht Alles, wie es sein sollte; das Knäulchen in meiner Hand fängt wieder an sich zu bewegen. Wahrscheinlich werden wir verfolgt.“ Sie erblickten abermals eine Wolke, dunkler als die erste und auch röther: „Das sind unsere Verfolger!“ rief die Maid, indem sie das Knäulchen drei Mal in ihrer Hand umdrehte:

„Knäulchen, höre! was ich sage: möchte werden ein Rosensträuchlein (kibbowitsa pöesale), der Jüngling ein Röslein am Sträuchlein!“

Augenblicklich geschah die Verwandlung. Sie ward zum Rosenstrauch und er hing als Rose daran. Tausend zogen die Geister über sie fort und kehrten nach einer guten Weile wieder, und da sie weder Bächlein noch Fischlein gefunden, so bekümmerten sie sich nicht um den Rosenstrauch. Sobald die Verfolger fort waren, verwandelten sich Rosenstrauch und Rose, wieder in Mädchen und Jüngling, die nach dieser kurzen Ruhe eilig ihren Weg fortsetzten.

„Habt Ihr sie gefunden?“ fragte der Alte, als er seine Gesellen keuchend zurück kehren sah. Nein! antwortete der Anführer der Geister: wir fanden weder Bächlein noch Fischlein. „Habt Ihr sonst nichts Besonderes gesehen?“ schnaubte der Alte. Der Anführer antwortete: Nah am Waldes Saum war ein einzelner wilder Rosenstock

am Wege und eine Rose hing daran. „Schöpsenköpfe!“ schrie der Alte: „das waren sie, das waren sie!“ Er öffnete jetzt die Thür des siebenten Stalls und sandte seine mächtigsten Geister zum Suchen. „Bringt sie mir, wie Ihr sie findet, todt oder lebendig! ich muß sie haben. Reißt den verdammten Rosenstrauch mit der Wurzel aus dem Boden, und nehmet Alles mit, was Euch Fremdartiges aufstoßen sollte.“ Wie der Sturmwind stoben die Geister davon.

Die Flüchtlinge ruhten eben im Schatten eines Baes und stärkten ihre Glieder durch Speise und Trank. Plötzlich rief das Mädchen: „Es ist nicht Alles, wie es sein sollte; das Knäulchen will mir gewaltsam aus dem Busen springen. Gewiß werden wir verfolgt und die Gefahr ist sehr nahe, aber der Wald verbirgt uns den Augen der Feinde. Ich will zum letzten Mal mein Glück versuchen.“ Es nahm das Knäulchen aus dem Busen, drehte es drei Mal in seiner Hand herum und sprach:

„Knäulchen, höre! was ich sage: möchte werden gleich zur Luft, der Jüngling ein Mücklein in der Luft!“

Augenblicklich geschah die Verwandlung. Das Mädchen zerfloß (sullas) in Luft, der Fürstensohn aber schwebte als kleines Mücklein in der Luft. Das mächtige Geisterheer zog mit Sturmesbrausen vorüber und kehrte nach einer Weile zurück, da es weder Rosenstrauch noch sonst etwas Verdächtiges gefunden. Doch kaum waren die Geister fort, so verwandelte sich die Luft zum Mädchen und machte aus der Mücke den vorigen Jüngling. „Jetzt müssen wir eilen“, sprach die Holde (ellakene): „bevor der Alte selbst kommt, der uns in jeder Verwandlung kennen wird.“

Sie liefen eine Strecke Weges vorwärts bis sie den dunklen Gang erreichten, wo sie aufwärts steigend im Schein des leuchtenden Knäulchens hinreichende Helligkeit hatten. Ganz erschöpft langten sie endlich beim großen Stein an. Hier ward das Knäulchen wieder drei Mal gedreht und die kluge Maid sprach dabei:

„Knäulchen, höre! was ich sage: heb' mir auf den großen Stein!“

Augenblicklich erhob sich der Stein und sie befanden sich glücklich wieder auf der Erde. „Gott Lob!“ sprach das Mädchen: „wir sind gerettet. Hier hat der „alte Junge“ keine Gewalt über uns, und gegen seine List wollen wir uns wahren. Doch jetzt, Freund, müssen wir uns trennen! Du gehest zu Deinen Eltern und ich gehe die

meinigen suchen.“ — „Nein!“ sprach der Fürstensohn: „ich kann von Dir nicht lassen; Du mußt mit mir kommen und mein Weib werden. Du hast mit mir Leidenstage getheilt, darum ist es billig, daß Du nun auch Freudentage mit mir verlebst.“ Das Mädchen hatte wol noch Manches dawider einzuwenden, ging aber doch mit.

Weiter gehend trafen sie im Walde einen armen Holzhacker und erfuhren von demselben, daß im Schloß und ganzen Lande große Trauer sei über den unbegreiflichen Verlust des Fürstensohnes, der vor einiger Zeit plötzlich verschwunden war. Mit Hilfe des Zauberknäulchens verschaffte das Mädchen dem heimkehrenden Sohne wieder seine früheren Kleider, damit er vor dem Vater erscheinen konnte. Aber das Mädchen selbst blieb einstweilen in einer Bauernhütte zurück, bis der Fürstensohn mit seinem Vater würde gesprochen haben.

Aber der alte Fürst war früher gestorben, als der Sohn anlangte. Des einzigen Sohnes schmerzlicher Verlust hatte seine Lebensstage schnell zum Abend geführt (ello päwad öhtule winud). Noch auf seinem Sterbebette hatte er seinen Leichtsinm und Betrug bereut, daß er ein armes unschuldiges Mädchen dem „alten Jungen“ gegeben, weshalb jetzt Gott zur Strafe seinen Sohn genommen. Der gute Fürstensohn beweinte den Tod seines Vaters, und ließ ihn mit großen Ehren begraben. Dann trauerte er drei Tage, indem er weder Speise noch Trauk zu sich nahm. Doch am vierten Morgen stellte er sich als neuer Gebieter vor, versammelte die Rätthe um sich und verkündete ihnen seine wunderbaren Begegnisse in der Behausung des „alten Jungen“, indem er zugleich hervorhob, wie die kluge Jungfrau seine Lebensretterin geworden.

Da riefen die Rätthe wie aus einem Munde: „Sie soll Eure Gemahlin und unsere Gebieterin werden!“

Als darauf der junge Fürst seine Braut heimführen ging, war er nicht wenig erstaunt, als dieselbe mit fürstlicher Pracht ihm unterwegs begegnete. Mit Hilfe des Zauberknäulchens hatte sie sich alles Nöthige zu schaffen gewußt, daher glaubte das ganze Land: sie sei die Tochter eines unermesslich (márató) reichen Fürsten aus einem fernen Lande. Hierauf wurde die Hochzeit gefeiert, die vier Wochen dauerte, und sie lebten darauf glücklich und zufrieden noch manches lange Jahr.



B e r i c h t i g u n g e n :

Seite 4 Zeile 4 v. u. lies von statt von.

— 6 — 19 v. o. l. „theilt wird; sodalb zc.“ st. theilt wird; Sobalb zc.

— 30 — 15 v. o. l. Rotmar st. Ratmar.

— 41 — 9 v. u. l. Aphrodite st. Aphrobito.

— 45 — 20 v. o. l. Söul=Feier st. Söul=Feuer.

— 49 — 1 (Ueberschrift) lies „Kreuzwald. Ueber den Charakter der
Esn. Mythologie“ statt „Hansen. Bischof Albert und
sein Orden.“

Inhalt.

	Seite
I. Bischof Albert und sein Orden. Vom weiland Collegienrath Dr. Hansen	1
II. Ueber den Charakter der Estnischen Mythologie. Eine Skizze vom Dr. Fr. Kreuzwald	36
III. Volksfagen und Traditionen aus dem eigentlichen Estlande, besonders aus Harrien und der Wied. Nach den Mittheilungen eines estnischen Altvaters. Mit einer Einleitung, die estnischen Volksfagen betreffend. Vom Pastor J. Boubrig	50
IV. Der dankbare Fürstensohn. Estnisches Volksmärchen. Vom Dr. Fr. Kreuzwald	74

Verhandlungen

der gelehrten

Ehstnischen Gesellschaft

zu Dorpat.

Zweiter Band.

Viertes Heft.

Mit einer lithographirten Tafel.

Dorpat,

in Kommission bei G. J. Karow,
Universitätsbuchhändler.

Gedruckt bei Schünmann's Wittve u. G. Mattiesen.

1852.

Der Druck wird unter der Bedingung gestattet, daß nach Beendigung desselben der Abgetheilten Censur in Dorpat die vorschristmäßige Anzahl von Exemplaren vorgestellt werde.

Dorpat, den 28. November 1852.

Abgetheilter Censur Hofrath de la Croix.

V o r w o r t.

Den Zweck unsrer Gesellschaft streng vor Augen behaltend, haben wir bisher es uns zum Gesetz gemacht, nur wissenschaftliche Mittheilungen, welche jenem Zwecke entsprechen, in die Hefte unsrer Verhandlungen aufzunehmen und haben es sorgsam vermieden, von Personalien mehr zu geben, als etwa zur Geschichte der Gesellschaft unerlässlich gehörte. — Als uns aber der sicher heranschleichende Tod am 10. April 1850. unsern unvergeßlichen Fählmann entriß, beschloß die Gesellschaft in ihren Monats-Versammlungen vom 12. April und 10. Mai 1850, dem Manne, der mit dem sel. Professor Hueck der eigentliche Stifter und Begründer derselben gewesen war, in diesen Blättern ihre dankbare Achtung dadurch zu erweisen, daß sie eine ausführlichere Biographie desselben hier niederlege. — Fählmann hat sich so bedeutende Verdienste im Gebiete der Estnischen Literatur erworben, daß sein Name weit über die Gränzen hinaus rühmlichst bekannt geworden ist, innerhalb deren man die Laute der Sprache erklingen hört, welche ihm so theuer und lieb war. Seine Versuche für die Estnische Grammatik die Gesetze festzustellen, nach denen die Sprache sich in ihrer Formenbildung bewegt, haben allerdings auch Gegner gefunden, welche jene Gesetze in andrer Weise meinten auffassen zu müssen. Indessen werden auch diese Gegner, wenigstens die leidenschaftslosen und gerechten unter ihnen, unsrem verewigten Fählmann das Verdienst nicht absprechen, daß er mit einer seltenen und sehr ausgebreiteten Kenntniß

der genuinen Estnischen Volkssprache, und dabei mit unermüdetem Fleiße und Eifer, sowie mit Scharfsinn und Besonnenheit an die Erforschung der Sprach-Gesetze gegangen ist, und daß er dadurch vielfach anregend eingewirkt hat. — Ein weit größeres Verdienst und einen viel weiter reichenden Ruhm erwarb sich unser Fählmann durch die Sorgfalt, mit welcher er den allmählig verschwindenden Ueberresten der Estnischen Volkspoesie nachspürte, wie Dieselbe im Volksliede und in der Volksfage hervortritt, durch die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er, gerade dazu besonders begabt, das nicht Volksstümliche richtig erkannte und von dem eingedrungenen Fremden genau zu unterscheiden sich bemüht, und durch die zarte und gewandte Uebertragung solcher Estnischen Poesieen in die Deutsche Sprache. Durch ihn zuerst ist die schöne Volksfage von Koit und Nemmarik auch in ganz Deutschland bekannt geworden und Fählmann hatte mit seinen Arbeiten also sowohl dem allgemeinen ästhetischen Interesse durch Darbietung sinniger Gaben einen nicht unerheblichen Dienst geleistet, als auch dem Volke, dem er selbst entsprossen zu sein sich freute, eine Stelle unter den Völkern von natürlich tiefem und zartem Sinne für poetische Auffassung der äußerlichen Erscheinungen errungen und gesichert, indem er für die lange unbeachtet gelassenen Blüthen Estnischer Volksdichtung durch seine glücklichen Mittheilungen eine allgemeinere Aufmerksamkeit zu erwecken verstand. — So ist Fählmann zu einer selbst das lebhafteste wissenschaftliche Interesse erregenden Erscheinung auf dem Gebiete der Estnischen Literatur geworden und darum erachteten wir seine Biographie für etwas mehr, als für eine bloße Personalie. — Ueberdem gewährt auch der ganze Entwicklungsgang dieses kräftigen Geistes und Charakters gewiß Jedem, der demselben beobachtend folgt, ein lebhaftes psychologisches Interesse, und es wurden demnach die zwei vertrautesten Freunde des Verstorbenen von der Gesellschaft dringend ersucht, sich zur Abfassung einer Biographie Fählmann's zu vereinigen, die wir nun hier, sowie sie mit Benutzung der von Hrn.

Koll.-Assessor Noth's mitgetheilten Jugendgeschichte von Hrn. Dr. Kreuzwald zu Werro zusammengestellt worden ist, den Lesern unserer Verhandlungen vorlegen, damit der Mann, dessen Name ihnen nicht fremd geblieben, nun im belebten Bilde vor sie hintrete und die Achtung ihrer Herzen gewinne, wie er die Liebe Derer gewann und festhielt, die ihn persönlich kannten. — Und alle Diese werden bezeugen, daß in nachfolgender Lebensskizze zwar eine warme Freundeshand gezeichnet und als Solche manche Details sorgfältiger ausgemalt hat, die dem Fremden und Fernstehenden vielleicht zu unbedeutend erscheinen könnten, daß aber kein fremder, am wenigsten irgend ein schmeichelnder Zug zu Fählmann's Bilde hinzugefügt ist. — So wie er hier erscheint, so war, so lebte, so litt und wirkte unser biederer Fählmann, und sein Andenken bleibt unter uns im Segen! —

Die Redaktion.

Dr. Friedrich Robert Fahlmann's Leben

von dem Herrn Dr. Kreuzwald.

„Nicht ungenannt sollst Du von hinnen scheiden,
Dein Staub soll nicht im Sturm der Zeit verwehn!“
Ernst Schulze.

Nachstehende Lebensumrisse eines Mannes, der in mancher Beziehung aus dem Kreise des Gewöhnlichen trat und nicht ohne phosphorescirendes Leuchten in des zur Ewigkeit rollenden Stromes Wellen versank, verdienten in der That von einer geübteren Hand gezeichnet zu werden, als von der eines Biographen, den — in Ermangelung besserer Kräfte — nur die gebietende Freundespflicht hervorrief und der außer redlichem Willen keine Gaben besitzt, um dem Verstorbenen ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Es ist nicht des Stoffes Armuth, sondern dessen überschwängliche Fülle, welche die Lösung der Aufgabe erschwert. Ein geistiger Schattenriß läßt sich nicht dem körperlichen gleich mit Hilfe des Storchschnabels getreu verkleinern, so wie die dem Portrait-Maler die Auffassung erleichternden scharf markirten Züge dem Charakterzeichner die Sache erschweren. Wer dem Vollendeten im Leben näher gestanden, verkennt gewiß nicht die Schwierigkeiten, die bei der Schilderung eines solchen Charakters, wie der seinige war, hemmend entgegenzutreten müssen. Aus diesem Grunde dürfen wir bei dem billigdenkenden Leser auf Nachsicht rechnen, während durch die verspätete Erscheinung dieser Blätter, wo Fahlmann's Andenken bei der die Tageslöwenjagd ausübenden großen Menge bereits vergessen ist, uns der Vortheil erwächst, daß bei dem kleinen Leserkreis des Gegenstandes Interesse für die Mängel der Ausstattung hinreichende Entschuldigung gewähren wird.

Friedrich Robert Fählmann wurde am 21. December 1799 *) zu Hageweid, einem Landgute im St. Marien-Magdalenschen Kirchspiele und Terwenschen Kreise in Estland geboren. Sein Vater, ein libertus des Kammerherrn von Berg, stand damals als Gutsverwalter im Dienste des Landgerichts-Assessors von Paykull. Friedrich brachte im elterlichen Hause zu Hageweid seine ersten Lebensjahre zu und hatte noch nicht das siebente erreicht, als ihm der Tod seine treue Mutter entriß, die an der Schwindjucht starb. Von seinen beiden Brüdern war der ältere bereits in eine Schule abgegeben, während der andere, jünger und hilfsbedürftiger als er, sein Schützling und Spielgenosse wurde. Da der Vater durch seinen Beruf den größten Theil des Tages außerhalb des Hauses beschäftigt war, wären die beiden Knaben sich selbst und einer Magd überlassen gewesen, wenn nicht die Familie Paykull freundlichst und liebevoll sich ihrer angenommen und für ihr geistiges und leibliches Wohl gesorgt hätte. Die mutterlosen Kleinen verbrachten ihre Tage in Gesellschaft von Fräulein Karoline, der einzigen Tochter des Hrn. von Paykull, die nicht viel älter als Friedrich unter Aufsicht von Tanten und Cousinen im Hause erzogen wurde.

Auch Friedrich begann um diese Zeit seine ersten Studien im Lesen und in der Deutschen Sprache bei Hrn. von Paykull, dem das Unterrichten des aufgeweckten Knaben Vergnügen gewährte. Unter seinen Altersgenossen machte Dieser sich frühzeitig durch sein energisches Auftreten bemerkbar, zeigte einen festen Willen und wies seine Rivalen mit einem lakonischen: „Fern, fern, ihr erreicht mich nicht!“ von sich zurück. Fräulein Helene von Paykull, eine Nichte des Assessors, der wir obige Mittheilungen verdanken, führt manche originelle Züge aus seinem frühesten Leben an, die — wenn auch nicht von tieferer Bedeutung — uns wegen ihres Zusammentreffens mit seinen späteren Schicksalen interessiren. Einst saß Fräulein Helene auf der Treppe vor dem Hause und

*) Fählmann's frühester Jugendfreund, Hr. Schulinspektor Kollegien-Assessor Nocks zu Wesenberg, dem wir die Angaben über F.'s Jugend verdanken, giebt 1798. als Geburtsjahr an, aber in einer Notiz von des Verstorbenen eigener Hand geschrieben heißt es: „Bin geboren den 21. Decbr. 1799. alten Stils oder den 1. Januar 1800. neuen Stils“ — daher wir dieser Angabe gefolgt sind.

der Knabe spielte auf der untersten Stufe, indem er Sand und Asche emsig in Papierkapseln faßte. Auf die Frage: Was machst du da? erwiderte er: „Ich bereite Arzneien, denn aus mir wird ein Arzt werden.“ Sein in diesem Augenblick zufällig vorübergehender Vater gab durch eine kleine Zurechtweisung dieser kindischen Aeußerung eine andere Richtung: „Was?“ rief er aus — „Arzt? — Aus dir soll ein Grobschmied werden.“ Der Knabe nahm diese Worte für Ernst und sprach seitdem, er werde ein Grobschmied werden, weshalb er lange Zeit nachher im Scherz bei Groß und Klein gewöhnlich unser Schmied hieß. Ja selbst auf der Universität nannten ihn seine vertrauteren Freunde mit Beziehung auf diesen Vorfall den Meister in allerlei Erz.

Die medicinische Richtung in der Phantasie des Knaben mochte zunächst durch die Hausapotheke in Hageweid angeregt worden sein. Das Mediciniren war bei dieser Familie, wie's zu jener Zeit auch in manchen andern adelichen Häusern Estlands Sitte war, bei Gesunden und Kranken an der Tagesordnung, und durften Tropfengläschen und Pulverschachteln fast nie auf der Toilette fehlen. In Hageweid war des menschenfreundlichen Gutsherrn Sinn darauf bedacht, nicht nur in seinem Gebiete, sondern auch in der ganzen Nachbarschaft den Bauern in ihren leiblichen Nöthen mit Rath und That beizustehen; daher sein Andenken bis auf den heutigen Tag beim Volke in dankbarer Erinnerung sich erhalten hat. Die gnädigen Fräulein spielten die Rolle von Discipel und Provisor nicht bloß bei der Arzneizubereitung, sondern Fräulein Helene begab sich häufig in's Dorf, um die Leute zu belehren, wie sie die Arznei gebrauchen sollten. Wenn sie an schönen Frühlings- und Sommertagen mit den Verordnungen des Hausarztes und sonstigen Erfrischungen für die Kranken in's Dorf wanderte, war Friedrich mit Gläsern und Töpfen beladen gewöhnlich an ihrer Seite. Glücklich in seiner Weise haschte er nach Käfern und Schmetterlingen oder pflückte die Blumen am Wege und setzte durch seine kurzen scharfsinnigen Bemerkungen die Begleiterin nicht selten in Erstaunen. Von Zeit zu Zeit erschien der Hausarzt, Dr. Heimberger, in Person und ergözte unsern Knaben durch schlechte Aussprache des Estnischen. Glücklich mit Gedächtniß und Beobachtungssinn ausgestattet, entging ihm fast nichts von Dem, was die Leute thaten und wie sie sich benahmen; er hörte die Klagen der Kranken

und sah wie man zu helfen suchte; da war es kein Wunder, wenn er die Weise des Doktors kopirend anfang den Arzt zu spielen. Ein anderer ihn von den übrigen Kindern im Hause unterscheidender Zug war, daß er kleine todte Thiere, wie Maulwürfe, Mäuse u. dgl. gern zergliederte, um — wie er sagte — zu sehen, wie sie innerlich beschaffen wären. Mit dieser vielen Kindern gemeinschaftlichen Neugierde verband er eine große Vorliebe für die Natur.

Das hübsche an einem stattlichen Bache gelegene Hageweid, dem der Wechsel von Flur, Wiese und Gehölz seine eigenen Reize verlieh, blieb dem Berewigten sein Lebenlang ein theurer unvergesslicher Ort; denn die dem jungen Herzen eingepprägten Eindrücke erhielten sich stets frisch und erfreuten ihn jedesmal von Neuem, so oft er sich in seine Kindheitsträume zurückversetzte*). Die nächsten Umgebungen wurden geographisch und naturhistorisch gründlich durchforscht. Die täglichen Sommer-Erkursionen führten zum Flusse, zur Mühle oder in eines der nahen Wäldchen, die aus mächtigen Föhren (hier Tannen genannt) bestanden, und wohin die Heidelbeere einlud. Auf der Brücke wurde dem Treiben der Barfe und Bleier zugeschaut oder geangelt, bei der Mühle der Schmerling und die Duappe mit der Gabel gestochen und die Malermuschel gefischt, oder von den Wellen glattgeriebene kleine Steinen gesammelt.

Anderer Kurzweil gab es wieder am Hofe. Hier herrschte eine wahre Phäaken-Wirthschaft, so daß die Kinder von der Herrschaft bis zum letzten Diener herab nur gemüthliche und gutmüthige Menschen sahen. Mitten auf dem von Gebäuden umschlossenen Hofe wurde im Sommer von der muntern Jugend „das Rad geschlagen“ oder „Kurni“**) geworfen. Der alte Herr sah mit seiner Familie gewöhnlich von der weitausgebauten Treppe

*) Am 22. Decbr. 1849, als er einigen Freunden die Geschichte eines berühmten Zauberers aus Hageweid zum Besten gab, erwachten die Jugenderinnerungen mit solcher Lebhaftigkeit, daß der funfzigjährige Mann, seinen sieben Körper vergeßend, im Jünglingsfever den Plan entwarf, im nächsten Sommer auf einer Lustreise Liv- und Estland zu durchziehen, um alle mit der Kalewi-Sage im Zusammenhange stehenden Ortlichkeiten zu besichtigen und bei dieser Gelegenheit auch sein liebes Hageweid zu besuchen.

**) Kurni heißt ein in Livland sehr beliebtes, eigentlich Russisches Spiel, bei welchem 5 bis 7 kleine, in bestimmter Weise aufgestellte Holzcyliner mit

wie von einem Belvedere zu, und es ereignete sich nicht selten, daß er sich herabließ, selbst einen Meisterwurf zu versuchen.

Sonntagabends war des benachbarten Dorfes, erwachsene Jugend vor der Treppe des Herrenhauses versammelt und führte nach des alten Thomas Sackpfeife einen Tanz aus oder erfreute sich am Gesange. — Solche und ähnliche Scenerieen gab es an Winterabenden in den Gesindestuben der Herberge. Hier war es, wo in düstern, spärlich erleuchteten Räumen die schauerliche, wundervolle Märchen- und Sagenwelt dem stilllaufenden Knaben zum erstenmal sich erschloß. Ihrer tieferen Bedeutung unbewußt hatte er die empfangenen Eindrücke lebendig bewahrt, welche ihm später nach seinem eigenen Ausdrücke zum „Ariadnens Faden“ wurden, vermittelt Dessen er verborgene Schätze aus dem innern Volksleben an den Tag brachte, die man bis dahin nicht gekannt hatte. Vermöge seines trefflichen Gedächtnisses behielt er neben dem Inhalte die eigentliche Färbung des Erzählungsstons, wodurch er das Gehörte oft wortgetreu wiedergeben konnte, Manches nachmals sehr gelungen im Deutschen nachbildete und dadurch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf Estnische Sagen hinleitete.

In des Vaters Wohnung erblickte er stets das freundliche Gesicht desselben, der fast nie anders als lächelnd mit seinen Kindern sprach und die Milde und Freundlichkeit selbst war. Als nahezu Sechziger, aber noch sehr rüstig, hatte er zum zweitenmal geheirathet, wodurch Friedrich eine gute Stiefmutter und in der Folge mehrere Geschwister bekam. Der Alte war bei seinem heitern Temperamente ein harmloser Humorist und hechelte die Schwächen der Umgebung in und außerhalb des Hauses auf die gutmüthigste Weise. Zu seinen Liebhabereien gehörten ein paar stattliche Pferde im Stall, ein guter Trunk Bier und wenn es sein konnte eine Karten-Partie; doch keine von diesen Vergnügungen erreichte die Gränze der Leidenschaft. Auch von seinen in jüngern Jahren im Auftrage des Kammerherrn von Berg nach Pommern und Schonen übernommenen Geschäftsfreisen wußte er

Kurzen Knitteln, die aus einer Entfernung von etwa 10 Schritt nach denselben geworfen werden, aus einem durch Linien eingegränzten Viereck hinausgeschleudert werden müssen. Dieses Spiel übt Augenmaß und Kraft des Arms in gleicher Weise.

manches Anziehende zu erzählen, und obzwar er Blätter von Homann und Gießfeld niemals zu Rathe gezogen, war ihm die Reise zur vollen Zufriedenheit seines Vorgesetzten gelungen. —

Aus dem Vaterhause scheidend trat Friedrich schon in seinem neunten Jahre die Wanderschaft in die Fremde an, indem er nach Löwölde zu „Onkel“ Wenzel in die Schule geschickt wurde, die ihn zu den Propyläen göttlicher und menschlicher Weisheit leiten und mit Hilfe von Hübner's biblischen Historien und Rapp's Naturgeschichte über das fertige Lesen hinaus noch mit Allerlei für das Leben ausrüsten sollte. „Nun begann — erzählt Hr. Nocks — im Hause meiner Eltern die Zucht- oder Sitzschule, wo wir kleinen Kerle von aller Welt geschieden, in ein enges Zimmer eingestropft, sechs — sechs lange Stunden täglich sitzen lernen sollten. Der „Onkel“, so mußten wir Kinder ihn Respekts halber nennen, war beim ersten Anblick ein kleiner Caliban aus Shakespeares Sommernachtstraum, von abschreckender Gestalt und doch voll magischer Anziehungskraft, daß er uns Kinder freiwillig in seinen Umkreis baunte, wie der Centralkörper die Planeten. — Ich muß etwas bei seiner Person verweilen, damit seine Schule ihre Erklärung finde, und bei seiner Schule, damit ihre Wirkungen, die in weite Ferne trugen, sich erkennen lassen. Der „Onkel“ war nicht viel über drei Fuß hoch, weil seine Beine seit seiner Jugend verkrüppelt waren. Sie trugen ihn daher kaum, und ein Gang durchs Zimmer war für ihn mit großer Anstrengung verbunden. Fast sein ganzes Leben hat er wie ein Säulenheiliger auf seinem Sitze zugebracht. Hier nahm er sich ganz stattlich aus, da Kopf und Kumpf einem vollen Manne gehörten, dabei Geberde und Haltung uns Kleinen die schuldige Ehrfurcht einflößten. Mit einer Glasfabrikanten-Familie, der er angehörte und die aus dem Braunschweigischen verschrieben worden, war er noch sehr jung nach Estland gekommen und, als seine Brüder ihre Stellung aufgegeben, ein Lehrer und Schreiber bei Gutsverwaltern geworden, was er auch bis an sein liebes Ende blieb. Zwar hatte er selbst nicht viel gelernt, jedoch schrieb er eine gute Hand, und vielleicht hat Fählmann seinen kräftigen Duktus von ihm geerbt. Abgesehen davon, daß er in der Orthographie nicht viel weiter war als jener Oberpahlensche Schulmeister, der große Buchstaben nach der Regel zu schreiben pflegte: „weil ab und zu ein großer Buchstabe die Schrift ziere,“ so besaß er doch

Eigenschaften, um welche ihn viele Pädagogen hätten beneiden können. Durch sein Unglück hatte er früh Geduld und Ergebung sich erworben, und da er die meiste Zeit mit Kindern verlebte, verstand er ganz vorzüglich mit ihnen umzugehen und einen wohlthätigen Einfluß auf sie zu gewinnen. Er erzählte gern und wurde um Geschichten gequält. Da hörten wir Manches aus der Deutschen Volksfage vom Drachen und Lindwurm, vom tapfern Florenz, Kaiser Octavian, der schönen Magellone u. s. w., oder auch von historischen Personen, wie vom großen Macedonier, dem zwölften Karl, dem alten Fritz und Suworow, von Huz und Luther, oft freilich das wunderbarste Zeug, doch um so besser, häufig auf gelegentliche Veranlassung, wie am Martinstage oder am langen Winterabende. Wenn der „Onkel“ Glasperlen fabricirte, erzählte er Manches von der Glashütte, vom Harz und Deutschen Erfindungen. Im Herbst wurden Dohnen, im Winter Leimruthen ausgestellt, dabei Naturgeschichte getrieben und im Raff fleißig nachgelesen.

„Außer Wenzel's Erfahrungsschatz waren Ort und Zeit geeignet, Mancherlei zu sehen und zu hören. Häufig waren Handwerker in Löwolde beschäftigt und wir mußten sehen, was sie machten. Das Gut gehörte damals zu den hübschesten im Lande. Da gab es große Gartenanlagen, einen Park mit viel Wasser, Treibereien und Blumenstöden, stattliche Gebäude mit Ornamenten, Bildsäulen. Aus dem mitten auf dem Hofe stehenden Herkules machten wir einen Simson. Vor Adam und Eva im Park wurde gebadet. Gelegentlich schlüpfte man in eine Bildersammlung und sah Cook's Tod, eine Türkische Ambassade oder Französische Revolutions-Scenen in Englischen Kupferstichen. In die Zeit fielen gerade die Napoleonischen Feldzüge und es gab wol keinen Winkel in Europa, wohin nicht die Kunde von den vollbrachten Thaten gedrungen wäre. Wir hörten von Austerlitz und Eylau, von Franzosen und Engländern und von der Tapferkeit der Russen reden und erblickten in effigie die Helden des Tages. Unsere Vorschule setzte uns in den Stand, später in der Schule uns leicht zu orientiren, da wir ein Interesse für die Sache hatten, wo solches häufig den Mitschülern aus Unbekanntschaft mit den Gegenständen fehlte. Wir hatten einen Kursuß der Anschauung durchgemacht ohne Plan des Lehrers, der wol Nichts von Rousseau und Pestalozzi wußte. — Ernstlich äußerte er sich

über Freigeisterei, die damals selbst in den untern Schichten der Gesellschaft grassirte. Wenzel hielt fest am Dogma; ohne selbst in der Schrift sehr bewandert zu sein, half er mit der Weisheit auf Gassen nach, wo es bei uns fehlte, und die Mutter des Hauses leistete ihm darin treulich Beistand. Friedrich's älterer Bruder Karl, der in den Ferien aus der Stadt auf's Land kam, mißfiel dem Alten und wir mußten die scharfe Kritik mit anhören, wie die jungen Leute nicht sein sollten. Das „fern, fern“ wurde gedämpft.

„Die beschränkten Verhältnisse im Hause wirkten dadurch wohlthätig, daß sie uns vor Flattersinn bewahrten. Auf Pierät wurde strenge gesehen, und der „Onkel“ verlor seinen Nimbus nicht, wenn er manchmal zum Ersatz für die Einförmigkeit seines Daseins eine Diversion suchte. Zuweilen versuchte sich „Onkel“ Wenzel auch auf der Geige, wir hörten Phantasieen und den Desfauer. Im Uebrigen suchte man uns möglichst vor schädlichen Einflüssen zu bewahren; dagegen hatten wir Gelegenheit zu sehen, wie manches Gute geübt wurde, als Wohlthätigkeit gegen die Armen. Es herrschten damals schwere Hungerjahre, besonders im Dörptschen Kreise; ganze Schaaren von bettelnden Kindern durchzogen das Land. In Hageweid wurden durch den Wohlthätigkeitsinn der Familie von Paykull Duzende dieser Unglücklichen gepflegt.

„Neben dem idyllischen Hageweid boten die Zustände Löwolde's, wo es einen ausgedehntern Hofstaat, größere Mannigfaltigkeit der Bewohner, vornehmere Leute und Luxus zu sehen gab, Kontraste dar zu der Noth, welche an den Ernst des Lebens erinnerte.

„Aus diesem erweiterten Lebenskreise trat Friedrich 1809. in das städtische Leben, als er in die Wesenbergische Elementarschule kam. In kurzer Zeit reiste er hier durch die praktisch-mechanische Dressur für die Kreisschule heran. Der Elementarlehrer Schmidt, der seine Jugend im Komtoir eines Rigaschen Handlungshauses verlebt hatte, war auf mancherlei Umwegen durch das Schicksal endlich nach Wesenberg verschlagen und Lehrer geworden. Er hatte vom Wesen „Onkel“ Wenzel's nichts an sich. Civilisirter als Jener, auch wenn es sein konnte, ein klein wenig Lebemann, erfüllte er pünktlich wie der Kaufmann sein Geschäft, übte als Flor's Schüler strenge Zucht an den wilden Buben

und betrachtete es als seine Lebensaufgabe, seine Schüler dahin zu bringen, daß sie fließend lesen, bei Komma und Punkt gehörig einhalten und dabei genügend orthographisch schreiben und zum Abiturienten-Examen ein ellenlanges Divisions-Exempel in kürzester Zeit richtig lösen lernten. Publikum und Vorgesetzte waren mit seinen Leistungen zufrieden; denn ohne viele Umwege hat er Manchen für das Leben zugestutzt.

„Fählmann wurde noch in demselben Jahre in die Kreis-schule aufgenommen. Von Anfang an zeichnete er sich hier durch Selbstthätigkeit und großen Fleiß aus, wie noch jetzt aus den in den Censur-Büchern über ihn gefällten Urtheilen ersichtlich. Nach dem Gesagten ist es vielleicht erklärlich, warum bei seinen guten Anlagen die Fortschritte so bedeutend waren. Auch der damalige Lehrplan mochte die freie Entwicklung begünstigen. Es gab nicht viel auswendig zu lernen, allenfalls Einiges in den Sprachen. Friedrich erfaßte alle Lehrgegenstände, obgleich zum Theil ganz neu für ihn, mit Energie und gutem Erfolge. Nach den Vorträgen aus der Geschichte arbeitete er zu Hause aus eigenem Antriebe dicke, sauber geschriebene Hefte aus, einen Leitsaden sah man damals höchst selten in den Händen der Schüler. In der Geometrie wurde er mit so glücklichem Erfolge mein Lehrer, daß ich in Kurzem im Stande war, die schriftlich verlangten Beweise selbst zu finden. Schon damals liebte er Lektüre und vertiefte sich gern in manche Scharfefe. Ein uraltes zerseztes Kräuterbuch, das ich in Wesenberg oft in seinen Händen sah, erblickte ich nach vielen Jahren unter seinem Nachlasse. Auf der Wesenbergschen Schule hatte es den Anschein, als wolle er ein Liebhaber der Botanik werden; aber zur speciellen Kenntniß der wildwachsenden Pflanzen bot der Unterricht keine Anleitung. Um seinem Lerntriebe zu genügen, saß er Abends spät auf, was seinem derzeitigen Nährvater, dem Gerbermeister Rohleder, in dessen Hause er wohnte, Besorgnisse für des Knaben körperliche Gesundheit einflößte, die der ehrliche Meister zu überwachen für Pflicht hielt und ihn nicht selten zu Bette treiben mußte. In diesem Hause lernte Friedrich wieder neue Verhältnisse, besonders das Zunftwesen kennen. Er hörte den Gesellengruß und lebte umgeben von den Traditionen des Handwerkers. Der wandernde Geselle, der ein Stück hinein in's Dänische gemacht hatte, wußte auch von Wiener Würsteln und Ungarwein zu erzählen; aber nicht bloß so gewann er Menschenkenntniß, die Fa-

mitgliedern des Hauses erweiterten sie auf ihre Art. Außer der Behändigkeit eines Deutschen Bürgers und Meisters in einer kleinen Stadt sah er ehrenwerthe Seiten, aber auch manche schwache, wie sie in seiner Umgebung nicht ausbleiben konnten, ohne daß sie auf seine Moralität irgend einen nachtheiligen Einfluß ausübten. Viel Vergnügen gewährte ihm der Garten, wo vortreffliche Äpfel wuchsen und wo er Obst-Kultur, namentlich die praktischen Handgriffe des Pfropfens, Inokulirens u. s. w. sich angeeignete. Ihn interessirte Alles, was er sah, und er erwarb sich manche technische Kenntnisse, die die Werkstätten der Handwerker bieten.

„Obgleich er seine Zeit fleißig anwandte, behielt er doch so viel Erholungsmuße übrig, daß er bisweilen an den Vergnügungen der muntern Mitschüler theilnehmen konnte, die je nach der Jahreszeit verschieden waren. Im Winter lud der steile an die Stadtgärten gränzende Wallberg zu excellenten Kutschpartien und zum Schneeballwerfen ein. Die Schule machte mäßige Anforderungen an den Fleiß der Schüler: die Jugend sollte nicht verkümmern; die Lehrer huldigten den Maximen des weiland berühmten Gräfe in Frankfurt a. M. — An Sommerabenden gieng zum „Neuen-Verderb“, wo die Alten sich am Kegelspiel vergnügten und die Jugend im Walde umherstreifte, wenn nicht Iwan Petrowitsch Sommer, Lehrer der Russischen Sprache und großer Jugendfreund, Spiele arrangirte. Derselbe gab sich viel mit der Jugend ab und ersann gar Vielerlei zu ihrer Ergözung. Hauptsache dabei blieb die Russische Sprache, die ex usu, selbst beim Spiel erlernt werden sollte. Einige kleine Dramen wurden damals auf seine Veranstaltung von den Kreischülern in Russischer Sprache aufgeführt. Wenn Fählmann sich auch weniger dabei betheiligte, blieb er doch nicht ganz ex nexu. Hatte er später, wie auf einer Ferienreise nach Reval oder bei zufälliger Anwesenheit einer wandernden Schauspieltruppe, Gelegenheit das Theater zu besuchen, so zeigte er wie alle junge Leute eine besondere Liebhaberei für dieses Vergnügen. Was Wefenberg Vorzügliches darbietet, ist der vorhingenannte Wallberg mit der hübschen Schlossruine und einem vor demselben liegenden Eichenwäldchen, „Tammit“ genannt. Zu allen Zeiten haben diese Orte die liebe Jugend angezogen; auch Fählmann saß gern in Gesellschaft der Dohlen in dem alten Gemäuer und sann vielleicht hier schon über die Vorzeit nach, ohne viel Aufschluß zu finden. Der Ursprung

der Dänenherrschaft, die dürftigen Sagen über des Schlosses Schicksal reizten wenigstens zu allerlei phantastischen Vorstellungen. Auch an ritterlichen Kämpfen fehlte es nicht, um sich ganz in die alten Zeiten zu versetzen. An Feiertagen wurden hinter dem Wallberge zwischen den Kreis- und Elementarschülern (die fast überall eine feindselige Stellung gegen einander behaupten) gemeinschaftliche Kraftübungen angestellt, wobei die glücklichen Sieger — unbekümmert um einige blaue Flecke — jubelnd nach Hause zogen *). Von allen Annehmlichkeiten, die der Ort darbot, benutzte er nur so viel, als ihm die strenge Pflichterfüllung erlaubte; denn zu jeder Zeit berücksichtigte er das *Nic cur hic*. Seine Hefte mußten möglichst gut geführt, seine Uebersetzungen, Aufsätze korrekt, sein, einen Fehler ließ er ungern auf sich sitzen. Als ihm einst bei der Korrektur einer Französischen Uebersetzung ein Fehler angestrichen worden war, den er nicht anerkennen wollte, weil ihm der Grund nicht einleuchtete, erlaubte er sich Einwendungen zu machen, veranlaßte aber dadurch, daß der Lehrer in Eifer gerieth und sich auf keine Erklärung weiter einließ. Nur dieses einzige Mal zog er sich ein Mißfallen zu; aber der gute Erbe gebrauchte trotz Dem seine beliebte Eingangsformel „mit Vergnügen“ bei dem Entlassungszeugnisse, welches Fählmann beim Abgange von der Wesenbergischen Kreisschule erhielt. Auf der andern Seite muß ich von Diesem bemerken, daß er nie Machtthätiges von seinen Lehrern sprach, weder auf der Schule noch später, wenn er gelegentlich seiner Schulzeit gedachte, obgleich er verfehlte Methoden sonst wohl zu würdigen verstand. In kleinen Schulen möchte sich diese Pietät selten finden; aber nicht selten ist die Erscheinung, daß Leute ihre eigenen Schulsünden später mit denen ihrer Lehrer zu verhüllen suchen.

„Im Jahre 1814. bezog Fählmann das Dörptsche Gymnasium, in welches er in Folge des Entlassungszeugnisses der Reise von der Kreisschule in die unterste Klasse, damals die Tertia, aufgenommen wurde. Durch seine Tüchtigkeit wie durch seinen Biederfinn nahm er hier gar bald eine achtungsgebietende Stellung unter seinen Mitschülern ein und erwarb sich zugleich die Anerkennung und das Wohlwollen seiner Lehrer, denen des Jünglings

*) Dieser glückliche Tummelplatz hatte für F. einen solchen Werth, daß er ihn später in einem hübschen Delgemälde stets in seinem Zimmer hängen hatte, wo das Bild mit einem *Fuimus Troes!* den vertrauten Freunden vorgezeigt wurde.

Fließ, Fähigkeiten und Geistesgaben nicht verborgen bleiben konnten. Ich folgte ihm erst nach zwei Jahren in's Gymnasium, traf daher mit ihm nicht mehr in einer Klasse zusammen, wurde aber sein Stubengenosse und blieb es, bis er Student wurde. Wir trennten uns alsdann, verkehrten jedoch fast täglich mit einander während meines Aufenthalts in Dorpat. Daß ich viel später nach Dorpat ging, war Folge von einem veränderten Lebensplan. Diese Unbeständigkeit bei dem gefaßten Entschlusse fand nicht seinen Beifall. Schon als Knabe hatte er mir sein Mißfallen gezeigt, wenn ich Dies oder das Andere werden wollte, nachdem ich irgend eine neue Handthierung gelernt hatte, und für Diese ein augenblicklicher Enthusiast gewesen war. Ich war darin, wie in vielen andern Beziehungen, sein entgegengesetzter Pol.

„Obgleich wir in der Zeit unsers Zusammenlebens oft mit großer Dürftigkeit zu kämpfen hatten, so lähmte Diese doch nicht unsern Muth, und wir waren immer guter Dinge, selbst wenn es im Winter an Feuerung gebrach und die täglichen Provisionen sehr kärglich ausfielen. Solche Zeiten traten gewöhnlich in den letzten Wochen vor den Ferien ein. Das Hauptnahrungsmittel verschafften wir uns beim anwohnenden Bäcker auf Puff, den Quellenheimer versüßten wir gelegentlich mit Syrup, und stärkten uns, wiewohl nur selten, mit einem guten Häring. Wir ahmten den Kauz in der Tonne nach und bedachten nicht, daß Derselbe an's Heizen nicht zu denken brauchte.

„Diese frugale Lebensweise fand einen Bewunderer an einem dritten Gymnasiasten, Karl P., der sich mit uns vereinigte, ohne gerade dazu gezwungen zu sein, da seine Eltern ziemlich wohlhabend waren. Er hatte bereits Einiges verthan und hoffte vernünftiger zu werden, wenn er unsern Weg einschlug. Leider traf seine Hoffnung nicht ein; er verbrauchte an Geld und Zeit viel, ohne dadurch ein sonderliches Ziel zu erreichen, und wurde zuletzt Militär. Eine gefährliche Klippe für ihn war zunächst der Konditor; er befolgte schlecht unsers Fählmann's Beispiel, den ich nie in einer Restauration, am wenigstem bei einem Konditor traf, auch niemals Naschwerk kaufen sah. Ueberhaupt versagte er sich jedes durch Geld zu erringende Vergnügen, wenn es etwas zu sehen oder zu hören gab, weil er jeden Pfennig zu Rathe ziehen mußte. Bei dieser weisen Sparsamkeit eines Franklin, die nicht Geiz war, sah man ihn nie vom Gelde ganz entblößt,

Ja er konnte noch Andern ausbelfen und that Dies immer mit der größten Bereitwilligkeit. Hierin, wie in vielem Andern, zeigte er in den Jahren des jugendlichen Leichtsinns sehr viel Festigkeit und Rechtlichkeit und einen tiefen sittlichen Ernst. Einst fand er bei einem Schulfreunde Bücher, die aus einer verwüsteten Bibliothek stammten, und ruhte nicht eher, als bis Diese wieder dahin geschickt wurden, wohin sie gehörten^{*)}). Als sein ökonomischer Leuchter aus Pappe einst Feuer faßte und ein aus der Bibliothek des Gymnasiums geliehener Theil des rasenden Roland dabei stark beschädigt wurde, ersetzte er nicht nur das Buch, sondern bestrafte sich selbst zugleich damit, daß er seitdem nie wieder ein Buch aus dieser Bibliothek sich ausbat.“

Wir haben uns nicht für befugt gehalten von obiger Schilderung des vorhingenannten achtungswerthen Jugendfreundes etwas abzukürzen, der einen großen Theil des so interessant Erzählten selbst miterlebte. Die Freunde des Vollendeten werden gewiß Hrn. Noth's für das Mitgetheilte Dank wissen.

Sein langes abendliches Aufsitzen und Lesen im Bette gewöhnte Fählmann sich nicht ab, wiewohl er sonst Alles durch seine eiserne Willenskraft durchzusetzen im Stande war. So soll er damals, wie Hr. Pastor Hollmann erzählt, stark gestammelt haben, welches Gebrechen er in der Sekunda des Gymnasiums durch seinen entschiedenen Willen so weit bewältigte, daß er 14 Tage nach dem gefaßten Vorsatz ein Gedicht ohne Anstoß hersagen konnte und später nie mehr stotterte.

Die Zeit war ihm kostbar, er verwandte sie redlich auf die aufgegebenen Schularbeiten. Die wenigen Freistunden benutzte er zur Lektüre oder zum Abschreiben, welches Letztere als ein kleiner Erwerbszweig zur Verbesserung ökonomischer Umstände benutzt wurde. Wenn es thunlich war, suchte er sein spätes Aufsitzen durch längeres Schlafen am Morgen auszugleichen. Von seiner Schulthätigkeit muß noch angeführt werden die seltene Pflichttreue,

^{*)} Ein anderer Mitschüler aus dem Dörptschen Gymnasium, der verewigte Guido von Liphart, äußerte einmal über Fählmann: „Er war schon in der Schule ein so reiner und großer Mensch, daß wir ihn alle liebten, zugleich aber auch den größten Respekt vor ihm hatten. Ward er — wie's gerade nicht selten vorkam — in verwickelten und streitigen Fällen zu Rathe gezogen, so war sein Ausspruch entscheidend, Niemand wagte dagegen weiter Einwendungen zu machen.“

mit der er. allen Anforderungen gerecht zu werden sich bemühte und selbst für solche Stunden sich fleißig vorbereitete, für die Andere wenig oder nichts thaten. Besonders sorgfältig waren immer seine Präparationen für die Klassiker; großen Fleiß verwandte er ferner auf seine Deutschen Ausarbeitungen, für welche er in der Regel ein lobendes Urtheil erlangte. Was ihm viel Mühe kostete, war das Auswendiglernen, weil regelmäßige Gedächtnißübungen von Jugend auf von ihm nicht betrieben worden waren; indessen besaß er ein treues Gedächtniß, welches das einmal Angeeignete für immer behielt. Stellen aus den Klassikern, besonders aus seinem Liebling Horaz, blieben ohne Zwang haften und wurden im Gespräch mit Glück und Geschick angewandt. Für die Schönheiten der alten Klassiker besaß er einen sehr empfänglichen Sinn und benutzte die Lektüre Derselben häufig zum eigenen Vergnügen.

Von Seiten der Gymnasial-Lehrer wurde sein redlicher Fleiß nicht nur gebührend anerkannt, sondern auch durch günstige Urtheile und Prämien mehrmals belohnt, bis er mit dem Zeugniß der Reife entlassen auf die Universität abging.

Als er im Jahre 1818. die Hochschule mit dem festen Vorhaben bezog, einen Schatz tüchtiger Kenntnisse von hier für's Leben mitzunehmen, ging es ihm darin besser wie vielen Andern, die vor und nach ihm auch so gedacht, aber von munterm Jungendtreiben fortgerissen ihre löblichen Vorsätze bald wieder vergaßen. Er begann seine Studien nach dem für Mediciner vorgeschriebenen Lehrplan und versäumte ohne die dringendste Veranlassung nie eine Lehrstunde. Was am Tage gehört worden war, mußte noch an demselben Abend repetirt werden, wobei er besonders peinlich mit dem „ledernen“ Auswendiglernen zu Werke ging und sich ärgerte, wenn die technischen Kunstausdrücke aus zwei Sprachen oder gar sprachwidrig gebildet waren. Einer seiner ersten akademischen Lehrer war der damalige Professor der Anatomie, Eichorius, für den er bald eine große Vorliebe gewann. Fählmann sah überall mehr auf den Kern, als auf die Schale, und sobald er sich von der wissenschaftlichen Tüchtigkeit seines Lehrers überzeugt hatte, waren ihm die Schwächen, welche Derselbe als Mensch an sich trug, nur Nebensache. — Durch seinen Fleiß hatte sich Fählmann bald bemerkbar gemacht, und als er bei vorkommenden Gelegenheiten mit großer Vorliebe anatomische

Präparate anfertigte, wurde er der Lieblingschüler von Cicchorius.

Wiewohl Fählmann mit entschiedener Neigung die Fachwissenschaft ergriffen und nach dem üblichen Ausdrucke mit Leib und Seele Mediciner war, konnte er vermöge seiner Natur in dieser einseitigen Richtung nicht volle Befriedigung finden; sein wissenschaftlicher Geist bedurfte auch anderer Nahrung, und gern benutzte er eine und die andere freie Zwischenstunde am Tage, um neben den eigentlichen Fachwissenschaften noch andere Kollegia zu hören. So besuchte er mit vielem Eifer philosophische, philologische und selbst theologische Vorlesungen, namentlich bei Fäsche, Morgenstern, Emers und Hegel. Für linguistische Studien, insbesondere für Sprachvergleichungen, hatte er ein lebhaftes Interesse, eine Neigung, die er bis zum Lebensabend bewahrte; nicht minder sprachen ihn die artes liberales, namentlich poetica an: und er schlug deshalb einen eigenthümlichen Weg ein, wie ihn vielleicht kein anderer seiner medicinischen Koötanen betreten hat. Er hörte, dachte und las, dabei mehr das multum als multa berücksichtigend, und ging nirgend leer aus, was seine kernigen Bemerkungen im traulichen Kreise verriethen. Er sprach wenig, aber was er sagte, war durchdacht und gehaltvoll. Ebenso kernig war auch sein Styl. Bei Morgenstern hörte er Aesthetik und Vorlesungen über die Nibelungen und den Faust.

Mit Klopstock, Göthe und Schiller hatte er sich schon auf dem Gymnasium vielfach beschäftigt. Jetzt suchte er, soviel die Zeit erlaubte, andere Deutsche Musterschriftsteller kennen zu lernen und benutzte zu diesem Behufe die Universitäts-Bibliothek fleißig. So suchte er den ernstern Pfad des Wissens mit gelegentlichen Erholungsblumen zu bestreuen, indem er seinen abgespannten Geist mit einem leichten dichterischen Produkte zwischendurch erfrischte. Zum Romanenlesen konnte er sich jedoch nicht entschließen und pflegte im Scherz zu äußern: er erspare dieses Vergnügen für die Tage des Alters, wo er einst auf seinem Lorber ruhen werde.

Die Zeit der Sommer- und Winterferien verlebte Fählmann in den ersten Studienjahren gewöhnlich in Hageweid bei Baykülls, wo er, von Jung und Alt geliebt und geschätzt, wie ein Familienmitglied betrachtet wurde. Ein trauliches Erkerzimmer und ein Lusthäuschen im freundlichen Garten bargen abwechselnd die beiden Freunde Fählmann und Nocks, welcher Letztere ebenfalls

ein gerngesehener lieber Gast im Baykull'schen Hause war. Die Erinnerung an diese im ländlichen Asyl traulich verlebten Stunden blieb „sämmtlichen Mitgenossen theuer.“ Mit rührender Pietät sahen wir Fräulein Helene von Baykull bei solchen Zeiten verweilen und mit einer ächtweiblichen bis in's kleinste Detail gehenden Genauigkeit Alles beschreiben, was mit jenen Scenen und den heimgegangenen Lieben in irgend einem Zusammenhange gestanden hatte. — Aus diesem Lustkulum pflegte Fählmann nach allen Richtungen Excursionen zu machen; um den reichen Schatz seiner Volksfagen zu ergänzen und zu erweitern. Dies waren nach Kleist's Ausdrücke seine „poetischen Bilderjagden“, wobei er keine Mühe sparte. Bei solchen Gelegenheiten mischte er sich am liebsten ungekannt, bisweilen in der Verkleidung eines Hofsdomestiken, unter das Volk, wo er, mit der genuinen Sprache und den Sitten völlig vertraut, so gut die angenommene Rolle spielte, daß nicht leicht Jemand gegen ihn Verdacht schöpfte, noch weniger die gegen Fremde oder Höherstehende beobachtete Zurückhaltung zeigte. „Einmal“ — erzählt er selbst — „hatten die Leute doch Unrath gewittert und ich wäre vielleicht nicht ohne Pelzwäsche davon gekommen, wenn nicht noch zur rechten Zeit die Warnung eines alten gutmüthigen Mütterleins mich auf die Soeden gebracht hätte.“

Beim tiefem Eindringen in die fachwissenschaftlichen Gegenstände fand Fählmann die Gränzen Derselben mit jedem Tage erweitert und mußte in gleichem Verhältnisse seine Nebenbeschäftigungen einschränken. Der alte Mediciner, das „bemooste Haus“, vom Ernst seiner Studien ergriffen, verbannte die gaukelnden Alotria aus seiner Umgebung und ließ sie später nur bei seltenen Gelegenheiten als köstliche Erholungsgenüsse wiederkommen, wenn sein Geist zu abgesspannt war. Er las zwar nicht mit der Feder in der Hand und gab überhaupt auf den Besitz von Schwarz auf Weiß — nach Mephisto's Rath — nicht viel, sondern bediente sich bloß seines Gedächtnisses, als eines bequemern Excerpten-Büchleins, das er immer zur Stelle haben konnte. Das Neuerworbene mußte sogleich zum lebendigen Eigenthum werden und sein kritisch sichtender Verstand lernte frühzeitig das Gold von der Schlacke aussondern. Auf sein Urtheil konnte man sich verlassen.

Aus ökonomischer Rücksicht hatte er die Leitung des häuslichen Fleißes bei den Kindern des verstorbenen Dr. Monfewis

übernommen, wofür er Wohnung und Tisch bekam. Da jedoch diese Stellung für seine Studien keinen Nutzen brachte, ihn vielmehr vom Arbeiten abzog, so gab er nach einiger Zeit den Mentor-Posten wieder auf, da er sich lieber frugaler behelfen, als von seiner kostbaren Zeit etwas verlieren wollte. Von nun an bewohnte er bis zum Beginn seiner praktischen Laufbahn im Hause des Ministerialen Redag ein Kämmerlein, das auf den Namen einer Zelle die vollkommenste Berechtigung geltend machen konnte. Ein Bett, ein Tisch und zwei Stühle füllten fast ganz den innern Raum aus, Bücher und Hefte decorirten die Wände und in einer Ecke sah man die Rudimente eines ererbten Skelets. Unerachtet dieser beschränkten Räumlichkeit traf Hr. Noths einst eine Boston-Partie daselbst an und bildete als Zuschauer die fünfte Person der Gesellschaft. Fählmann war eben so gemüthlicher als geselliger Natur, verkehrte daher gern und häufig mit den wenigen Freunden, die gleich ihm nicht Fortuna's Günstlinge, aber trotz ihrer beschränkten Lage zufrieden, fleißig und heiteren Sinnes waren. Am fröhlichen Treiben der großen Burschenwelt nahm er selten Theil, weil ihm Zeit und Mittel dazu fehlten und er den davon unzertrennlichen Bacchanalien keinen Geschmack abgewinnen konnte. Bei den damaligen allgemeinen Freudenfesten (Burschen-Kommerschen) wie z. B. am Stiftungsfeste der Universität ic. fehlte er jedoch nie; hier hielt er es für eine Pflicht, sich nicht auszuschließen. Bei solchen Gelegenheiten war er vergnügt unter den muntern Jugendgenossen, sang sein Gaudamus igitur aus voller Seele und durchbohrte mit Lust seinen Hut. Viel Genuß gewährte ihm die Beobachtung der verschiedenen Charaktere, wie sie sich in der Weinlaune offenbarten. Ihm entging dabei nicht leicht das Geringsfügigste, und später pflegte er im vertrauten Kreise die komischen Scenen zu kopiren, worin er viel Geschick besaß. Dieses Talent übte er indessen mit aller Harmlosigkeit, wie er überhaupt gegen die Schwächen Anderer sich stets nachsichtig bewies und bei eingetretenen Mißthelligkeiten gern zuerst die Hand zur Versöhnung darbot. In ernstliche Konflikte mit seinen Kommilitonen sah man ihn niemals verwickelt, und die Kampfseite der Studentenwelt war gerade diejenige, welche ihn am wenigsten ansprach. Bei seiner großen Anspruchslosigkeit war er nicht fähig eine Renommisterei auszuüben, denn Eigenliebe und Eitelkeit waren ihm fremd und sein wahrhaft frommes Gemüth sträubte sich

dagegen, eine Burschikosität zur Schau zu tragen, die keinen Anklang in seinem Innern fand. In die Kirche ging er nur um die Predigt zu hören, und versteckte sich am liebsten in einen Winkel oder hinter einen Pfeiler, wo ihn nicht leicht Jemand erblicken konnte. Den damaligen Oberpastor, nachmaligen Professor der praktischen Theologie, Lenz, hörte er besonders gern von der Kanzel.

Wie er schon als Knabe im Ringen und manchen andern auf eigene Hand ausgeführten gymnastischen Versuchen seine Kräfte fleißig geübt hatte, suchte er Dieselben auch als Jüngling durch Handhabung des Rappiers in Thätigkeit zu erhalten, damit neben der Pflege des Geistes der Körper nicht verkümmere. In Ermangelung geregelter gymnastischer Turnübungen — die damals überhaupt selten waren — pflegte er derartige Kunststücke aus freiem Antriebe zum eigenen Vergnügen auszuüben, indem er mit steifem Arm schwere Lasten aufhob, oder mit seinen von Natur sehr gelenkigen Beinen mancherlei Kuriosa producirte, die ein Anderer ihm so leicht nicht nachmachen konnte. Durch solche Turnübungen eines Naturalisten hatte er eine große Muskelkraft, namentlich in den obern Extremitäten, erlangt. Diese bei seiner Gestalt kaum zu vermuthende Körperkraft Andern zur Ueerraschung auszuüben, schien ihm sowohl im Studentenleben wie selbst noch in spätern Jahren viel Spaß zu machen, wie manche komische Auftritte beweisen. So hatte er — um nur Eins hier anzuführen — einst einen Dramarbas von Grobschmied, der eben viel Aufhebens von seiner „gewaltigen Force“ und seinem körperlichen Uebergewicht gegen einen Federfuchser gemacht hatte, beim Abschiede durch einen freundlichen Handdruck so außer Fassung gebracht, daß der Ambosheld laut aufbrüllte vor Schmerz. Wichtigere Dienste leistete ihm die große Muskelkraft in den Händen in vielen chirurgischen Fällen, wo er bisweilen ohne Assistenten und künstliche Vorrichtungen ein verrenktes oder verstauchtes Glied durch einen einzigen Ruck oder kräftigen Fingerdruck in die normale Lage zurückbrachte.

Trotz dieser Muskelkraft und einer zur Ertragung mannigfacher Strapazen getähelten Seele konnte er als Fußgänger keine Virtuosität erlangen, was vielleicht von seinem vielen Sitzen herrühren mochte. Bei einer in Gesellschaft zweier Theologen nach Estland unternommenen Fußreise war er nicht im Stande mit seinen Kameraden gleichen Schritt zu halten, son-

Diese oft erst durch eigene Versuche erhärtet. Er lernte immer deutlicher erkennen, wie unzähligemal vom schimmernden Glanze des marktischreierischen Neuen überstrahlt das alte Bewährte zurückgedrängt worden, aber mit der Lebenskraft eines ewigen Juden versehen immer wieder von Zeit zu Zeit aufgetaucht war, weil die Wahrheit unvergänglich ist. Dadurch erlangte Fählmann neben einem tüchtigen Wissen frühzeitig ein selbstständiges Urtheil über die Vergangenheit und konnte zugleich in einer Zeit, wo Andere ihr Credo noch auf Compendien oder des Meisters Worte bauen, von selbst gemachten Erfahrungen sprechen. Sein unermüdeliches Streben ging darauf hinaus, ohne Hilfe fremder Krücken gleich auf eigenen Füßen gehen zu lernen; sein Ideal war eine rationelle Hippokratische Empirie, welche vorsichtig lavirend zwei gefährliche Klippen vermeidet: auf der einen Seite die hohle Phraseologie der idealistischen Theoretiker, auf der andern den kraffen Materialismus der vulgären Empiriker.

Die durch Schelling und dessen Schüler vertretene Naturphilosophie, die zu jener Zeit an der Tagesordnung war, und die reißenden Fortschritte in den Naturwissenschaften schärften auch den Blick unseres jungen Beobachters am Krankenbette. Die Medicin als eine reine Erfahrungswissenschaft war in den letzten Jahrzehnten eine ganz andere geworden; daher wurde von Fählmann neben den Studien des Alten auch die Gegenwart stets im Auge behalten.

Durch Erdmann's Freundschaft und unbegrenztes Vertrauen ausgezeichnet, der ihn als seinen Gehilfen auch außerhalb des Klinikums vielfach beschäftigte, erlangte Fählmann bereits in seinen Studentenjahren einen bedeutenden Ruf. Als im Frühling 1823. Erdmann einer für ihn ehrenvollen Vocation als Königlich-Preussischer Leibarzt nach Dresden folgend Dorpat verließ, übertrug er nicht nur den größten Theil der bis dahin von ihm behandelten Kranken seinem Schüler Fählmann, sondern empfahl auch Diesen bei der medicinischen Fakultät aufs nachdrücklichste zu seinem Nachfolger. Da konnte es denn nicht fehlen, daß ganz Dorpat auf den anspruchslosen, in seinem Aeußern keinen „offenen Empfehlungsbrief“ tragenden jungen Mann aufmerksam wurde und in ihm eine außergewöhnliche Erscheinung erblickte.

Um dieselbe Zeit, wo gerade Aller Blicke auf ihn gerichtet waren, traf ihn ein schmerzlicher Seelenkummer. Ein durch zarte

Bande an ihn gefesseltes weibliches Wesen, das fast unter seinen Augen aufgeblüht und von ihm mit aller Gluth des jugendlichen Herzens treu und innig geliebt worden war, sank der floriden Schwindsucht zum Opfer in die frühe Gruft. In das Grab seiner Geliebten war seines künftigen Glückes schönster Traum mit hinabgesunken. Tief erschüttert von diesem herben Schicksalsschlage vergingen ihm Wochen und Monde in stiller Trauer, bevor er sich wieder fassen und erheben konnte. — Wohl mögen in seiner schwer errungenen späteren Resignation Schiller's Worte:

• Was ich mir ferner auch erstreben mag, —
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen. —

oft und bedeutungsvoll nachgedungen haben! Das Andenken dieser Frühlingsneigung blieb ihm unvergesslich. * Alljährlich am Geburtstag der Geliebten, mußte ihm der Gärtner einen reichen Blumenstrauß bringen, mit dem er zum Kirchhof fuhr, um ihr stilles Bettchen zu schmücken und ihrem Andenken einige Wehmuthsthränen zu opfern. Nachdem er einst von der Neugier seines alten Kutschers dabei überrascht worden war, fuhr er später immer nur mit einer gemietheten Fuhrmanns-Equipage nach dem Gottesacker *).

In den Jahren 1824., 25. und 26. bestritt Fählmann einen großen Theil der Stadtarmen-Praxis in Dorpat, die von ihm mit ebensoviel Ausdauer als Glück und Geschick ausgeübt wurde. Seine Freunde konnten es nicht begreifen, warum er so lange mit dem Examen und der Promotion zögere; sie bestürmten ihn von allen Seiten mit Bitten und Vorstellungen: er solle doch einmal seine Vorbereitungsstudien abschließen und als praktischer Arzt auftreten. Als ihn einst auch Fräulein Helene von Baykull sehr dringend mit solchen Vorstellungen anging und scherzend hinzufügte, sie werde vor Sehnsucht fast verzehrt und könne den Augenblick nicht erwarten, ihn mit dem Doktor-Hut geschmückt zu sehen, antwortete Fählmann sehr ernst: „Wünschen Sie Das

*) Schöner und zarter als unsere Feder solches schildern könnte, hat Fählmann in seinem Piibozut in wohlgelungenen Estnischen Versen das Andenken seiner ersten Liebe gefeiert. Siehe den Anhang im Dörptestnischen Kalender, Jahrgang 1846.

noch nicht, mein Fräulein! Ich möchte, wenn ich könnte, noch zweimal so viel Jahre auf diesem weiten Wissensfelde verweilen und lernen und sammeln, und müßte am Ende doch beschämt gestehen, meine Ernte sei nur eine sehr kärgliche gewesen."

Fählmann's Uneigennützigkeit war groß; unerachtet seiner sehr dürftigen Lage wies er jede aus der Armenpraxis ihm gebotene Gabe zurück, und nahm nur dort eine Belohnung an, wo er Dessen vollkommen gewiß war, daß die Geber dadurch nicht selbst in Verlegenheit geriethen. Diese Maxime sah man ihn auch später als ausübenden Arzt überall befolgen.

Gegen Ende des Jahres 1825. fing er an in seinen kärglichen Mußestunden zur Erholung Estnisch zu treiben, was er ein vortreffliches Mittel wider die Hypochondrie nannte und oft scherzend auch Andern empfahl. Die nächste Veranlassung dazu boten des verdienstvollen verstorbenen Propsts Masing Volkschriften, worin zum erstenmal von der genuinen Volkssprache etwas auftauchte, nachdem die Jahrhundertlange Barbarei der Schriftsprache schon theilweise angefangen hatte, die reine Mundart bei den Nationalen selbst zu verdrängen. Früher soll Fählmann, wie Noack erzählt, nur so viel sich mit dem Estnischen abgegeben haben, daß er dann und wann in einem Estnischen Distichon sein Glück versuchte. Diese Liebhaberei zum Estnischen wurde auch zum Anknüpfungspunkte der Bekanntschaft zwischen ihm und dem Schreiber dieser Zeiten, dessen Volksliederammlung Fählmann's Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Nachdem Fählmann endlich die akademische Prüfung glänzend überstanden und gegen Ende des Jahres 1827. zum Dr. medicinae nach Vertheidigung seiner Dissertation „*Observationes inflammationum oeculiorum*“ freit worden war, begann er sogleich seine praktische Laufbahn in Dorpat, oder richtiger gesagt — setzte Dieselbe unter veränderter Firma fort. Wohl selten mag ein junger Arzt beim Beginn seiner Praxis eines so zahlreichen Zuspruchs sich erfreuen, wie er ihm zu Theil wurde. Es dauerte nicht lange, so waren vom Morgen bis zum Abend auf den Receptur-Tischen der Apotheken seine Recepte perpetuell zu finden; die Hilfsbedürftigen konnten des vielbeschäftigten Helfers Spur oft nicht anders verfolgen, als durch Nachfragen in der Apotheke, aus welchem Stadttheile die letzten Recepte eingelaufen waren.

Trotz dieser starken Beschäftigung fielen Anfangs die pekuniären Früchte nur spärlich aus. Als aber Fählmann's Praxis allmählig eine einträglichere wurde und als auch die begüterteren Einwohner Dorpat's sich häufig an seine ärztliche Hilfe wendeten, da blieben Unannehmlichkeiten nicht aus, welche einen weniger ruhigen und anspruchlosen Mann leicht hätten in eine sehr gereizte Stimmung versetzen können. Manche schmerzliche Stunde mögen ihm dergleichen unangenehme Erfahrungen wohl bereitet haben; allein wie würdig er darüber dachte, Das beweiset ein Brief, welchen er später an einen in ähnliche Lage gerathenen Freund schrieb, um Diesem durch Das zu nützen, was er selbst im schweren Kampfe des Lebens an Besonnenheit und richtiger Auffassung der menschlichen Verhältnisse gewonnen hatte. Es heißt in diesem Briefe: „Kollegialische Fatalitäten habe ich in früheren Jahren vielfach zu tragen gehabt. Das beste Mittel, sie zu überwinden, ist strenge Rechtlichkeit, und die nächste Folge davon — die Achtung und Anerkennung des Publikums. — Das Publikum und die Wahrheit sind verschiedene Instanzen; der Eine wendet sich an Diese, der Andere an Jenes, aber Der hat immer das bessere Theil erwählt, der sich an die Wahrheit hält. Hüte dich vor einem öffentlichen Streite; man darf ja nicht glauben, daß die öffentlichen Gerichte uns Genugthuung geben können, — nur in unserm Gewissen können wir sie haben. Ich bin einmal zu einem Prozeß verleitet worden und habe es nachmals bitter bereut. Wenn die Klugen sich raufen, pfeifen die Narren dazu und die Straßenzungen schmeißen mit Roth dazwischen.“ — In der Achtung des Publikums hatten ihm dergleichen Anfechtungen, wie die in seinem Briefe angedeuteten, keinen Abbruch thun können, sondern er blieb nach wie vor der Liebling Desselben.

Da er den ganzen Tag über mit der Praxis beschäftigt war, so blieben ihm nur die Nächte zum Studium, daher er seiner alten Gewohnheit gemäß das Nachtwachen fortsetzte und selten vor 3 Uhr Morgens sein Bett suchte. Daß bei einer solchen Geist und Körper erschöpfenden Lebensweise die Gesundheit mußte untergraben werden, war ganz natürlich. Im Jahre 1830. hatte ein durch Erkältung hervorgerufener, anfänglich unbeachtet gebliebener Husten einen so bedenklichen Grad erreicht, daß ein schleichendes Fieber sich entwickelte, welches seinen Berufsgenossen und an ernstliche Besorgniß machte. Fählmann selbst verkannte

die Gefahr nicht, sobald er das Fieber für ein heftisches erkannt hatte. Durch entschlossene Anwendung des Glüh eisens, das er eigenhändig auf seine Brust applicirte, wandte er glücklicher Weise die augenblickliche Gefahr ab, und als nach einem dreimonatlichen Sommeraufenthalt auf dem Lande seine Kräfte dermaßen gestärkt worden waren, daß er scheinbar ganz gesund wiederkehrte, hofften seine ärztlichen Freunde hocherfreut in ihrer gestellten Prognose sich getäuscht zu sehen. Wem konnte wohl damals der Gedanke beifallen, daß die von der Mutter geerbte Schwindsucht ihre Reime zur langsamen Fortentwicklung ausgestreut hatte*)! Fählmann's Selbsttäuschung läßt sich aus der Natur des Uebels vollkommen rechtfertigen, welches bekanntlich seine Opfer bis zum Grabebrande mit Lebenshoffnungen umgaukelt.

Schon im folgenden Winter stellten sich abermals leichte Brustbeschwerden mit Blutspeien ein, denen ein hartnäckiger Husten folgte, ohne das vorige Fieber. Von nun an pflegten alljährlich und zwar zu ziemlich regelmäßiger Zeit die erwähnten Beschwerden bald schwächer, bald stärker wiederzukehren, wie wir weiterhin aus seinen Briefen nachweisen werden.

Unterdeß war die Ernte der pekuniären Früchte seiner Praxis eine reichere und glänzendere geworden, aber sie mußte in den ersten Jahren starke Subtraktionen erfahren. Fählmann's erste Sorge war, den alten Nedaz und andere Gläubiger aus seinen Studentenjahren zu befriedigen. Ersterer hatte durch seine Wohlthat ein Kapital bei Fählmann niedergelegt, das nach völliger Tilgung mit allen möglichen Zins- und Zinsezinsberechnungen niemals aufhörte Renten zu tragen. Auf der Doktor-Promotion mußte der bescheidene Mann seinen Ehrensitz als Gast einnehmen, wo ihn Fählmann beim nachfolgenden kleinen Schmause in Aller Gegenwart umarmte und uns Anwesenden als den Begründer seines Glücks vorstellte. In dem Verhältnisse, wie Fählmann's Glücksumstände sich vermehrten, suchte er auch seinen thätigen Dank gegen Nedaz zu vergrößern und hat die Wittve des braven Alten noch in seinem letzten Willen

*) Auch zwei seiner Brüder sind, der Eine vor ihm, der Andere nur wenige Tage nach seinem Tode an derselben Krankheit gestorben.

bedacht. Nächst Regulirung dieser in Dorpat gemachten Schulden hatte Fählmann noch andere Pflichten zu erfüllen, die ihm nicht minder heilig erschienen. Er mußte der Versorger seiner dürftigen Familie werden und namentlich eine Stiefgroßmutter, eine Stiefmutter und mehrere Stiefgeschwister unterhalten. Für diese wurde in Wesenberg eine besondere Wohnung gemiethet und Freund Nocks mit hinreichenden Summen versehen, damit er den Eckelmeister mache und die Familie auf's anständigste mit allem Nöthigen versorge. Für seinen frühesten Gönner und ersten Lehrer, den in seinen Vermögensumständen ziemlich reducirten Affessor von Paykull, wurde eine bestimmte jährliche Pension ausgesetzt und nach Dessen erfolgtem Tode die Hälfte der Summe für die Hinterbliebenen bestimmt, welche Zahlung bis zu Fählmann's Tode regelmäßig geleistet wurde. Diese Thatsachen sind uns durch Nocks bekannt geworden; aber sie stehen kaum im Verhältnisse mit den Unterstützungen, die alljährlich anderweitig zum Besten Nothleidender verabreicht wurden, und wobei der Berewigte nie die Linke wissen ließ, was die Rechte that, dadurch von unsern modernen Wohlthätern, die ohne Gakeln nirgend ein Ei legen können, sich vortheilhaft auszeichnend.

Die Bedürfnisse für seine eigene Person waren sehr gering. Er blieb bei seiner frugalen Lebensweise, nicht etwa aus Geiz, der seinem herrlichen Charakter völlig fremd war, sondern vielmehr aus Jahrelanger früherer Gewohnheit. Demgemäß litt er durchaus keinen Luxus auf seiner gewöhnlichen Tafel, und selbst in späterer Zeit, wo er mit irdischen Gütern reichlich gesegnet war, dabei gern und freigiebig oft die kostbarsten Lackerbissen für Andere aufsticht, sahen wir ihn nur ein Stückchen Schwarzbrot mit Butter bestrichen zum Frühstück einnehmen, bevor er seine Krankenvisiten am Vormittage begann.

Im Jahre 1832. trat er mit Henriette Reidemeister in die Ehe, indem er diese durch vieljährige Bekanntschaft geprüfte Freundin sich zur Lebensgefährtin erkor. Man sagt, sie sei ihm von seiner ersten Braut empfohlen worden; wahrscheinlicher ist es, daß er die Liebe zu der Verstorbenen unwillkürlich auf deren intime Freundin übertrug. Und in der That, nachdem der im Leben nur einmal blühende Mai mit seinen romantischen Klängen so stürmisch verweht worden war, konnte er nichts Besseres thun, als mit der Zeugin seines früheren Glücks ein Bündniß schließen, das

auf Freundschaft und gegenseitige Achtung gegründet war. Nichts störte das Glück dieser Ehe, die bis an's Ende in ungetrübtem Frieden fort dauerte und in welcher ihm 4 Kinder geboren wurden, von denen zwei Söhne, Friedrich und Robert, ihn überleben; Beide noch im Knabenalter stehend und in der Vorbereitung auf einen künftigen wissenschaftlichen Lebensberuf begriffen. Mögen sie mit dem Erbe des geachteten väterlichen Namens auch die schöne Verpflichtung übernehmen, einst in gleicher Geisteskraft und Charakterstärke wie der Vater zu wirken! Nach der Vermählung wurde das bisherige stille Leben in ein etwas geräuschvolleres verwandelt, auch die Haushaltung vergrößert, zum Theil sogar modernisirt, ohne eigentlichen Luxus, der seinem schlichten Wesen immer zuwider blieb. Eben so wenig Genuß fand er an größern geselligen Kreisen in- und außerhalb des Hauses; immer fühlte er sich am behaglichsten, wenn er mit wenigen Vertrauten seine ihm so kärglich zugemessenen Mußestunden gemüthlich verplaudern konnte. Der Fählmann, den wir bisweilen in größern Gesellschaften antrafen, glich so wenig dem von seinen Freunden verehrten, daß wir es keinem Fremden verargen können, wenn er, nachdem er durch Fama's Posaune so große Dinge von ihm gehört hatte, von der zufälligen Bekanntschaft des Gefeierten etwa die Ueberzeugung nach Hause mitnahm: es müsse mit den guten Dorpatensern im Oberstübchen nicht ganz richtig sein! Ob es Blödigkeit, ob es aus anderer Quelle entsprungene Zurückhaltung war, die ihn so theilnahmlos erschienen ließ? wir wissen es nicht, aber thatsächliche Wahrheit ist es, daß ein Fremder wenig von der geistigen Fülle und Originalität Fählmann's inne werden konnte. Mit diesen reichen Schätzen hat er im vertraulichen Beisammensein nur seine Freunde beglückt, denen solche Stunden der Weihe unvergeßlich bleiben.

Im folgenden Jahre (1833) starben die beiden Stiefmütter fast zu gleicher Zeit am Nervenfieber und wurden an Einem Tage in eine gemeinschaftliche Gruft zu Wesenberg beerdigt. Fählmann blieb nach wie vor der alleinige Versorger seiner Stiefschwister und ließ es insbesondere bei der Erziehung seiner jüngeren Brüder an Mitteln nicht fehlen, indem er ihnen mit brüderlicher Aufopferung die schwere Prüfungsschule ersparen wollte, durch welche er selbst gegangen aber freilich auch eben im Kampfe mit äußerlicher Noth an Geist und Charakter gekräftigt worden war; ein Segen, der auf bequemerem und gebneten Pfaden nur zu leicht verloren geht.

In einem vom Februar 1834. datirten Brief sagt Fählmann: „Mein Gesundheitszustand ist seit einigen Jahren um diese Jahreszeit sehr schlecht; ich glaube eine rheumatische Pleuritis hat sich fixirt. Die Lunge selbst ist gesund, aber ich fürchte, daß sich Kallositäten und Inkrustationen in der Pleura gebildet haben, indessen ist mir der ganze Zustand etwas dunkel. Der alte Erdmann untersuchte neulich meine Brust mit dem Länneschen Rohr, wollte aber mit der Sprache nicht recht heraus.“

Fählmann's Freunde drangen darauf und die Dörptsche medicinische Fakultät ließ es auch nicht an leisen und lautern Erinnerungen fehlen: er solle doch etwas schreiben und durch den Druck veröffentlichen, um einen medicinischen Lehrstuhl einzunehmen. Jede neueingetretene Vakanz rief die alten Wünsche wieder wach, ja man wollte selbst die Formalitäten mit der Druckschrift aufgeben, er könne Dieselbe später nachliefern; doch Fählmann konnte sich nicht dazu entschließen. Er war in seiner ungebundenen Stellung als freipracticirender Arzt zufrieden und glücklich, und mochte diesen Beruf mit keinem andern vertauschen.

Ein Jahr später, am 22. Februar, äußerte er über seinen Zustand: „Nur ist mir mein Zustand noch immer nicht. Auf jeden Fall scheint etwas Lokales zum Grunde zu liegen. Sollte auch eine intermittens gegenwärtig mit im Spiel sein, so ist sie nicht unabhängig von Lokalförungen. Zu Anfange nahm ich die febrilen Erscheinungen für eine intermittens, aber Mittel, die sonst dagegen helfen, — schädeten. Eine Empfindlichkeit der Leber trat auf. Der ziemlich regelmäßig wechselnde Gang des Fiebers könnte auch jetzt noch eine solche Vermuthung aufkommen lassen, aber er ist doch nicht regelmäßig genug. Liegt dem Ganzen eine chronische Entzündung oder ein Reizungszustand der Leber zu Grunde? — Suche als unparteiischer Richter die Symptome schärfer in's Auge zu fassen, vielleicht deuten sie auf eine bestimmte Form hin. Die richtige Beurtheilung des eigenen Zustandes fällt einem schwer. Ammon. muriatic. mit leicht auflösenden Extracten thun mir immer am besten.“

Seine Praxis war von Jahr zu Jahr gestiegen und schien jetzt ihren Kulminationspunkt erreicht zu haben. Er mußte von 9 Uhr Morgens bis 5 und 6 Nachmittags ununterbrochen Krankenvisiten machen, und wenn er zum Mittagessen nach Hause zurückkehrte, hatte er nicht allemal so viel Zeit, die Mahlzeit zu been-

digen, weil — da man ihn zu dieser Stunde treffen konnte — neue Bittsteller im Vorzimmer sich sammelten und Boten vom Lande auf Briefe warteten. Am Abend wurden noch in der Regel einzelne schwere Kranke zum zweitenmal besucht, und an nächtlichen Störungen fehlte es selten. Wie er bei dieser Beschäftigung noch Zeit zum Lesen der neuesten Tageserscheinungen in der medicinischen Literatur, ja bisweilen selbst zu kleinen Nebenbeschäftigungen gewinnen konnte, läßt sich nur daraus erklären, daß er seinem Körper die Nachtruhe entzog und während Andere schliefen sich mit ernstlichen Studien beschäftigte. Offenbar mußte aber eine solche Lebensweise den Körper allmählig aufstreifen.

Wie nachstehende vom 28. Mai 1837. datirte Zeilen besagen, war er im Frühling längere Zeit hindurch wiederum leidend gewesen: „Im Februar wurde ich wieder von einer pleuritischen Affektion der rechten Brusthälfte ergriffen. Ein leicht antiphlogistischer Apparat beseitigte das Uebel schnell, aber nun kamen Schmerzen, dem heftigen Rheumatismus gleich, an verschiedenen Stellen der Brust und den oberen Extremitäten zum Vorschein, bisweilen gegen Abend auch etwas Fieber. Als die Schmerzen aufhörten, trat heftiger Husten ein, doch ohne Beengung des Athmens. — Ich komme wieder auf meine alte Meinung zurück: mit der Pleura ist es nicht richtig, es müssen sich Pseudomembranen gebildet haben. Viel hoffte ich von der guten Jahreszeit und die ersten schönen Frühlingstage im April brachten auch bedeutenden Nutzen; aber nun wurde es wieder unfreundlich und der Husten verschlimmerte sich auffallend. Jetzt ist die Luft endlich leidlicher geworden, aber ich fühle mich so angegriffen, daß ich Lichen Islandic. zur Restauration der Kräfte trinke.“ — Fast um dieselbe Zeit schrieb Professor Hueck: „Unser lieber Fählmann macht uns ernstliche Besorgnisse; er sieht wie ein Schattenbild aus und ist gewiß mehr leidend als viele von denen, die er täglich besucht. Im März waren abendliche Fiebersymptome da, die etwas Hektisches befürchten ließen. Bereden Sie ihn doch zu einer kleinen Erholungsreise, wenn auch nur auf vier Wochen: Die würde ihn gewiß am besten stärken!“ Fählmann wollte aber von einer solchen Reise nichts wissen und blieb unerbittlich gegen unsere Vorstellungen und Bitten. Die Sommermonate sind die einzigen, versicherte er, wo ich etwas mehr Muße zu ernstlichen wissenschaftlichen Beschäftigungen gewinne, daher darf ich die Zeit nicht leichtsinnig auf einer

Reise vertrödeln. Jeder hat sein bestimmtes Pensum zu tragen, damit muß er sich fortzuschleppen.“

Im Oktober desselben Jahres erhielt er eine Aufforderung nach Kasan, zur ordentlichen Professur für die Geschichte der Medicin, gerichtliche Arzneikunde und medicinische Polizei; aber auch diesen Ruf lehnte er ab und schien fast entschlossen zu sein, seine damalige Stellung gegen keine andere zu vertauschen.

In dem Zustandekommen der gelehrten Estnischen Gesellschaft im folgenden Jahre sah er einen von seinen lange gehegten Lieblingswünschen in Erfüllung gehen. Er hatte die Idee Jahreslang genährt, wie aus folgenden Andeutungen ersichtlich. „Es thut mir leid — schreibt er im Sommer 1833. an Kr. — daß Du Deine hübsche Liebersammlung unfruchtbar liegen lässest. Ganz abgesehen vom poetischen Standpunkte bieten uns die Lieder einen wichtigen Sprachschatz dar, und die Estnische Sprache liegt sehr im Argen. In letzterer Zeit habe ich viel darüber nachgedacht, wie's wohl am schicklichsten einzurichten wäre, Volksagen und Lieder, soweit sie noch erreichbar, vom gänglichen Untergange zu retten. Wenn Rosenplänter's Beiträge, besser redigirt, neuen Aufschwung erhielten, könnte man dieses Organ benutzen. Doch müßte man sich zu diesem Zwecke gemeinschaftlich die Hand bieten. Wie wäre es, wenn Du vorläufig eine Handvoll Lieder mit angefügter metrischer Uebersetzung veröffentlichest? — Ich trage längst eine Lieblingsidee mit mir herum, aber sie will sich noch nicht gestalten. Ein andermal mehr davon; sub finem coctionis adde das Deinige freundlichst hinzu.“ — Am Schlusse desselben Jahres schreibt er: „Von Kalewi poeg habe ich noch nichts zu Papier bringen können, wohl aber eine kl. Abhandlung über die Eigenthümlichkeiten der Dichtersprache in Estnischen Liedern angefangen. Meine Ansicht über Estnische Orthographie stimmt nicht ganz mit der Masingschen überein, sie ist noch eine werdende.“ Etwa drei Jahre später, im August 1836., heißt es in einem Briefe: „Huec zeigt ein lebhaftes Interesse für die Estnische Angelegenheit; auch sind hier andere Leute, die alle viel guten Willen haben. Was sagen die Leute der Tha? Nur kein Nasenrumpfen vor der Zeit!“ —

Endlich meldet er seinem Freunde vom 30. März 1838: „die Estnische Gesellschaft ist begründet und bestätigt, nur soll sie einen Präsidenten wählen und unter Autorität der Dörptschen Uni-

verfügt stehen. Lasset uns fleißig schaffen! An Willen fehlt es mir nicht, aber wo die Zeit hernehmen? Wenn Jeder nur ein Bißchen beiträgt, am Jahreschlusse kanns doch zu Etwas werden!“

Nach Fählmann's Ansichten war der Zweck der gel. Estnischen Gesellschaft ein doppelter: die wenigen historischen Erinnerungen des Volkes in Liedern und Sagen zu sammeln und vor dem Untergange zu sichern, und andererseits durch Herausgabe belehrender Volkschriften auf die intellektuelle Ausbildung der Nationalen zu wirken. Daß in letzterer Beziehung nicht so viel geschehen ist, als Fählmann und mancher andere Freund unserer Esten wünschte und hoffte, ist allerdings wahr, kann aber Niemandem zur Last gelegt werden, da sich weder die Produktivität in Erzeugnissen des Geistes erzwingen läßt, noch die Organisation der Estnischen Gesellschaft zu bestimmten Forderungen dieser Art an die Mitglieder berechtigt, und ist auch bisher von keiner dringenden Nothwendigkeit geboten gewesen, da die Schulbehörden und Prediger stets beflissen sind, den Jugendunterricht in den Bauer-
gemeinden mit den Anforderungen der Zeit im Einklange zu erhalten.

Was den reichen Sagenschatz der Esten anbelangt, über welchen Fählmann zu gebieten hatte, so hat er selbst Einiges daraus bruchstücklich veröffentlicht und auch von der Kalewi-Sage einige Grundzüge flüchtig entworfen; indessen ist der größte Theil der Letzteren mit ihm untergegangen. Da er bis zum Lebensabend die Hoffnung nicht aufgab, es müsse ihm gelingen bei einer Wanderung durch Estland die fehlenden Zwischenglieder in der Kalewi-Sage zu ergänzen, so wollte er nicht früher das dem Gedächtniß Anvertraute zu Papier bringen, als bis er im Stande sein würde, das Ganze vollständig zu liefern. Im Stillen nährte er noch einen anderen Wunsch. Er wollte nämlich nur noch zwei bis drei Jahre als praktischer Arzt wirken, dann die medicinische Laufbahn aufgeben und den Rest seiner Tage sprachlichen Studien und der Aufzeichnung der Sagen widmen.

Wie lebhaft bisweilen seine Sehnsucht nach Erholung und Zerstreuung angefaßt worden sein muß, spricht sich in folgender Briefstelle aus: „Dorpat ist allgemach leer geworden und alte liebe Erinnerungen tauchen wieder auf. Schöne Ungebundenheit — man lernt dich kennen, wenn man gebunden ist! Mir gehr's

wie den Störchen und Schwänen, denen man die Flügel gebrochen. Du hast gesehen, wie ein solcher armer Kerl Ohr und Auge nach den jubelnd vorüberziehenden Schaaren erhebt, seine Flügel schüttelt — aber ach! sie wieder senkt und einen Gruß den Scheidenden zuruft. Ich kenne die in unserer Zeit kultivirte Thiersprache nicht, sonst könnte ich Dir sagen, was ich den jubelnden Davonzüglern nachrufe.“

Die Jahre 1839., 40. und 41. gingen in gewohnter Thätigkeit vorüber. Fählmann's Gesundheitszustand war selbst während des Winters besser gewesen, als vorher, daher hatte er mit unermüdblichem Eifer fortgearbeitet, theils in seiner Fachwissenschaft, theils in der Estnischen Sprache, für welche Letztere er durch des verstorbenen Seminarinspektors Jürgenson Studien von neuem lebhaft angeregt worden war. Er wollte Vorarbeiten und Material für eine neue Estnische Grammatik liefern, da die Hupelsche Sprachlehre den gegenwärtigen Anforderungen nicht mehr genügte. Inmitten dieser Beschäftigung versetzte ihm Jürgenson's früher Tod einen sehr empfindlichen Schlag; in ihm verlor Fählmann seinen eifrigsten Mitarbeiter auf dem Felde der Estnischen Literatur.

Lange Zeit beschäftigte ihn die Idee, ein ausführliches Estnisches Hebammenbuch zu schreiben; da er aber bald einsah, wie ein solches Werk allein ohne gleichzeitige Hebammenschulen wenig leisten würde, gab er endlich den Plan wieder auf. „Was kann ein gutes Buch nützen“ — schreibt er — „solange man die einfältigsten und hinfälligsten und dümlichsten und abergläubischsten Strunzen noch immer für gut genug hält, um Hebammendienste zu leisten!“

Als nach Jürgenson's Ableben das erledigte Lektor-Amt im Jahre 1842. Fählmann übertragen wurde, schrieb er in seiner bekannten launigen Manier: „Wenn die Kunde über eine gewisse Lektor-Wahl zu Euch gelangen wird, so bitte ich zumvoraus, Euch zwar darüber zu verwundern, da es aber viele Wörter der Verwunderung giebt — wie Gesenius in seinem Traktat über die menschlichen Leidenschaften sehr gelehrt auseinandersetzt — so bitte ich also, Ihr möget es nicht höhrender, bemitleidender, schadenfroher oder vornehmer Art thun, welche Arten alle nach benanntem Gesenio die kränkenderen sind. Der neue Lektor. hat nichts dazu gethan. Ein Kandidat wurde verworfen. Nun

fällt es einem Konseilsmitglied ein, den Fraglichen vorzuschlagen, mit dem Bemerken, er wolle schon Denselben dazu willig machen; es wird gestimmt, gewählt, die Wahlschrift mit der Aufforderung ausgefertigt — mis tehha, ei oska keelt egga kirja, pannasse waesefest unniko oisa, laulgo kudda juhhub (was beginnen, versteh weder Sprache noch Schrift, man setzt den Armen (Hahn) auf einen Haufen, singe (krähe) er wie's der Zufall fügt).“

Vierzehn Tage später schreibt er: „Ich beabsichtige ein kleines Antritts-Programm drucken zu lassen. Das Manuscript werde ich Dir bald zuschicken und werde Dich um Deinen unumwundenen Rath bitten. Sollte es nichts taugen, so ist der Titel bald geändert — ; das Papier kann darnach gewählt werden.“ (d. 16. Jun. 1842.)

Die Uebernahme des Lektor-Amtes fand im Publikum laute Mißbilligung. Da hieß es: „Nun wird er seine Praxis vernachlässigen und sein Lieblingsstechenrößlein reiten.“ Auch der schlechte Witz suchte in Veranlassung dieses Umstandes einige Kinder in die Welt zu setzen; allein da Fählmann nach wie vor ein unermüdeter Helfer war und nirgend seine Pflichten vernachlässigte, so wurden die vorwitzigen Zungen bald wieder zum Schweigen gebracht. Leute mit „ledernem Gehirn und ledernem Herzen“, wie der Vollendete die beschränkte Einseitigkeit zu nennen pflegte, konnten freilich keinen Begriff davon haben, was ein Mann von Fählmann's Talent, Fleiß und Beharrlichkeit zu leisten im Stande ist. Ihm war Viel gegeben und er hat mit seinem Pfunde reichlich gewuchert.

Aufgefordert von dem Konseil der Kaiserlichen Universität Dorpat fing Fählmann im 2. Semester 1843. an stellvertretend Materia medica und Receptirkunst für die zu jener Zeit erledigte Professur dieses Faches zu lesen, und setzte diese Vorlesungen bis zu Ende des Jahres 1845. fort. Seine Praxis hatte sich dabei nicht verringert, wohl aber sein geschwächter Körper unter der geistigen Anstrengung sehr gelitten, während an der Frische des Geistes keine Veränderung bemerkbar wurde. — Zu Anfange des Jahres 1843. war er zum Präsi-

denen der gel. Estnischen Gesellschaft gewählt worden und behielt diese Stellung bis zu seinem Tode bei. Durch Professor Hueck's Tod hatte die Gesellschaft abermals eine schmerzliche Einbuße erlitten, und dem neugewählten Präsidenten war durch diesen Sterbefall die weitläufige-Regulirung des während Hueck's Krankheit in große Unordnung gerathenen Estnischen Büchergeschäfts zugefallen. Es war nämlich bald nach der Begründung der gel. Estnischen Gesellschaft der Vorsatz gefaßt und sofort ausgeführt worden, die wenigen Bildungsmittel dem Volke zugänglicher zu machen. Bis dahin waren außer Reval, Dorpat und Bernau nirgend Bücherniederlagen zu finden. Hueck und Jürgenson errichteten nun auch in den kleinen Städten Bücherniederlagen, und die Estnische Gesellschaft ließ auf ihre Kosten einen Katalog drucken und unentgeltlich vertheilen. Allein Hueck hatte sich dabei in zu sehr verwickelte Verbindungen eingelassen, welche die Gesellschaft ohne empfindliche Geldeinbußen in dieser Art nicht fortsetzen konnte, daher Fählmann nach mühsamer Regelung des verworrenen Geschäftes das Ganze anders gestaltete.

Der Winter 1844. war für Fählmann ein beschwerlicher. Sein Brustleiden war kurz vor Weihnacht mit fieberhaften Erscheinungen aufgetreten und quälte ihn bis zum Frühling. Da äußerte er sich einmal: „Ich fürchte, es ist von diesem Winter etwas nachgeblieben, was mir noch lange wird zu schaffen machen.“ Das Jahr 1845. war für Fählmann ein mühseliges und trübes in mancher Beziehung.

Gemüthlich und körperlich ergriffen begann er das folgende Jahr mit trüben Aussichten für die Zukunft. Am 21. Februar 46. schreibt er: „Die fatalen Frühlingsmonate vom Anfange des Februar bis Ende April haben immer einen so lähmenden Einfluß auf Geist und Körper, daß ich um diese Zeit $\frac{3}{4}$ todt, folglich nur $\frac{1}{4}$ lebendig bin, und dieses eine Viertel muß um diese Zeit die Last und Arbeit von zwei ganzen und thätigen Menschen tragen. Lange ist die Abspannung nicht so groß wie in diesem Frühling gewesen, Gott helfe zum Sommer!“ In einem vom 30. Mai datirten Briefe heißt es: „Der Winter hat unbarmherzig auf mich eingewirkt, meine Gesundheit ist zerrüttet. Mit Noth be-

streite ich meine Praxis und leider in fast doppelt so langer Zeit, als in gesunden Tagen; komme ich nach Hause, so ist Ruhe nothwendig; aber auch der Schlaf hat seine stärkende Kraft für mich verloren. Das kommt von der eben nicht angenehmen Einrichtung her, daß wir alle Tage älter werden.“

Die milde Sommerwitterung hatte kaum angefangen des Winters nachtheiligen Einfluß zu verwischen, als ein neuer Feind — die bekannte böse Ruhr-Epidemie — vor Dorpat's Thoren erschien, wodurch die ganze ärztliche Welt, insbesondere unser Fählmann in vielfache und anstrengende Thätigkeit versetzt wurde. Da hieß es bald: „Fählmann ist der unglücklichste Arzt bei Behandlung der Ruhr; fast alle Kranke sterben ihm unter den Händen, doch sein Eigensinn erlaubt ihm nicht bessere Kurmethoden anzuwenden; er ist ein Anhänger des Alten: die großen Fortschritte, welche die Medicin in neuester Zeit gemacht, lassen ihn unberührt.“ Eine schwere Anklage, wenn sie wirklich eine begründete gewesen wäre. Hören wir was er selbst in einem vom 10. Septbr. 1846. datirten Briefe darüber sagt: „Die hier vielfach verbreiteten Gerüchte, welche auch bis zu Euch gedrungen sind, muß ich für böswillige und lügenhafte erklären. Ich bin nicht unglücklich in der Behandlung der Ruhr gewesen, nicht unglücklicher als alle andern Aerzte; meine Methode hat sich ganz nach den Modifikationen der Epidemie gerichtet. — Aber woher das Gerücht? Jetzt sehe ich erst den gewaltigen Umfang meiner Praxis, ich habe die Hälfte in Dorpat (die Kranken auf dem Lande gar nicht gerechnet), jeder Kranke, aber auch jeder Todte hat einen Namen, der über ganz Dorpat und wohl auch über die ganze Provinz schallt. Ich besuche täglich 110—125 Ruhrkranke in der Stadt, einige sind noch ein paar Werst aus der Stadt entfernt. Von Morgens 7 bis 1 und 2 Uhr Nachts bin ich unausgesetzt auf den Beinen, und später wird noch oft genug an meiner Thür geklingelt. Ich bin nicht unglücklicher als andere Aerzte, gewiß glücklicher in meiner Behandlung, aber Du siehst, daß es an Geschichten nicht fehlen kann, leider fehlt es nicht an Geschichtenmachern!“

Er beschrieb nachmals diese Ruhr-Epidemie in einer selbstständigen Broschüre, welche in Karow's Verlage in Dorpat 1848. erschien und in Leipzig gedruckt wurde. — Durch diese hübsche wissenschaftliche Abhandlung, worin des Verfassers praktischer Tact

und gebiegene Gelehrsamkeit bekundet werden, hat er im fernen Auslande sowohl *), wie im Inlande einen ehrenwerthen Namen sich erworben.

Das Jahr 1847. ging für Fählmann ziemlich leidlich vorüber; die Angriffe seiner sprachlichen Gegner vermochten ihm die gute Laune nicht zu verwüsten, wie aus mehrfachen scherzenden Bemerkungen in seinen damaligen Briefen hervorgeht. Ueber diese wissenschaftlichen Streitigkeiten, von welchen eine den Verstorbeneu nur deshalb verletzete, weil sie nicht mit der einer literarischen Fehde geziemenden Ruhe und Würde geführt wurde, enthält das zweite Heft des zweiten Bandes der Verhandlungen der gel. Estnischen Gesellschaft zu Dorpat S. 80. ff. hinlängliche Notizen.

Anfangs November wurde Fählmann plötzlich in einer Nacht auf einem Krankenbesuche vom heftigsten Schüttelfrost ergriffen, worauf ein Fieber von ganz eigenthümlichem Charakter folgte, wodurch er gegen 3 Wochen an's Bett gefesselt blieb und noch nachher das Zimmer hüten mußte. „Gott Lob!“ heißt es in einem Briefe — „daß ich jetzt ruhig zu Hause bleiben kann; Sachsendahl hat die Gefälligkeit meine Praxis zu besorgen. In fieberfreien Augenblicken fühle ich noch recht viel geistige Thatkraft in mir, allein der körperliche Mensch hindert die Ausföhrung derselben.“ Diesmal erholte er sich ungewöhnlich langsam, so daß er Ende November noch nicht das Zimmer verlassen konnte. Am 27. November schreibt er: „Meine Krankheit

*) Die Ruhr-Epidemie in Dorpat von Dr. Fr. R. Fählmann wurde Lovend recensirt in Schmidt's Jahrbüchern 1849. Heft 1, in Caspar's medicinischer Wochenschrift Febr. A^o 7, in Dypenheim's medicinischer Zeitschrift 1849, Februar-Heft, und in noch andern Journalen. Der Recensent in Dypenheim's med. Zeitschrift sagt: Verliegende Schrift haben wir von Anfang bis zu Ende mit steigender Befriedigung gelesen. Sie ist, was heutzutage nicht gar häufig, das Resultat eigener Anschauung, eigener Erfahrung, und wer in einem großen Wirkungskreise so genau beobachtet und unterscheidet, so gewissenhaft die Kranken untersucht und behandelt, und aus unglücklichen Erfahrungen und Ausgängen durch Sektionen für die später Erkrankten Nutzen zu ziehen strebt, der gewinnt nicht bloß das Vertrauen seiner Patienten, sondern auch das seiner Leser. Am Schlusse wird dem Verfasser für seine Arbeit gedankt, indem er sich in dieser guten Schrift als tüchtiger Beobachter, als humaner Arzt, als einfacher und vorsichtiger Therapeut bewährt.

erreicht allgemach ihr Ende, nachdem ich die Flügel schon sinken ließ. Gott Lob und Dank! Ich bin fast so weit gekommen, wie weit ein Kameel selten kommt, durch ein Nadelöhr zu gehen. Haut und Knochen! Aber Krankheitszeit, Prüfungszeit und Erkenntnißzeit. Sie soll auch für mich von Nutzen sein!“ — Im December versuchte er in dringenden Fällen wieder selbst einige Krankenbesuche zu machen, zog sich dazu von neuem eine pleuritische Affektion zu, und blieb bis Ende Februar des folgenden Jahres leidend.“

Im Sommer 1848. führte das Auftreten der Cholera abermals eine schwere Zeit für ihn herbei. Er war während vier Wochen fast nicht aus den Kleidern gekommen und ruhte die paar nächtlichen Erholungsstunden meist sitzend auf einem Sopha. Seine große Anstrengung lieferte ihm auch diesmal günstige Resultate. „Ich habe — schreibt er — „in der Behandlung der Cholera ungewöhnlich viel Glück gehabt, wofür ich Gott nicht genug danken kann. Aber ich schlug auch einen eigenen Weg ein, nachdem ich die Eingeweide von ein paar im Hospital verstorbenen Kranken durchwühlt und mir daraus einiges Licht für die Behandlung des Uebels verschafft hatte. Da bei dieser sehr rapide verlaufenden Krankheit die frühzeitige Hilfe eine Hauptsache ist, so machte ich allen meinen Pflegebefohlenen zur ernstlichen Pflicht, sogleich und bei den ersten Zeichen der Krankheit zu mir zu schicken — ich nähme es nicht übel, wenn ich in einer Mitternacht zehnmal umsonst gerufen würde, nähme es aber sehr übel, wenn ich am Morgen einen vernachlässigten Fall vorfände. Den Furchtsamen und Verzagten sprach ich Muth zu, trumpfte die Allzukühnen ein wenig ab und rüttelte die Sorglosen aus dem Schlummer. Deshalb bin ich überall zeitig gerufen worden und die angewandten Mittel versagten mir ihren Dienst nicht.“*)

*) Nach Fählmann ist die Cholera eine durch delectere Stoffe verursachte Blutkrankheit, diese Stoffe mögen nun durch Haut- oder Athmungsorgane aufgenommen werden. Sie lokalisire sich im Rückenmark (daher die starken Rückenschmerzen, Waden- und Schenkelkrämpfe und die Kolikschmerzen noch vor den Ausleerungen) und zweitens, vielleicht sekundär, von der Affektion des Rückenmarks abhängig, in der Schleimhaut des Darmkanals.

Aber die übermäßige geistige und körperliche Anstrengung während der Cholera = Epidemie hatte den letzten Rest seiner Kräfte aufgerieben. Von nun an war er fast immer leidend. Den 18. November schreibt er: „Ich bin nun drei runde Wochen zu Hause und sehe noch kein Ende ab. Meine Krankheit ist Folge der großen Anstrengungen während der Cholera, besonders aus den letzten paar Wochen her, wo sie wieder stark aufstauhte und das rauheste Wetter zur Nachtzeit herrschte. Ich schleppte mich herum, so lange es ging und blieb endlich zu Hause, als ich dem Umsinken nahe war. Es ist ein complicirtes Ding. Rheumatische Schmerzen, starker Lungenkatarrh und nun ein zweifeltes Fieber: keine Minute Schlaf in der Nacht, Unfähigkeit zum Denken und Gedankenjagden, die an Phantasieen gränzen, dann Halbschlaf von Morgens 7—8 bis zum späten Abend. Es ist um rasend zu werden — leider aber sind auch nicht einmal die Kräfte dazu vorhanden; es geht stark auf die Reige. Alles ruht, ich kann keinen vernünftigen Gedanken mehr denken, viel weniger ein einigermaßen ernstes Buch lesen. Schreibe mir doch recht öft, wenigstens wöchentlich einmal — Du weißt ja wie lieb ich Dich habe und wie gern ich etwas von Dir lese. Mein uninteressantes Leben kann nur noch durch Gaben der Liebe erheitert werden.“

Mit dem Eintritt des nächsten Frühlings trat wieder eine etwas bessere Periode ein und belebte die Hoffnungen des Kranken; er meinte im April, wenn der Sommer günstiges Wetter bringe, hoffe er sich noch einmal „gründlich auszuflücken.“ Ende Mai heißt es: „Mein jämmerlicher Katarrh will mich nicht verlassen, er quält mich bald mit, bald ohne Fieber — er reibt die Kräfte auf. Mein Haar aber hat keine Zeit grau zu werden, es fällt früher aus.“

Im folgenden Monat war er gezwungen die Praxis aufzugeben und auf's Land zu ziehen. In einem vom 21. Juli 1849. aus Wellenorm datirten Briefe heißt es: „Ich bin vollkommen Invalide und Landjunker auf einem alten verlassenen Schlosse geworden. Hier gebrauche ich das Emser-Wasser, mache tägliche Promenaden im Freien und hoffe damit mich auf den Winter zu stärken; geht es nicht, so muß ich meinen Kram aufgeben. Leider ist das Wetter zu einer Sommerkur sehr unvortheilhaft; Regen und immer Regen und Sturm dazu. Sobald ich zu Kräften

komme, möchte ich wieder einmal etwas für die Estnische Grammatik thun, und als ein wichtiges noch unbearbeitetes Kapitel stößt mir da auf: der Gebrauch der Kasus, besonders der Ditts-Kasus. Es giebt da sonderbare Sprünge, die von der Sprachlogik jeder andern Sprache abweichen.“

Die vom Sommeraufenthalt auf dem Lande gehofften heilsamen Früchte blieben aus. Fählmann kehrte Ende August nach Dorpat zurück und versuchte Anfangs September in seinen praktischen Wirkungskreis wieder einzutreten, aber die erschöpften Kräfte und der sehr belästigende Husten nöthigten ihn gar bald zum Aufgeben dieses Vorhabens. Freund Sachsensdahl besorgte nach wie vor mit gewohnter Gefälligkeit nicht nur Fählmann's auswärtige Geschäfte, sondern widmete auch seine freien Abendstunden dem Kranken, der selten vor 1 Uhr Morgens sein Bett einnahm. Ende September sah ihn der Biograph nach 3 Jahren wieder und fand von dem früheren Mann ein schwaches Schattenbild, das ohne Anstrengung keinen Gang über das Zimmer machen konnte. Geistig war er unverändert rüstig und klagte nur, daß ihm seine Brust das Sigen am Schreibtisch nicht erlaube. Es wurden großartige Pläne über eine im nächsten Frühling vorzunehmende Reise nach Süden besprochen, wo er den nächsten Sommer und vielleicht auch den darauf folgenden Winter zubringen beabsichtigte. Sollte diese Reise durch unvorhergesehene Schwierigkeiten nicht zu Stande kommen, dann sollte Est- und Livland auf einer Sagenjagd durchstreift werden. Der Gedanke an eine viel näher liegende weitere Reise schien ihm da noch nicht vorzuschweben, wohl aber zwei Monat später, den 22. December, wo wir ihn das lehtemal sprachen. Er hatte an diesem Abend einen kleinen Freundeskreis um sich versammelt, schien aber leidend und nahm wenig Theil an der Unterhaltung. Erst gegen 11 Uhr, wo alle Gäste, bis auf Sachsensdahl und mich, sich entfernten, wurde er lebhaft, sprach mit Feuer von Estnischen Sagen, seinen Plänen, den Schauplatz von Kalewi-Sohns Thaien zu besuchen, und ließ uns erst nach 2 Uhr Morgens aufbrechen. Beim Abschiede war er sehr bewegt und deutete auf ein jenseitiges Wiederschen hin.

Von da an ging es mit raschen Schritten dem Grabe näher, obgleich zeitweilige scheinbare Besserungen eintraten, besonders in den ersten Tagen des März-Monats 1850, wo selbst seine ärzt-

lichen Freunde einen Augenblick der Hoffnung Raum gaben, daß des Frühlings Wiederkehr vielleicht noch einmal das flackernde Licht zur Flamme anfachen werde. Doch am 17. März meldete sich ein bedrohliches Symptom, das seit 1831. nicht dagewesen war, nämlich ein kleiner Blutsturz, indem nach einem Hustenansalle circa 3 Unzen Blut entleert wurden. „Sehen Sie!“ sprach der Kranke mit seinem Finger auf das ausgespuckte Blut hinweisend zu Dr. Sachsensdahl, der kurz darauf in's Zimmer getreten war. Von diesem Augenblick an schwanden die Kräfte noch rascher, der Appetit verschwand und es wurde eine gewisse Muthlosigkeit an Fählmann sichtbar. Ende März verminderten sich Husten und Auswurf, allein die asthmatischen Beschwerden nahmen sichtlich zu; es schien als wolle eine Vomica wieder aufbrechen. Um diese Zeit langte sein Urlaub und Reisepaß zur ausländischen Reise aus St. Petersburg an. Er aber äußerte nunmehr den Wunsch, auch für seine Gattin einen Paß besorgen zu lassen, weil er sich zu schwach fühle, die weite Reise allein zu unternehmen.

Die beiden letzten Tage, der 8. und 9. April, waren etwas leidlicher als die vorhergehenden gewesen, namentlich war am letztgenannten Tage der Kranke schon am Vormittage aus dem Bette gekommen. Sachsensdahl fand ihn lesend an seinem Tische und ungewöhnlich einsylbig. Als er Abends wiederkehrte, unterhielt sich Fählmann mit dem Hrn. Oberpastor Biennemann. Nachdem Dieser fortgegangen war, blieb Dr. Sachsensdahl bis gegen Mitternacht bei ihm. Fählmann erkundigte sich nach den herrschenden Krankheiten und sprach mit Lebhaftigkeit von einigen neueren Arzneimitteln; dann begleitete er seinen scheidenden jungen Freund bis in's Vorzimmer, rauchte daselbst noch eine frische Cigarre an und schloß die Hausthür ab. Bald darauf war er zu Bett gegangen und ruhig eingeschlafen. Gegen 1 Uhr fing er an unruhiger zu athmen und im Schlafe zu stöhnen und erwachte in demselben Augenblicke mit den an seine Frau gerichteten Worten: „Nimm Feuer auf, es kommt schon.“ Giltig wird ein Licht angezündet, ein Blutstrom quillt aus des Kranken Munde; „Salz!“ ruft er mit matter Stimme und in demselben Augenblicke sinkt auch sein Haupt in die Arme der Gattin zurück, — er hatte mit dem letzten Worte seinen letzten Athemzug gemacht. Der eine Viertelstunde später herzukommende Sachsensdahl findet den Freund als Leiche vor.

Wiewohl Alle längst auf diesen Ausgang vorbereitet waren, wirkte doch am folgenden Morgen die Todesnachricht wie ein Blitzstrahl bei heiterm Himmel. Die ganze Stadt war in Bewegung und es ward offenbar, wie viele Freunde und Verehrer der Verstorbene unter allen Klassen gezählt hatte und wie schmerzlich man seinen Verlust betrauerte.

Der Vollendete verdiente diese Theilnahme aber auch im vollem Maaße! Fählmann war als Arzt mit gründlicher Gelehrsamkeit, scharfer Beobachtungsgabe und vielfältiger Erfahrung ein eben so sicherer Diagnostiker, wie er mit glücklichem Tacte jedesmal für den speciellen Fall auch das geeignetste Mittel sogleich herausfand. Das *tuto curare* war bei ihm die Hauptsache; er wollte Krankheiten beseitigen, ohne neue in den Körper zu bringen. Aus diesem Grunde war er mit den metallischen Mitteln sparsam und gab sie nur dort, wo die Erreichung des Ziels auf anderem Wege unmöglich war. Schon zu einer Zeit, wo durch den Schulschlehdrian der Mißbrauch von Mercurialien an der Tagesordnung war und bei manchen Praktikern die Apotheker-Büchsen mit Calomel und Saccharum lactis fast gleichbedeutend erschienen, indem man ihren Inhalt jedem Pülverchen beimischen konnte, wenn man ohne besondere Indikationen mehr expectativ verfahren wollte, sah man Fählmann eine rühmliche Ausnahme machen. Als bei einer einfachen rheumatischen Ruhr im Sommer 1831. ein Arzt keinem seiner Kranken Opium ohne Calomel-Zusätze verordnete, sagte Fählmann: „Der Mann hat eine eigene Art mit vier Pferden zu fahren, indem er zwei vor und zwei hinter den Wagen anspannt; — ich glaube man kommt da mit einem einfachen Vorspann von 2 Pferden rascher fort.“ — In chronischen Krankheiten wandte er am liebsten nur vegetabilische Arzneistoffe an, und zwar ließ er das für den speciellen Krankheitsfall gewählte Mittel oft Wochen und Monate hindurch mit eiserner Beharrlichkeit gebrauchen, bis er seinen Zweck erreichte. Seine durch unzählige glückliche Erfahrungen bewährten Heilmittel waren ihm als liebe Freunde an's Herz gewachsen, daher vertauschte er sie ungern mit Fremdlingen, am wenigsten mit solchen, die als Universalmittel ausposaunt werden. Sobald er jedoch in einem neuen Mittel kräftigere Eigenschaften entdeckte, als in den bisherigen, so ward ein solches sogleich in Dienst ge-

nommen und nicht wieder aufgegeben. *) Unerachtet der großen Krankenzahl, welche er zu besorgen hatte, ward sein Verfahren niemals ein handwerksmäßiges, bei dem nur stehende Receptformeln vorkommen; er individualisirte streng die Fälle, und leitete darnach die Kurmethode. — An seiner praktischen Tüchtigkeit ließ sich kein Zweifel geltend machen; da zu viele redende Beweise am Tage lagen, welche selbst Steine zum Sprechen gezwungen hätten. Fahlmann war aber auch in weit höherem Maaße ein gründlich theoretisch gebildeter Arzt und hatte die reichen Schätze der medicinischen Wissenschaft, welche Vergangenheit und Gegenwart vor Dem verbreitet, welcher in der Heilkunde sichere Schritte thun will, nicht bloß oberflächlich seiner Betrachtung gewürdigt. Er war den wirklichen Fortschritten der Wissenschaft mit einem stillen Fleiße und Eifer gefolgt, wie es wohl höchst selten bei einem praktischen Arzte der Fall ist. Er hatte neben der praktischen Medicin naturhistorische, physikalische und chemische Studien eifrig betrieben, weil er ein Bedürfniß fühlte, mit den neuesten Entdeckungen im gleichen Niveau zu bleiben. Seine wissenschaftlichen Beschäftigungen erstreckten sich über alle Zweige der Arzneiwissenschaft, mit allen ihren Gestaltungen, Systemen, Entdeckungen, Vorzügen und Schwächen der älteren, wie der neueren Zeit, und gerade durch seine frühzeitig erworbene gründliche Kenntniß des Alten hatte er den scharfen kritischen Blick erlangt, mit welchem er die Tageserscheinungen schnell und sicher ihrem Werthe nach richtig auffaßte. Er war kein den Modewinden unterworfenen Rohr, das fortwährend hin und her geschaukelt wird, sondern stand als ein Pfeiler auf seinem Plage, den Kompaß nach der Wahrheit gerichtet. Die Natur hatte ihm schöne Gaben verliehen, und er bei ihrer Ausbildung keine Mühe gespart. Neben seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit besaß er die glücklichen Eigenschaften eines Arztes: Liebe zum Fache, Lust zum Helfen und unermüdlige Ausdauer bei Ausübung der schweren

*) So z. B. war er anfänglich aus theoretischen Gründen sehr gegen das von Strahl im Scharlach empfohlene Ammonium carbonicum eingenommen, bis er es endlich auf die mitgetheilten glücklichen Erfahrungen eines Freundes versuchte und die gute Wirkung bestätigt fand. „Ich halte es für meine Pflicht“, schreibt er, „Dir für die mitgetheilten schönen Erfahrungen zu danken. Das Ammon. carbonic. hat sich auch bei mir glänzend bewährt, ich freue mich über diese Vereinerung.“

Berufspflicht. Der Fürst wie der Tagelöhner hatten als Kranke ganz gleiche Berechtigung auf seine Hilfe, denn sie waren Menschen — seine Brüder. Der vornehme Wirkungskreis, worin er sich täglich bewegte, entzog ihn den Hütten der Armuth und Niedrigkeit nicht. Wie er zu Anfange seiner praktischen Laufbahn aufgetreten war, so beschloß er auch dieselbe; durch das Gewicht des Geldes hatte das des Herzens nicht um einen Gran verloren. — Daß er bei seiner ausgedehnten Lokalpraxis, zumal in Zeiten herrschender Epidemien, viele Aufforderungen, Fahrten über's Land zu machen, ablehnen mußte, war natürlich. Wer durfte ihn deshalb anklagen?! Berücksichtigt man die Menge der täglich zu beantwortenden Geschäftsbriefe an entfernte Kranke, die neben der Praxis besorgt werden mußten, so begreift man es kaum, wie ein Einzelner Das alles ausführen konnte. Am Krankenbett saß er gewöhnlich einsylbig da: er hörte und dachte mehr, als er sprach. Nirgend suchte er mit seinen Kenntnissen zu glänzen, mit glücklichen Kuren sich breit zu machen, oder gar halbverdaute wissenschaftliche Pflanzfrüchte vor Laien auszustramen. Auch pflegte er solche Kranke, wo er Hoffnung zur Wiebergene- sung hatte, nicht erst aufzugeben und dann durch eine Wunderkur oder mit Hilfe eines „Höheren“ durchzubringen; seine aufgegebenen Kranken mußten leider sterben. Fählmann besaß zuviel innern Fond, daher verschmähte er alles dem Handwerk anhängende Klappern.

Aber nicht nur als ausgezeichnete Arzt, auch als Gelehrter nahm er eine ehrenvolle Stellung im Leben ein. Wie er schon in seinen Universitätsjahren sich nicht mit dem Studium der eigentlichen Fachwissenschaften begnügt, sondern auch anderweitige Vorlesungen frequentirt hatte, so blieben ihm auch während seines ärztlichen Berufslebens die Fortschritte der Zeitgenossen in den Sprachwissenschaften, so wie in der Geschichte und Philosophie nicht unbekannt, und was in diesen Fächern irgend Erhebliches erschien, zog seine Aufmerksamkeit auf sich und ward von ihm näher angesehen. Er war daher stets mit den wissenschaftlichen Bewegungen der Gegenwart vertraut und nahm den lebhaftesten Antheil an Allem, was die Neuzeit Interessantes brachte. Auch die politischen Tagesneuigkeiten ließen ihn nicht unberührt, obzwar er für die Politik im engeren Sinne keine Neigung zu haben schien und sich niemals damit befaßt hatte.

Unter seinen sprachlichen Studien müssen wir hier die in Bezug auf das Estnische ganz besonders hervorheben, die schon in seiner Jugendzeit manche Mußestunde ausgefüllt hatten und zu denen er sich in seinem letzten Lebens- Decennio mit einem Eifer hinwendete, den auch manche Aeußerung sprachlicher Gegner nicht zu lähmen vermochte. — Ost genug erklärte er, daß er sich die Verdienste eines Sprachforschers nie anmaßen könne, da er nur als Liebhaber auf diesem Felde arbeite; und doch haben gerade diese Arbeiten, so weit sie das ästhetische Gebiet berührten und die Veröffentlichung Estnischer Nationalpoesieen veranlaßten, den Namen des Mannes weit über die Gränzen seines Vaterlandes hinaus bekannt gemacht, während seine ärztliche Berufsthätigkeit in dem engeren Umkreise seines Wohnortes sich abschloß. — Er war schon durch seinen Beruf als Lektor der Estnischen Sprache an der Dorpatschen Universität dazu veranlaßt, sich nicht nur mit dem Sammeln Estnischer Sprachdenkmäler zu beschäftigen, sondern auch der Sprache selbst und ihrem grammatischen Bau seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. In letzter Beziehung ging sein Streben dahin, für künftige Bearbeiter der Grammatik Material zu sammeln. Die Herausgabe einer neuen vollständigen Estnischen Grammatik hielt er (wie auch schon der verstorbene Propst Masing) für ein noch zu frühzeitiges Unternehmen und meinte, daß es dazu noch vielfacher Vorarbeiten und gründlicher Untersuchungen bedürfe. Wäre ein ruhigeres Loos, etwa das eines Landpredigers, unsrem Fählmann zu Theil geworden, so würde er gewiß, soweit nur eine treue und gewissenhafte Erfüllung seiner Berufspflichten ihm Muße gegönnt hätte, jene Vorarbeiten und Untersuchungen übernommen und uns eine Estnische Grammatik geliefert haben, die nicht, wie er bei einer solchen Arbeit eines Andern scherzend bemerkte, der Estnischen Sprache zwar die Lateinische Zwangsjacke ausgezogen, aber dafür eine Finnische wieder angezogen hätte.

Nicht minder bedeutend erscheint uns Fählmann als Mensch in jeder Beziehung und in allen Verhältnissen des Lebens. Ein so lauterer Charakter, wie der seinige, gehört zu den Seltenheiten. Die philosophische Durchbildung des Verstandes war nicht auf Kosten des Herzens geschehen; sein Gemüth war ein kindliches geblieben, aber seine äußere Erscheinung war so originell und excentrisch, verrieth so wenig den innern Kern, daß er von Vielen

ganz unrichtig beurtheilt wurde. — Mit einem gewöhnlichen Maasstabe dürfen aber auch Charaktere, wie der seinige, nicht gemessen werden, wenn man nicht auf falsche Resultate herauskommen soll. Zu ihrer Beurtheilung gehört mehr, als die oberflächliche Bekanntschaft im gewöhnlichen geschäftlichen oder geselligen Verkehr, gehört eine genaue Kenntniß aller Verhältnisse, die auf ihre Ausprägung gewirkt haben, ein Zurückgehen in die früheste Kindheit, wo oft der Grund zu auffallenden Erscheinungen im Mannesalter gelegt wird, die wir uns anders garnicht erklären können. Wie Fählmann — nach des seligen von Liphart's Ausdruck — schon als Knabe ein reiner und großer Mensch war, so blieb er es auch als Mann, da es ein unwiderstehliches Bedürfniß seine Natur war und er stets den guten Willen und die Kraft hatte, jede gute Anlage bis zur möglichsten Vollendung auszubilden. Im Umgange behielt er unter allen Umständen Ruhe und Besonnenheit, und wenn es in seltenen Fällen Augenblicke gab, in denen er von einer leidenschaftlichen Aufregung hingerissen über empfangene Kränkungen böse werden konnte, so hat er doch in seinem Grolle nie Böses mit Bösem zu vergelten gesucht. In seinen kräftigeren Jahren konnte er über die dumme Bosheit Anderer nur scherzen, allein als sein Körper leidender geworden, sehen wir in demselben Verhältniß die Reizbarkeit größer werden, wie er selbst in seinen Briefen gesteht. Bei eingetretenen Mißhelligkeiten mit Freunden behielt er große Mäßigung und vermied Alles, wodurch des Andern Feuer lebhafter hätte angefaßt werden können. In der Regel überließ er die Sache der Zeit, damit der Gegner sich abfühle, zum Theil auch sein Unrecht selbst einsehen lerne; dann erst versuchte er die Differenz auszugleichen. Der Schreiber dieser Zeilen könnte aus eigener Erfahrung eine Menge Belege liefern. Aber wie verschieden auch bisweilen unsere Ansichten und Meinungen sich gestalteten, nie wurde dadurch die Freundschaft getrübt, und Das war allemal sein Verdienst. Seine geistige Ueberlegenheit gegen einen Schwächern geltend zu machen, war ihm eben so unmöglich, als einen erworbenen Freund wieder aufzugeben. Seine Freundschaft war ein gleichmäßiger Sonnenschein, der Nebel und Wolken durchbrechend stets unverändert bleibt. Wie eine Centralsonne die Planeten, so hielt sein großes Herz die Freunde stets an sich gefesselt, sie mit Licht und Wärme beglückend; sein letzter Pulsschlag und Athem-

zug zerriß erst diese Bande. Er war ein treuer und wahrer Freund. Gegen die Fehler und Schwächen Anderer war er nachsichtig, aber desto strenger gegen die eigenen. Aller falsche Schein war seinem Wesen fremd und Glanz ohne Solidität, glattes Aeußere ohne innere Wahrheit, gewandte Bewegung in den konventionellen Lebensformen ohne tüchtigen Gehalt des Charakters konnte ihn weder blenden noch gewinnen. Selbst schlicht und einfach, wollte er auch Den schlicht und einfach, wahr und treu, zu dem er sich näher sollte hingezogen fühlen. — Aus diesem Grunde war er in größeren Gesellschaften mehr einsylbig und verschlossen als mittheilend und nur im engeren Freundeskreise gesprächig und gemüthlich heiter.

Fählmann's Edelmutb und Freigiebigkeit waren unerschöpflich. Der Nothleidende — ob bekannt oder fremd — fand bei ihm Hilfe, und obgleich seine Gutmüthigkeit öfters gemißbraucht und hintergangen worden war, ward er nicht müde zu helfen, wo er nur konnte. Von der Art und Weise, wie er Unbekannten Geld auslieh, wollen wir nur einen Zug erzählen. Eines Morgens erscheint ein ihm ganz fremder junger Mann, der 25 Rbl. S. anleihen will. „5m! Fünfundzwanzig Rubel?“ spricht Fählmann, „wollen gleich nachsehen, ob so viel in der Kasse vorrätbig liegt.“ Ein paar Minuten später kehrt er mit dem Gelde zurück. Der junge Mann verlangt Schreibzeug. „Wozu?“ Ich will Ihnen eine Schuldverschreibung geben. „Brauche keine; wollen Sie das Geld wiederzahlen, werden Sie es ohne Verschreibung thun, — im entgegengesetzten Falle würde mir Ihre Schrift auch nichts nützen.“ Der Jüngling empfiehlt sich, ohne daß der Geber nach seinem Namen fragte. Doch Das war ganz in der Regel. Wenn aber der Schuldner später wirklich das Geld brachte, so unterließ Fählmann es nicht, nach seinem Namen zu fragen und lohnte wohl auch dem ehrlichen Mann mit einem herzlichen Händedruck. — Selbst größere Summen, einmal sogar 200 Rbl. S., wurden auf das Ungewisse ohne Schwierigkeit hingegeben. Wie viele Menschen giebt es, die solche Summen auf's Spiel setzen? Und Fählmann war kein reicher Mann, wie der für seine große Thätigkeit sehr bescheidene Nachlaß ausweist. Ein Anderer hätte in seiner Lage gewiß das Doppelte für die Familie hinterlassen können, aber er hatte der Brüder und Schwestern zu viele, mit denen er theilen mußte. Ward er zu einem dürftigen Kranken gerufen, wo es am Noth-

dürftigsten gebracht, da mußte gleich Hilfe geschafft werden, doch so, als käme sie nicht von ihm, sondern von einem Wohlthäter, der nicht genannt sein wollte. In den schweren Mißwachsjahren, wo die Noth auf dem Lande groß war, sind manche Spenden von ihm hie und da vertheilt worden, aber er blieb stets der unsichtbare Geber.

Hier könnten wir füglich schließen, wenn uns nicht noch eine heilige Pflicht gegen den Hingeshiedenen aufforderte, den Zweifel, welche man gegen Fählmann's Stellung zum Christenthum erhoben hat, mit einigen Worten zu begegnen. — In einer Zeit herangewachsen und gebildet, in welcher die rationalistische Auffassung der christlichen Lehre die fast allein gültige war, konnte er sich mit den Anforderungen nicht einverstanden fühlen, welche die Theologen unsrer Tage rücksichtlich des Glaubens, als des bestimmt eingegrenzten Bekenntnisses eines scharf ausgeprägten Lehrsystemes, an den Einzelnen stellen, und er sprach hierüber seine Meinung mit der ihm eigenthümlichen ruhigen Freimüthigkeit aus. Wir wollen es nimmer verkennen, wie wichtig Glaubens- Ueberzeugungen als Quellen einer gottwohlgefälligen Gesinnung sind, und wir sind weder befähigt noch fühlen wir uns dazu berufen, die religiösen Ueberzeugungen zu zergliedern, aus denen unser Fählmann seine Kraft zum Handeln und seine Ruhe im Leiden schöpfte, auch halten wir uns nicht für befugt darüber zu richten, wie viel oder wie wenig ihm zu Dem gefehlt haben mag, was dazu nöthig ist, um ein gläubiger Christ heißen zu dürfen; aber Das wissen wir, daß Fählmann keine Christenpflicht gegen seine Nebenmenschen geüffentlich unerfüllt gelassen, sondern jeder Anforderung zu genügen gesucht hat, die man an einen Christen rücksichtlich seiner Pflichttreue und seiner Menschenliebe zu stellen pflegt. — Der bekannte Samariter, dessen Christus in seinem Gleichniß erwähnt, war gewiß mit allen Lehrsätzen der christlichen Kirche unbekannt und doch hat der Herr selbst sein Handeln Andern zum Belspiel aufgestellt, und so dürfen auch wir manchem Jünglinge, der etwa diese thatkräftigen, ernst strebsamen und edel handelnden Mannes Lebensskizze lesen sollte, zurufen, ohne ihn in seinem Glauben irre machen zu wollen: Zeige nur stets Deinen Glauben auch in Uebereinstimmung mit Deinen Werken, und freut dich des thätigen, edlen Biedermannes Bild, so gehe hin und thue desgleichen.

Ueber estnische Orthographie,

von Dr. Friedr. Rob. Fäßlmann.

Vorerinnerungen.

Wie soll das Estnische geschrieben werden? Diese Frage ist oft aufgeworfen worden und es hat an Männern nicht gemangelt, welche sich ernstlich bemühten sie zu beantworten *).

*) Die estn. Orthogr. stammt von Deutschen her. Die Deutschen, welche zuerst Estnisch schrieben, führten ihr ganzes Alphabet herüber; was nicht gut durch deutsche Schriftzeichen ausgedrückt werden konnte, suchte man durch die wunderlichsten Zusammenstellungen von Buchstaben kenntlich zu machen, und Buchstaben, die in der estn. Spr. gar nicht vorkommen, brachte man in falsch ausgesprochenen Wörtern an oder in solchen deutschen Ausdrücken, mit denen man reichlich die estn. Spr. zu beschenken bemüht war.

Die estn. Orthogr. ist auch immer in einer genauen Abhängigkeit von der deutschen geblieben. Die ersten estn. Druckschriften, die wir haben, erschienen zu Anfange des 17. Jh., zu einer Zeit, wo die deutsche Orthogr. noch selbst gar im Argen lag. Obgleich dieser der Hauptgrund ist, warum die Schreibart in den ersten Schriften so unbequem ist, so muß doch nicht minder die mangelhafte Kenntniß der Sprache in dieser Zeit mit in Anschlag gebracht werden und eine gewisse Vornehmthueri, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat: man sagt, der Est spreche nicht genau genug, man müsse richtiger schreiben.

Gegen das Ende des 18. Jh. hin fing man an die deutsche Orthogr. zu berichtigen und der Aussprache angemessener einzurichten, und diese Bemühungen wirkten mit auf die estn. Schrift ein. Daß man das Bedürfniß einer Verbesserung fühlte und Mancher schon die Sache ernstlich überdacht hatte, geht besonders daraus hervor, daß auf einer Versammlung von Geistlichen zu Urbs 1688, die sich über die Uebersetzung der heil. Schrift besprachen sollten, die verschiedenen Ansichten über die Orthogr. einen Streit verursachten, der damit endigte, daß die ganze Versammlung unverrichteter Sache aus einander ging. Forselius' Bemühungen, die estn. Orthogr. zu verbessern, wird rühmlich gedacht von Gutsleff in der Vorrede der Th. Helle'schen Gramm. p. 28—30; er suchte die Schrift der Aussprache des Esten genauer anzupassen und stieß mehrere unnöthige Buchstaben aus. Was in Göseken's Gramm. (1660) noch ganz borstig erscheint, ist in Hernung's Gramm. (1693) schon geglätteter, und Thor Helle lehrt in seiner Gramm. (1732) die Schreibart, welche wir in der Bibelübersetzung (an der er eifrig Theil nahm) wiederfinden. Dieser gründl. Sprachforscher zeigt an vielen Stellen, daß Mehreres durch die damalige Schreibart gar nicht wiedergegeben werde und schlägt auch Verbef-

Aber es herrscht noch immer darin viel Willkür, Unbestimmtheit und Unklarheit; es bleibt die oben ausgesprochene Frage noch immer von Wichtigkeit und sie wird noch in unsern Tagen oft wiederholt, eben weil ein dringendes Bedürfniß sich zeigt für eine gleichmäßige Schrift, weil die bestehende Orthographie den gerechten Ansprüchen nicht nachkömmt und weil kaum zwei Schriftsteller dieselbe Orthographie beobachten, oft genug derselbe Schriftsteller auf jeder Seite seines Buches eine andere hat.

Wie die Schrift überhaupt die hörbare Sprache zu einer sichtbaren machen soll, so soll nun wiederum die Orthographie dafür sorgen, daß die Schrift durch genau unterschiedene Zeichen die hörbare Sprache treu wiedergebe. Die Sprachlehre muß der Schreiblehre vorgehen und in Sprachen, wo jene eine fertige ist, kann die Orthographie kurz abgemacht werden. In der estn. Sprache aber, wo weder die Elementarlehre, noch auch die Formenlehre genau durchforscht sind, muß das Eine und Andere dieser Doctrinen mit herübergezogen werden, des besseren Verständnisses wegen.

Welche sind aber die allgemein leitenden Grundsätze für die Orthographie überhaupt und für die estnische insbesondere? Schon die Schriftzeichen selbst sind *signa arbitraria*, und Regeln für die Orthographie lassen sich aus der Logik kaum abstrahiren; Gewohnheit, Auctorität, Convenienz, Eigensinn vertreten ihre Stelle, und daher werden auch Sätze von Einzelnen in Vorschlag gebracht, die selten allgemeine Geltung gewinnen. Im Allgemeinen werden wir diejenige Orthographie für die adäquateste halten, welche am genauesten aber auch zugleich am einfachsten die mündliche Sprache wiedergiebt, und in dieser Rücksicht könnte unter den neuern Sprachen die deutsche die beste Orthographie haben. Rechts und links sind andere Sprachen von der Mittelstraße abgegangen. Man wolle nicht jede auch unbedeutende Abänderung der Aussprache in der Schrift bezeichnen, — es muß der Leseübung auch etwas überlassen bleiben — oder man käme dahin, wo die Engländer schon sind: eine Hand voll Buchstaben ungeregelt hinter einander hin zu schreiben und sie nun nach beliebiger Uebereinkunft auszusprechen! Aber eben so schlimm ist's, zu wenig auf die Eigenthümlichkeit der Sprachweise zu achten, zu viel der Leseübung aufbürden und die Orthographie der einen Sprache auch für die andere für hinlänglich erklären zu wollen. Und so war's und ist's noch in der estn.

ferungen der Schrift vor; diese mögen aber besonders durch die Uniformirer der Bibel in Reval wieder vernichtet worden sein.

Die Bibelübersetzung (1737) hat eine Orthographie, die wir für die Zeit, in welcher sie entstand, eine sehr verbesserte nennen können. Diese Orthogr., an der in den neuen Ausgaben kaum etwas Wesentliches geändert worden ist, verblieb aber als Norm bis in die neuesten Zeiten, wo Masfing sie erschütterte.

Sprache. Einem gebildeteren Esten legte ich die Frage vor, ob die übliche Schreibweise wirklich genüge und den Sinn der Rede und die Aussprache auch wirklich treu wiedergebe — und bekam zur Antwort: es wäre nicht so; er und Andere hätten in ihrer Jugend viel Zeit gebraucht, um sich zu üben, aus dem Sinn, den sie in der Schrift vermutheten, die richtige Aussprache zu treffen; man müsse ein Stück schon einmal durchgelesen haben, um es richtig und geläufig lesen zu können. Diese Aeußerung ist eine Aufforderung zur Verbesserung der estn. Orthographie, und seitdem ich diese Aeußerung gehört habe, halte ich ernstliche Verbesserungsversuche nicht für überflüssig. Man ist gewohnt, hierher gehörige Vorschläge mit demselben kurzen Urtheil abzufertigen, wie eine jede andere Arbeit in der estn. Sprache, nämlich: man komme damit zu früh; man sichte und sondere zuvor noch andere Dinge. Bedenkt man aber, daß die Bearbeitung der einen Doctrin auch die anderer beleuchtet und daß jene ängstliche Rücksicht besonders Schuld gewesen ist, daß in den 800 Jahren, während welcher nun schon das Evangelium den Esten gepredigt wird, die Sprache der Esten noch so wenig gründlich bearbeitet worden ist; so halte ich's für Pflicht, sich auf das Vorhandene zu stützen und von allen Seiten in die Sprache tiefer einzudringen.

Eine wichtige Frage ist: können wir hoffen, daß die hier festgesetzten Regeln allgemeine Geltung erhalten werden? Diese Frage dürfen wir wohl nicht in einen Wunsch umformen — er wird kaum in Erfüllung gehen. Der Fuß wächst in die Unebenheiten des drückenden Schuhs hinein, so daß nun der regelrechte Schuh empfindlicher drückt. Von unsrer Gesellschaft ist der Wunsch ausgesprochen worden, eine Norm zu haben, wonach die Orthographie der von ihr ausgehenden Schriften gleichmäßiger gehalten werden könnte. Nur in diesem Sinne habe ich den an mich gerichteten Auftrag zu erfüllen versucht, und bitte um Rücksicht, wenn ich hier und dort das Rechte nicht sollte getroffen haben. Die Sprachkundigen unserer Gesellschaft fordere ich hienit auf, ihre Bemerkungen hinzuzufügen, damit ich diesen und jenen Satz berichtigen oder manches vielleicht Uebersene hinzufügen könnte. Namentlich fehlt hier, was der dörpische Dialekt Abweichendes hat. Der geneigte Leser wundere sich nicht, wenn dann und wann ein Vorschlag kommt, den er nicht annehmen kann; eben so wenig will sich der Verfasser wundern, wenn der eine oder andere seiner Lieblingsätze wenig Anklang findet oder auch ganz durchfällt.

L i t e r a t u r :

1. *Manuductio ad Linguam Oesthonicam*, Anführung zur Estnischen Sprache, von Henrico Gösekenio. Reval 1660. fl. 8.

2. Grammatica Esthonica etc. ed. a Johanne Hornung. Riga, (ohne Jahreszahl 1693.) fl. 8.
3. Kurzgefaßte Anweisung zur Esthnischen Sprache ic., von A. Thor Helle; herausgegeben v. E. Gutsleff. 1732. 8.
4. Esthnische Sprachlehre für die beiden Hauptdialecte ic., v. Hupel. Mitau 1818. 8.
5. Beiträge zur genaueren Kenntniß der esthnischen Sprache, v. J. H. Rosenplänter, 20 Hefte in 5 Bänden.
6. Beitrag, zur Esthnischen Orthographie, von D. W. Masing. 1824. 8.
7. Bemerkungen über D. W. Masing's Beitrag zur esthnischen Orthographie, von einem Freunde der esthnischen Sprache. 1826. 8.
8. Ausführliche Anzeige und Beurtheilung der Schrift: Beitrag zur Esthnischen Orthographie von D. W. Masing. 1827, von J. J. A. Hirschhausen. 8.
9. Beleuchtung der über D. W. Masing's Beitrag zur esthnischen Orthographie erschienenen Bemerkungen ic., v. D. W. Masing. 1827. 8.
10. Grammatik der Esthnischen Sprache, Revalschen Dialectes, v. Ed. Ahrens. 1. Th. Formenlehre. Reval 1843. 8.
11. Vorschläge zur Verbesserung der Esthnischen Schrift, von D. W. Masing. 1820. 8.

I. Abschnitt.

Allgemeine Regeln.

§. 1. Man schreibe wo möglich genau so, wie man spricht.

1. Dieser ist der Hauptsatz. Der Estte spricht viel genauer alle Buchstaben aus, als der Deutsche. Man vergleiche nur die gleichgeschriebenen Wörter: Leib und leib, Rand und rand, Rind und rind, und u. und, sang und säng, arg und arg.

2. Hier muß der alte Streitpunkt wieder berührt werden: welche ist die Quelle, aus welcher wir die richtige Aussprache des Esthnischen schöpfen sollen? Der Quellen für die Aussprache wären vier. a) Schriften. Die estn. Schriften enthalten aber bis hiezu eine mangelhafte Sprache, die wenig volksthümlich ist, und ein Buch widerspricht dem andern. b) Prediger. Jetzt freilich sind die meisten Prediger deutsche Eingeborne. Aber auch jetzt noch wird in den Städten und sogar auf dem Lande von den Deutschen die estn. Sprache nur beiläufig gelernt, und die jungen Theologen erlernen sie oft erst nach beendigtem Universitätsstudium und auch dann mehr nach Büchern als aus dem Munde des Volks. Ich habe in Jerwen und Wierland selbst alte Prediger im usurpirten

(sogenannten) classischen Dialect — nämlich im steifen harrischen — predigen gehört. In früheren Zeiten, wo die meisten Prediger Ausländer waren, richtete man sich nach den Charteken, von denen Kelsch spricht. Jäsa und Jäsand haben ihre Entstehung gewiß den ungelenten thüringischen Sprachorganen zu verdanken und noch zu unserer Zeit hörte man: Jummal olko sinno sittamees und Jäsa meie, kes sa ollet teiwas. c) Eingeborne Deutsche, die vielfach mit Esten in Berührung gewesen. Sie können freilich in vielen Stücken leiten, weil der rohe Este sehr schwer dahin zu bringen ist, über seine Sprache Rechenschaft zu geben; aber fast immer haben sie die Sprache nur oberflächlich erlernt. d) Endlich der Mund des Volkes selbst. Nachlässigkeit, beschränkter Localdialect, Beimischung der uncorrecten Bücher- und Kirchensprache trüben freilich diese Quelle; aber Hören und Wiederhören, und Vergleichen und Sichten leitet uns dennoch sicher. Nur darauf, wie die Sprache des Rationalesten beschaffen ist, kommt es an, auf das Estnisch Anderer wenig. Der Mund des Volkes ist und bleibt die einzig sichere Quelle wie der Sprache überhaupt, so auch der richtigen Aussprache. Freilich wäre die Sprache des gebildeten, in mehreren Sprachen bewanderten Esten am richtigsten; doch giebt es Männer, wie Masing war, nur wenige. Aber auch in jedem Kirchspiel, fast in jedem Dorf findet man einen und den andern Bauern, der eine Ehre drin sucht, geläufig und rein zu sprechen.

§. 2. Man achte auf Abstammung und Zusammensetzung.

Bei der genauen Aussprache der Esten ist Abstammung und Zusammensetzung sogleich klar; dennoch giebt es Fälle, wo ein Buchstabe neben andern undeutlich wird. So raudsep, kingsep, umbsoim; andsime, leidsime, wöidsime — wöitsime, eitsime; waenlane und nicht waendlane oder wainlane (die Verwechslung des o und u in §. 7.).

§. 3. Da nun schon eine Orthographie besteht, so nehme man auf sie einigermaßen Rücksicht, weil das Neue unbequem ist und sich doch erst Bahn brechen müßte.

Die Orthographie der Bibel ist lange nicht mehr fester usus, besonders seitdem Masing die dringende Nothwendigkeit gezeigt hat von ihr abzugehen und seine Vorschläge, der eine mehr der andere weniger, nach und nach Eingang gefunden haben. Dennoch lasse man sich nicht beikommen, eine jede geringfügige Abweichung in der Aussprache in den Flexions- und Ableitungsformen zugleich auch durch die Schrift kenntlich machen zu wollen; man muß hier, wie auch in andern Sprachen, auf die Leseübung sich verlassen. So z. B. ist ein kleiner Unterschied im Nominativ und Genitiv einiger Wörter der 2. Decl. auf a, e und o: kassa, one, õno ic.

II. Abschnitt.

Besondere Regeln.

Cap. 1. Critik der Schriftzeichen.

Die Buchstaben sind dem deutschen Alphabet entnommen. Die Estnisch schreibenden Deutschen nahmen so viel zu ihrem Gebrauch, als ihnen gut dünkte. Aber die Eigenthümlichkeiten der estn. Spr. machten es in der Folgezeit nothwendig, mehrere Buchstaben auszustossen und auch wieder neue Zeichen zu erfinden.

§. 4. Vocale.

Der Este hat 9 Vocale: a, e, i, o, u, õ, ä, ö, ü. Die drei letzten sind reine Vocale und nicht, wie im Deutschen, Umlaute von a, o und u. Das õ ist ein eigenthümlicher estn. Vocal und Masing hatte vollkommen recht, ein eigenes Zeichen für ihn zu erfinden. Er kommt in einer Menge von Wörtern vor, nur hört man ihn nicht überall gleich häufig, am häufigsten am Reipusstrand (so daß das o auf Kosten des õ im Tormaschen und Roddaserchen ganz verschwindet; am seltensten in Ost-Harrien (wo er durch a, o und ö ersetzt wird), woher er in den Masing'schen Schriften sehr oft, zu oft vorkommt (auch in kord, ommeti, koft, ots, kõhhe, ostma, otšima &c.), dagegen in dem sogenannten classischen Dialect gar nicht.

Jeder Vocal wird immer vollkommen gleich ausgesprochen — die Dehnung und prosodische Geltung abgerechnet (s. Verwechsel. von o und u §. 7.).

§. 5. Diphthongen

giebt es bei weitem mehr, als in anderen Sprachen, 14.

- 1) ae. fael, pael, nael, waen, laew, faew.
- 2) ai. paik, waik, waim, wain.
- 3) au. au, auk, faun, faun, laud, paun.
- 4) äi. äi, wäi, läik, käik.
- 5) ea. ea, pea, teadma, seadma.
- 6) ei. leib, meie, reis, teine.
- 7) iu. liug, siug, kiusama, niuded.
- 8) oe. poeg, koer, soe.
- 9) oi. pois, koit, koi, koiw, oinas, otgama.
- 10) õe. mõel, mõet, rõem, sõel, mõeduma.
- 11) õi. õis, õiskama, põis, sõit, wõik, sõim, sõimama.
- 12) õu. õu, õun, nõu, jõud, sõuama, tõukama.
- 13) õi. õid, kõis, põid, kõitma.
- 14) ui. kui, muid, puid, tuiſt, luisſt, uinuma, suifuma, tuifuma.

Anm. Masing hat 20 aufgestellt, von denen viele gestrichen werden müssen.

1—3. äe, öe, üi. Das e und i sollte als Dehnungszeichen für das ä, ö und ü dienen und zugleich mit ihnen zu einem Doppellaute zusammenschmelzen: päed, töed, süid.

4. eä fällt weg, weil es nur in der Schrift vorkommt, der nachlässigen Sprache oder dem dörsptischen Dial. nachgebildet (peäl, seäl, teäl, seäduš u.).

5. eu. Das griech. eu hat der Este nicht. Die fehlerhafte deutsche Aussprache, welche öi und eu verwechselt (Döitsch, öier, Föier) hat diesen Irrthum veranlaßt. peud und reud sind pöid und röid; peug ist peig (Bräutigam), leug ist leig und fend ist föit (das Fahren). S. Steingrübbers Bem. p. 8, worauf Masing nichts weiter erwidert hat.

6. ou. Mas. führt nur kous an. Von foggo (die Sammlung) haben kooš, koošt, kooko adverbiale Bedeutung; will man kous schreiben, so ist das Wort zweifelbig. (Hier muß noch bemerkt werden, daß durch die fehlerhafte Aussprache der hiesigen Deutschen das au wie ou klingt (auf wie ouf, Lauf wie Louf); in einigen Wörtern, die der Este aufgenommen hat, hört man daher wirklich ou: wou (Pflau), tou (Tau).

7. ua. Soll kua und kuad von kua abstammen, so sind sie zweifelbig. soog kann im Genitiv nur soa haben (nach roog—roa).

Das öu hatte Mas. ausgelassen, obgleich er es in seinem ABC-Buch hat, das 1 Jahr früher erschien.

Anm. 2. Nicht immer bilden neben einander stehende Vocale Diphthongen. Wenn durch Stammfexion und Contraction Vocale neben einander zu stehen kommen, so entsteht nur ein Diphthong, wenn i der zweite Vocal ist. So ist ein Unterschied zwischen saab und sa-ab, teed und te-ed, meest und me-est, faun und fa-un, raud und ra-ud, aud und a-ud, sood und so-ed, sööd und sö-ed.

So ist zweifelbig: wean, sea; teen und wee; weo und teo; noa und loo; öe und jöe; söa; mäe und kää; näo und kää; näen, köen, vöel(da) u.

So ist in aui au der Diphth., während durch Contraction von saui, jäui, toui, joiui, löui, söui das i Diphthonge bildet (sain, jain, töin, jöin, löin, löin, söin).

Anm. 3. Daß im Göselen, Hornung, Thor Helle und Hupel viele Unrichtigkeiten vorkommen mußten, ist leicht einzusehen, weil namentlich das ö ihnen mangelte. Wenn Hupel von Triphthongen und Tetraththongen spricht, so liegt der Irrthum darin, daß ä, ö und ü ihm für Diphthongen gelten und er das öe durch öä gab (nöäl u.).

§. 6. Gedehnte und kurze Vocale.

Die Wahrung der Diphthongen ist immer eine gleiche, d. h. eine gedehnte.

Die Währung der Vocale ist eine doppelte, nämlich eine gedehnte und eine kurze. Gutslaff d. A. und Masing nehmen noch eine mittlere an, die aber ganz überflüssig ist*).

Für kurze und lange Vocale sind keine besondere Zeichen vorhanden, eben so in der neuen Zeit kein eigenes allgemeines Dehnungszeichen eingeführt oder vorgeschlagen worden. Es hat sich der usus festgesetzt, den langen Vocal in der offenen Silbe einfach zu schreiben, in der geschlossenen aber doppelt. Obgleich die Schrift dadurch etwas buntschickig wird, weil ein und dasselbe Wort in den verschiedenen Beugefällen bald einen doppelten bald einen einfachen Vocal bekommt bei ganz gleicher Währung desselben (z. B. ool, ole, volt; keel, kele, keelt u.); so muß dieser usus dennoch unangetastet bleiben, weil nichts Einfacheres vorgeschlagen werden kann. Wollte man den langen Vocal constant mit einem Strich bezeichnen (ōl, ōle, ōlt; fās, fāne, fānt u., wie Kreuzwald dann und wann thut), so hätte man die Zahl der Schriftzeichen zu sehr vermehrt.

Ein Haupteinwand gegen diesen usus wäre, daß man nicht gehörig unterscheiden könne, ob zwei gleiche Vocale neben einander in einer oder in zwei Silben ausgesprochen werden sollen: saab und sa-ab, mees und me-es, meest und me-est, und ob man nicht die Vocale in wee, wees, weest und te, tees, teest gleich auszusprechen veranlaßt werden könnte. Man sei hier aber nicht zu mikroskopisch und gestatte es der Sprache des gewöhnlichen Lebens und der poetischen Lizenz, zwei neben einander stehende gleiche oder verträgliche Vocale als gedehnten Vocal oder als Mischlaut in einer Silbe auszusprechen (wie es auch wirklich geschieht und auch in den alten Sprachen vorkommt): wee, mää, fõe, foos (statt fous), loole (st. loule) u., und nur in Verwechslungsgefahr bringe man ein Trennungszeichen an, z. B. mees der Mann und me-es im Honig, meest einen Mann und me-est aus dem Honig u.

*) In der sehr rhythmischen estnischen Sprache greift die Prosodie fast in alle Sprachdoctrinen ein, nur schade, daß nichts Gebiegenes über sie erschienen ist! Die bisher aufgestellten Sätze, welche in eigenen Abhandlungen der Rosenpl. Beitr. und zerstreut namentlich in den Schriften über Orthographie vorkommen, haben die einfachsten Sachen verwirrt und verwickelt. Wenn hier dann und wann der Prosodie Erwähnung geschehen muß, so werde ich mich bemühen die Sätze kurz und klar zu geben, wo möglich mit Hinweisung auf die deutsche Prosodie.

Die Währung des Vocals (d. h. Länge und Kürze) hat mit seiner prosod. Geltung (der Betonung oder dem Accent) nichts zu schaffen, denn der kurze Vocal kann accentuirt sein, wie der lange; kella und silla sind eben so gute Trochäen wie kela und sili (üben und üppig, mahnen und Mannen). Die Unterscheidung in lang und kurz ist übrigens nur für den betonten oder accentuirten Vocal von Belang, für den unbetonten oder stumpfen von keinem.

Anmerk. Masing hat diese einfachen Regeln theils unklar, theils offenbar unrichtig gegeben. Abgesehen von der unnöthigen mittleren Währung und der gezwungenen Anwendung der Prosodie auf diese Regeln, ist gar kein Grund vorhanden, in den Beugungsfällen einsilbiger Wörter, wo die Silbe offen bleibt, den Vocal doppelt zu schreiben (p. 6. nota 3. ku, G. kuu, ma G. maa ic.) oder das ä und ö durch e und das ü durch i zu dehnen (p. 7. nota 4 unten, rä - ræd, wö -- wõe, sü — süid ic.). Dennoch muß zugegeben werden, daß das lange ü einen i-Nachklang hat, aber nicht immer.

§. 7. Unterschied zwischen o und u.

Beide Vocale haben im Estnischen einen verwandten Klang, besonders in den Flexionsendungen der Nomina und Verba. Welcher Unterschied ist festzusetzen?

Den Declinivocal o der Nomina hört man nur im Nominativ und Genitiv deutlich; in allen übrigen Casus geht er in u über. Man vergleiche: minna, onno, käggo, røem, kaew, kirrif, ämmarif. In Fällen wird hierdurch auch der Gen. und der best. Acc. vom Ingress. und unbest. Acc. im Singul. unterschieden: kaewo und kaewu; kirrifo und kirrifu.

Der Bindevocal o fehlt beim Verb ganz. Wenn aber vom Nominativ oder Genitiv des Nomens Verba abgeleitet werden — soll dann o oder u stehen (liggunema — leotama, tiggunema — teotama ic.)? Bei anderen Verben ist diese Ableitung unbestimmt, z. B. in warjuma ist u der Bindevocal, der in warjutama mit hineingeht. — Hier müßte sich ein fester usus bilden.

In der Flexion bilden o und u neben einander einen Mischlaut, der dem langen o näher liegt: foos st. fous, lool, loole statt loul, loule, rool und wool st. roul und woul (von roog und woog), koon st. koun (von kudduma) ic.

Anm. 1. Thor Helle p. 3. §. 2. spricht von der Verwandtschaft des o und u und p. 8. nota sagt er: „wenn das o am Ende wächst (in der Declin.), so wird's verwandelt in u; dagegen, wenn die Silbe ga und ta auf's o folgt, so bleibt's.

2. Steingrüber bedauert p. 9., daß das u in der estn. Sprache immer mehr um sich greife und das edlere und anständigere o immer weiter verdrängen wolle. Man lasse aber einem jeden sein Recht widerfahren. Temma chhitas kirrifot, läks kirrifo ist eben so unrichtig, als miñu ja kirrifu wäljad jooksewad ühte.

3. Masing räumte dem u sein volles Recht ein; doch ist's unrichtig, es im Nominativ zu gebrauchen: luggu, teggu, oñu ic.

§. 8. Consonanten.

Die Consonanten spricht der Este mit großer Genauigkeit

aus und man hat sich nur genau nach seiner Aussprache zu richten, um sie richtig zu schreiben.

Der Esten hat 14. Consonanten: b, d, g, h, j, k, l, m, n, p, r, s, t, w.

Zu merken ist, daß kein estn. Wort mit b, d oder g anfängt, obgleich diese Buchstaben sonst überall im Worte vorkommen können: alb, ind, oog; kube, finda, õige ic.

§. 9. Die liquidae l, m, n, r, s werden genau wie im Deutschen ausgesprochen. Das s hat nur eine Aussprache, und man ist zu mikrologisch, wenn man es zu Anfange der Wörter bald schärfer bald leiser will gehört haben. Schließt es eine Silbe, so schreibe man es kurz (s); fängt es eine Silbe an oder ist es in der Mitte derselben, so schreibe man es lang (s).

§. 10. Die mutae pbw, fgj, td werden von den Esten genau ausgesprochen und unterschieden; doch macht man in der Schrift viele Fehler, weil man bisher darauf nicht geachtet hat, wie sie in der Flexion in einander übergehen. Man richte sich nach den Regeln der Stammflexion. (Verhandlungen. Heft 2.)

§. 11. Das h zu Anfange hört man nur in wenigen Kirchspielen des rev. = estn. Sprachdistricts, in Jerwen und Land-Wierland gar nicht; in der Schrift kommt es zu oft vor. In der Mitte ist es scharf, das Deutsche ch (mahl, kuhl, muhl, wahl).

§. 12. Verdoppelung der Consonanten.

Alle estnischen Consonanten können doppelt vorkommen; man hört sie aber entweder scharf und getrennt oder sanft und zusammenfließend *) aussprechen.

Da sich in der Unterscheidung dieser zwei verschiedenen Arten von Doppelconsonanten noch kein fester usus gebildet hat, aber ohne Unterscheidung in der Schrift die sinnentstellendsten Verwechselungen nicht vermieden werden können, so thäte hier eine feste Orthographie besonders Noth.

Folgende wenige Beispiele mögen genügen: falla wende — des Fisches; walla des Gebietes — giese; jälle wiederum — ekelhaft; falli des lieben — Dünnbier; ella lieb — lebe; kolla die gelbe Farbe — unheimlich; wõlla an den Galgen —

*) Obgleich die zusammenfließenden Doppelconsonanten der estn. Sprache eigenthümlich sind, so findet man doch etwas Analoges im Deutschen und in andern Sprachen. Abbas, Rabbi, Ebba, Ebbe, Krabbe, Schubbe; Abba, Ebba, Bidder, Bidder; Werro; Egge, flügge.

der Schuld; sulle dir — der Feder; ammet das Amt — ein Hemde; kumma Lichtschein — utrius; kanna des Hackens — die Henne; linna der Stadt — Flachs; minna gehen — ich; sinna dorthin — du; warraß der Spieß — der Dieb; warreß im Rohr — die Krähe; kurred Pflugstangen — Kraniche; murre Dialect — Sorge; kassî der Kaze — wische, packe dich; pessja waschen — Nest. ꝛ.

Scharf und getrennt werden 8 Doppelconsonanten gebraucht, das doppelte k, l, m, n, p, r, s, t. Zusammensießend werden 11 Doppelconsonanten ausgesprochen, das doppelte b, d, g, h, j, l, m, n, r, s und w.

Das doppelte k, p und t kommen also immer nur scharf, das doppelte b, d, g, h, j und w immer nur zusammensießend vor — bei diesen ist also ein Unterscheidungsmerkmal unnöthig. Es handelt sich nur noch um das doppelte l, m, n, r und s, die bald scharf, bald zusammensießend vorkommen können, wie aus den so eben gegebenen Beispielen erhellt. Nun hat die Schrift aber verschiedene Zeichen für *in* und *mm*, *n̄* und *nn*, *r* und *ꝛ*, *s* und *ß*, und man könnte die eine Reihe schreiben *mm*, *nn*, *rr*, *ßs*, die andere *in*, *n̄*, *rr*, *ss*. Obgleich man nun beliebig die eine Reihe für die eine Art, die andere für die zweite Art wählen könnte, so findet sich doch für die Wahl noch ein Fingerzeig. Im Gesange und in gedehnter Rede spricht der Estle die zusammensießenden Doppelt. einfach aus und trennt die Silben so, daß der Consonant der zweiten Silbe zufällt: *mi-no te-na e-ma-fe-ne* freilich mit einer gewissen (hier gleichgiltigen) Eigenthümlichkeit. Aus diesem Grunde schreibe ich: *kumma* Lichtschein und *kumma* welches von beiden; *kanna* das Huhn und *kanna* trage; *warraß* Dieb und *warraß* Spieß; *kassî* sege und *kassî* der Kaze.

Das *ll* ist hier aber gar nicht berücksichtigt worden. Ich weiß hier auch keine Aushilfe, als ein neues Schriftzeichen zu erfinden, und zu schreiben: *kalla* Fisch und *kalla* gieße; *ella* lebe und *ella* lieb; *willu* kühl und *willu* Wolle; *kolle* grauenhaft und *kolle* der gelbe Farbstoff; *kulla* der Schöpfstöffel und *kulla* des Goldes; *wõlla* der Schuld und *wõlla* an den Galgen; *jälle* ekelhaft und *jälle* wiederum; *mõlla* Gestenn und *mõlla* wälze dich; *sülle* des Schoßes und *sülle* in den Schooß. ꝛ. *)

Anm. 1. Bis hierzu hat sich in der Rechtschreibung der verschiedenen Doppelcons. kein fester usus gemacht; der Eine schreibt so, der Andere anders — eine wahre Confusion! über-

*) Im Manuscript hat Fählmann das zweite l hier in den zweiten Beispielen nach unten hakenförmig verlängert, was hier im Druck nicht dargestellt werden konnte.
D. R.

all muß man aus dem Zusammenhang errathen, was das Wort zu sagen hat.

Thor Helle (p. 5.) hatte zur Bezeichnung des starren Doppel l und r einen Accent auf dem vorhergehenden Vocal vorgeschlagen und auch in seinem Vericon angewandt; in der Bibel, die vorzugsweise von ihm übersetzt wurde, finden wir den Accent nicht (wohl durch Vieck's Schuld). Masing (Vorschläge p. 14. Beitrag p. 12 ff.), ohne Th. Helle's zu erwähnen, führt in seinen spätern Schriften zur Bezeichnung aller starren Doppelconsonanten diesen Accent ein. Aber die Eigenthümlichkeit liegt hier offenbar nicht im Vocal.

Zur Bezeichnung des scharfen nn schrieb Th.-Helle ñn, also dreifach, und so finden wir es auch in der Bibel und in den meisten neuern Schriften. Nach diesem Vorgange haben Einige angefangen auch andere Consonanten zu verdreifachen; sie hätten aber auch wohl Grund sie zu vervierfachen: tup, tuppe, offis tupppe er suchte eine Scheide, piäta möek tuppyppe, stecke das Schwert in die Scheide; sit, sitta, se ei makka sittägi ist keinen Deut werth, wajjub sittäta wird sich nicht geltend machen &c.

Anm. 2. Das Doppel-Jod als zusammenfließender Doppelconsonant ist bis hiezu ganz übersehen worden. Wenn man aber vergleicht:

fokko — foggo — fojjo,
pafko — paggo — pajjo,
wafka — wagga — wajja und

wenn man zweien ihr Recht widerfahren läßt, so sehe ich nicht ein, wie man es dem dritten vorenthalten will. Wenn das Doppel-Jod deutlich im Wortstamme gehört wird, so schreibe man es auch dreist hin: majja, wajja, kujjo, pujjo, ujjuma &c. Keine andere Schreibart giebt die Aussprache adäquater und bewahrt besser vor Irthümern (wajja und waia; majja, majjas, majjast &c. und maiaa, maiaast, maia &c.). Wenn ein unbekanntes Wort, wie das Masingsche kuja nach alter Schreibart vorkömmt — wie soll ich's lesen — etwa kujja?

Ein anderes ist es mit dem jj als Ausfüller des Hiatus. Alle diese Aus Hilfsmittel beim Hiatus dürften nicht geschrieben, sondern sollten dem Leser überlassen werden, wie denn auch in den beiden Dialecten sie nicht dieselben sind. In Terwen und Bierland sagt man süja (mit leisem j), im Dörptschen süwva (mit scharfem ww). Man schreibe getrost saa, koo, söa, möeb, aea, poea, und stelle es dem Harrier frei, rein sa-a, koo, söa &c. zu sprechen und dem Terwen und Bieren sein Doppel-Jod überdeutlich hören zu lassen. — Poeg, aed und aeg in ihren Genitivformen haben viele unnöthige und unfruchtbare Diskussionen veranlaßt. Poeg verliert, wie oog, roog, aug, löug &c. sein g im Genit. (s. Verhandl. Heft 3, S. 3 c. p. 20) und nimmt

den Declinirvocal a an; seine Genitivform ist also poea. Eben so ist es mit aed und aeg. Die Diphthongen oe und ae können nicht mehr Schwierigkeit machen, als die in diesen Wörtern entsprechenden dörrpfschen oi und ai (poia, aia, von poig, aid und aig). Mit j hat man den Genit. von poeg geschrieben (poja); aber dann ist er von poja (Senker) nimmermehr zu unterscheiden*). Andere sahen das Ungehörige ein und fügten ein Weichheitszeichen hinzu: poja; allein wo kömmt dieses her und was soll es hier thun (s. §. 13 nota 3)?

§. 13. Das Trennungszeichen, der Accent und das Weichheitszeichen.

Die Einführung dieser Zeichen ist nothwendig geworden, um Eigentümlichkeiten in der Aussprache des Estnischen zu bezeichnen. Man hat aber dem einen und andern Zeichen Dinge zugemuthet, die es seiner Natur nach nicht leisten kann; umgekehrt haben Andere aus nichts sagenden Gründen sie ganz verwerfen wollen.

1. Das Trennungszeichen.

Es dient als Strich zwischen zwei Silben dazu, dieselben zu trennen. Man bedient sich seiner:

1) um zwei Vocale, die leicht in einer Silbe gelesen werden könnten, von einander zu halten. Doch geschehe dieses nur in Verwechslungsgefahr: ka-un ich verschwinde und kaun Schote, ra-ud Reiser und raud Eisen, ö-el der Schwester und öel tücksch. S. schon Thor Helle (p. 5. §. 3). Masing (Beitr. p. 13. 2) bezeichnete den zu trennenden ersten Vocal mit einem Accent, der aber seiner Natur nach keine Trennung bewirken kann.

2) Um zusammengesetzte Wörter leichter verständlich zu machen: umb-rohhoaed und umbrohho-aed, zumal wenn durch die Zusammensetzung Vocale an einander gerathen, die leicht zusammengezogen werden könnten: ma-allused, ka-allamad, so-oblikad, obbo-oblikad, pu-ulits, rae-iffand u.

2. Der Accent.

Der Accent zeigt an, daß der Vocal auf dem er steht betont ist.

Thor Helle (p. 4 und 5) thut seiner zuerst Erwähnung. Seit Masing (Beitr. p. 12. Vorschl. p. 14) ist er allgemeiner geworden. Ahrens (Formenlehre p. 22) erklärt ihn für unnütz.

Elementarisch gleiche Silben werden verschieden accentuirt; in Verwechslungsgefahr bezeichne man die betonte Silbe mit einem Accent, und zwar

*) Wie etwa das feierliche: Jõsa, poja ja pisha waimo.

a) um in Fällen die Genitivform vom Indefinitiv und Ingressiv zu unterscheiden: teggi kotti machte einen Sack, teggi kotti arbeitete am Sack; pistis miño förme meinen Finger, miño förme in meinen Finger. Teña wiis linna mehhe kotti giebt sehr verschiedenen Sinn, je nachdem linna oder kotti den Accent hat, je nachdem er ganz fehlt oder an beiden Orten zugleich steht. Teña lääs taewa tegguüd teggema. Teña jooksis metsa ellajate järrele.

b) Um mehrere elementarisch gleiche Casus der 3. Declination von einander zu trennen: oinas Hammel, oinas im Hammel, oinast den Hammel, oinast aus dem Hammel; so róngas, kangas 2c. Wo eine Stammflexion Statt findet, ist dieses Unterscheidungszeichen nicht nöthig: sabas — sapas — sabast — sapast; kungas — künfas — kungast — künfast 2c.

Th. Helle hatte (p. 5. §. 3) Unrecht, den Accent zu gebrauchen, um die zwei Arten Doppelconsonanten von einander zu unterscheiden: mürre Dialect, murre Sorge 2c.; der Accent kann nur ein Schärfszeichen des Vocals sein.

Masing (Beitrag p. 10 ff.) hatte Unrecht, ihn ebenfalls zu diesem Behuf zu verwenden, — ferner statt des Trennungszeichens. Er hatte aber auch Unrecht, ihn (um den Genitiv vom Indefinitiv zu unterscheiden) auf die erste Silbe zu setzen. Die erste Silbe estn. Wörter ist ohnehin immer betont, und wenn, um die zweite Silbe auch zu betonen, die erste mehr von ihr gerückt wird, so geschieht es im Deutschen auch nicht anders — (man sehe deutsche Hexameter an, in welchen die gewöhnlich trochäisch gebrauchten: Arbeit, Anfang, Reichthum u. s. w. als Spondeen auftreten).

3. Das Weichheitszeichen.

Im Estnischen werden viele Wörter weich ausgesprochen, und wenn die Schrift diese eigenthümliche Aussprache nicht durch ein besonderes Zeichen angiebt, so kann Undeutlichkeit und Verwechslung geschehen.

Auf die eigenthümliche Aussprache dieser Wörter hat Hornung (p. 5) zuerst aufmerksam gemacht und die spätern Grammatiker berührten die Sache ebenfalls, bis Masing die dringende Nothwendigkeit zeigte, die Aussprache durch ein eigenes Zeichen zu bestimmen. Er setzte (Vorschl. p. 8, Beitr. p. 10) einen Punkt unter dem Vocal und wir haben keinen Grund uns dagegen zu sträuben — das Zeichen ist bequem und bezeichnend — gleichsam für ein nachtönendes i — ein Jota subscriptum. —

Dieses Zeichen ist zu Zeiten zu oft angewandt worden, namentlich von Masing selbst. Andere verwerfen es ganz. Ahrens (s. p. 22) erklärt es deshalb für unnöthig, weil es die Aufmerksamkeit zerstreue. Dennoch will er einige Wörter weich ausgesprochen wissen, die es nicht sind, und seine Regel, wornach die

Weichheit sich von selbst verstehen soll, ist falsch, weil sie sich auf elementarische Verhältnisse bezieht und diese — wie wir sehen werden — darauf keinen Einfluß haben.

Da über dieses Zeichen und seine Anwendung so vielfältige Ansichten herrschen, so thuts Noth, die Sache genauer zu erörtern.

1. Dieses Zeichen ist nothwendig, weil elementarisch gleiche Wörter mit und ohne Weichheit ausgesprochen werden und also keine Regel vor Verwechslung warnen kann:

al grau —	al unter
kaš Kage —	kaš ob (Fragewort)
kaal Schnittfohl —	kaal Waage, Gewicht, Schwere
warš Stiel —	warš Füllen
fulg Feder —	fulg Schnupfen
kaša Deckel (Ind. plur.) —	kaša mit sich
kašta Kasten (Indif. pl.) —	kašta benehen
kõrb braunes Pferd —	kõrb großer Wald
mänd Fichte —	mänd Quersl. u. u.

2. Die Weichheit ist eine Eigenschaft, die dem Vocal und dem Consonanten zugleich zukommt, mehr aber dem Consonanten gehört. Der Vocal einer weichen Silbe kann kurz und lang sein; doch kenne ich keinen weich gebrauchten Diphthong.

3. Der Weichheit sind unterworfen: l, n, r, š, t a); die übrigen Consonanten nur b), wenn die genannten ihnen vorangehen:

a) kol, lol, kul, sool; õn, sõn, kan, saan, seen, soon; nar, kaar, põõr; us, puš, püş, kaas, paas; tat, ret, fot, taat, paat, fööt, wööt;

b) kõrb, õlg, jalg, kurg, sarg, jarg, soll, pall, sark, park, kast, kess, wass, kuust, saast, kũnd, sund, kõnd, kãnd, muldine, alp, sulp, kulp, nelp, karp, tõlp, sarp, talw, kũlw, salw, kãw, solm, arni, sõrni, õsmi u.

c) Andere Combinationen sind: mãrs, wãrs, parš, õrs, wõrs, kõrs, tõrs, sant, kont, unt, kult, kõrts, roots.

4. Diese Eigenthümlichkeit hört man in einigen Wörtern deutlicher (in den genannten Beispielen), in anderen dunkler: wãht, mãht, kãrg, sõrg, lattikas, luttikas, kannikas, kuttikas, mullikas, kallis, sallima, tallitama, pandi, lasti und in den Wörtern auf i in den Casus, die das i in j verwandeln: kalli, walli, wãlli, arri, orri, marri, affi, paddi, lubbi, asti, ahhi, ohhi u. u.

5. Die Weichheit geht durch Flexion mehr oder weniger verloren.

a) Ist der Declinirvocal i, so hört man in den Genitiv-casus die Weichheit nur schwach; sie taucht aber vollkommen wieder auf im Indefin. sing. und plur.: rotti und rotta, so taat, part 2c.

b) Ist e der DeclW., so geht sie ganz verloren und tritt wieder im Indef. plur. auf: kaška, putka, sõrmi, tõrša 2c.

c) Sie verbleibt aber constant bei mehrsilbigen Wörtern in der ersten Silbe: õnnis, walmis, walmistama, sundima, tõrkima, wõtti, walfjas, algjas, külmit 2c.

6. Obgleich die meisten hieher gehörigen Wörter den DeclW. i haben, so haben doch viele auch e (gegen Masing, s. Beitr. p. 10): paas, kaas, õu, putt, sarw, salw, talw, põsw, sõlm, sõrm, õlg, sõlg, sulg, jalg, sülg, järg, furg, kast, wast, kofk, wars, pars, õis, tõrs, kõrs, wõrs 2c.; — zwei Wörter, selg und nalg, haben a.

7. Alle Fremdwörter, bei denen (nach nota 3) die Weichheit möglich ist, sind weich und haben den Declinirvocal i, was gewissermaßen für ein Criterium gelten kann:

arst, (alp), kuul, kant, kkaas, kants, kast, kunst, kunstuf, fool, felm, fraaw, kroon, larm, mark, non, nar, pal, pas, pul, pot, pant, (püüt), pilt, polt, pool, pal, paar, ren, rent, sel, (seltõ), saal, salm, jult, tal, tas, toõs, tund, torn, torn, toel, traaw, tants, tantsima, wolt, worm, warw, wers, werk, worst, wurst, untswat. Selbst laad, raad, praad, loob, poob sind weich, obgleich im Estn. kein weiches Wort auf d allein endigt (püüd, rüüd 2c. s. nota 4). Eben so kraaw und traaw. kamsfool ist ungewöhnlich in der zweiten Silbe weich und untswat sogar in beiden.

8. Aus obigen Sätzen lassen sich folgende Regeln für die Praxis abziehen.

1) Soll das Zeichen überall geschrieben werden, wo es deutlich oder minder deutlich gehört wird? Wer die Sprache hinlänglich versteht, wird in vorkommenden Fällen richtig lesen, auch wenn das Zeichen nicht steht; nur in Verwechslungsfällen kann er irren. Man wende also in Volksschriften das Weichheitszeichen nur an, wo eine Verwechslung möglich ist, und zu diesem Behuf wäre eine genaue Tabelle aller solcher Wörter und Wortformen nothwendig. Wer aber die Sprache oder das Lesen erlernen soll, muß bei jeder Wortform, die weich ausgesprochen wird, darauf aufmerksam gemacht werden; in Lesebüchern, Grammatiken und Lexicis dürfte das Zeichen daher niemals fehlen. —

Freilich hat die Weichheit der Aussprache nicht in allen Districten dieselbe Geltung; aber eine gehörige Critik würde bald zu festen Resultaten führen.

2) Das Masingsche Zeichen ist bezeichnend und bequem und verunstaltet die Schrift nicht. Weil aber die Weichheit vom Vocal auf den Consonanten hinübergeht und hier besonders sich bemerkbar macht, so müßte es in Wörtern mit doppeltem (d. h. gedehntem) Vocal immer unter dem zweiten Vocal stehen; z. B. kaas, toos, kuuff — nicht kaas, toos, kuuff. Die Consonanten statt der Vocale zu bezeichnen, würde die Sache nur weitläufiger machen.

Cap. 2. Orthographie der Flexions- und Ableitungsendungen.

§. 14. Vor einigen Jahren noch, d. h. vor Masings Auf-treten, galt in diesem Theil der Orthographie ein ziemlich fester usus, der der Bibelübersetzung. Man schrieb nämlich einen Theil der Flexionsendungen mit doppelten Consonanten, wo man sie doppelt hört: Juimalatta, Juimalatte, Juimalasse u. c.; einen großen Theil schrieb man einfach, wo man sie auch doppelt hört: Juimalale, Juimalaga, und viele Verbalformen: armastama, armastate, armastasin, armastati, armastaja u. c.

Masing trat auf und schlug vor, alle Flexionsendungen mit einfachen Consonanten zu schreiben (Vorschläge p. 9 ff. Beitr. p. 20 ff.). Sein Hauptargument ist, daß, die erste Silbe ausgenommen, alle übrigen Silben mehrsilbiger Wörter prosodisch gleich, und zwar tonlos seien und man daher in Flexionsendungen durchweg nur einen Consonanten höre.

Masing fand Widerspruch, doch sind die Gründe, die man ihm entgegenstellte, weder immer richtig, noch auch allgemein genug (Hirschhausen, Anzeige p. 27 ff. Steingrüber, Bemerkgn. p. 25 ff.). Dennoch haben Viele die Masingsche Orthographie angenommen, mehr aus Achtung oder von einem dunklen Gefühl geleitet, als daß sie in die Masingschen Gründe eingegangen wären.

Die Sache ist von Wichtigkeit und müßte endlich zur Entscheidung gebracht werden.

Bei der Bildung sowohl, als auch bei der Aussprache der Flexionsendungen übt die Prosodie ein großes Recht aus. Leider ist aber die estn. Prosodie keiner genauern Beprüfung unterworfen worden; Irrthümer und schiefe Ansichten haben sich gehäuft und gewichtige Männer — ich nenne nur Masing und Frey — welche so eben theoretische Regeln entworfen hatten, ignorirten sie sogleich in praxi wieder. Zuerst finde ich in Gösken's Gr. (der dürftigsten, die mir überhaupt in die Hände gefallen) den Satz p. 12: „In denen Wörtern, die zwei oder mehr Syllaben haben, wird allzeit die Erste erhöht, Aber die andern alle, so viel

berer sind, nieder gelassen: *Īnimēne, ārmāstama.*“ Dieser Satz findet sich wieder bei Hornung (p. 5 de tono), bei dem sonst so selbstständigen Thor Helle (p. 4), und bei Hupel (p. 11, No. XIII.). Und fast ohne-Ausnahme wird er von allen Neuern als Fundamentalsatz der estn. Prosodie auf- und angenommen, da doch schon die flüchtigste Vergleichung mit dem Deutschen und der flüchtigste Blick ins Gesangbuch ihn vollkommen widerlegen muß.

Um die Sache einigermaßen fest zu stellen, mögen hier folgende kurze Sätze wohl erwogen werden.

1. Die estn. Sprache hat einen genau ausgeprägten Rhythmus, der auch in der ungebundenen Rede sich geltend macht und in der Flexion von nicht geringer Bedeutung ist. Dieser Rhythmus ist der trochäische im weitern Sinne.

2. Wie in allen neuern Sprachen, ist auch in der estnischen für die prosodische Geltung nur der Ton oder Accent von Wichtigkeit; die Länge ist ganz gleichgiltig.

3. Man unterscheide einen Haupt- und einen secundären Accent. Die erste Silbe eines jeden estn. Wortes hat den Hauptaccent und für gewöhnlich die 3. und 5. Silbe den secundären. Will man diesen secundären Accent ignoriren, so müßte er im Deutschen ebenfalls ignorirt werden: *ī'ni-me'ne, u'nbemi'ttelte; ī'ni-me'stele, u'nbemi'ttelte.*

4. Die einsilbigen Pronomina und Partikeln zählen meistens nur als Silben mit, d. h. nehmen sie in der Rede oder im Vers die Stelle der Tonsilbe ein, so haben sie den Ton; im Gegentheil sind sie unbetont: *mul ei olle leiba, leiba ei mul olle.*

5. Obgleich die meisten mehrsilbigen Wörter trochäisch sind, d. h. den Accent auf der ungleichen Silbenzahl haben; so sind doch die meisten dreisilbigen Wörter, deren dritte Silbe eine Flexionsendung ist, gute Dactylen: *aiguse, Jesuse*, besonders wenn eine unbestrittene Betonung folgt: *aī'guse a'kkatus, mi'nüle ma'ru.* So ist *Jumala laps* ein Choriambus, *Jumala ja īnimeste* sind 4 Trochäen. *Mi'nnoga lä'ks ta li'nna, mi'nnoga ta li'nna lä'ks.*

6. Zusammensetzung a) und Ableitungsendungen b) mit einem schon bestimmten Accent bringen verschiedenes Versmaß in ein Wort, unbeschadet des Haupttons der ersten Silbe.

a) *má-allune, fótággune, métskīts.*

b) *áne, éne, īne, úne. Sáksláne, súgguláne; īniméne; súlūne, fō'rmilūne; ommifune.*

7. Der Hauptton der ersten Silbe verlangt die kräftige harte muta, daher kein Wort im Estnischen mit einer weichen

muta (bdg) anfängt. Kommt aber in der gleichen Silbenzahl eine harte muta wieder vor (die Verdoppelung ausgenommen), so erhält diese Silbe den secundären Accent. Man vergleiche sabas mit sapaš, sapa, sapađ, sapađ; robaš mit ropas, pilbas mit pilpas.

8. Eine eigenthümliche Position ist nachweisbar. Wenn die erste Silbe einen Aufenthalt in der Aussprache erleidet (d. h. gleichsam die Währung zweier Silben ausfüllt) durch Häufung von Consonanten, besonders mit einem Diphthong oder langen Vocal, so hat die zweite Silbe ebenfalls den sec. Accent. Auf die Declinationsendungen hat diese Position großen Einfluß (toormat, aınaid, möisniffu u.).

9. In der Flexionslehre läßt sich überall nachweisen, daß die betonte Silbe in der Flexionsendung sich verstärkt, die unbetonte nicht. Man vergleiche: waewa und wakka mit suremat und Jušmalat; kotti und rotti mit wiffatit und soldatit; armu und röemu mit firrifut und tüdrukut.

10. Jeder Consonant in der Flexionsendung verdoppelt sich, wenn in derselben der Vocal der vorangehenden Silbe den Accent hat; im entgegengesetzten Fall bleibt er einfach — (nur eine Erweiterung der Verdoppelungsregel in der Stammflexionslehre).

raf —	firrif —	ämarif.
rakko —	firrifko —	ämarifko.
rakule —	firrifulle —	ämarifkule.
rakuga —	firrifugga —	ämarifkuga.
rakuta —	firrifutta —	ämarifkuta.
rakude —	firrifutte —	ämarifkude.
rakudelle —	firrifuttele —	ämarifkudelle.
rakudeše —	firrifutteše —	ämarifkudeše.
rakudegga —	firrifuttega —	ämarifkudegga.
rakudetta —	firrifutteta —	ämarifkudetta.
So: ilm —	Jušmal —	lušastaja.
tam —	aiguš —	piimedus.

Ferner: aitama —	armastaina.
aitamaš - ft —	armastainas - ft.
aidata - tes —	armastabda - ddes.
aitame —	armastaine.
aitate —	armastatte.
aitawad —	armastawwad.
aitasin u. —	armastassin u.
aitanud —	armastainud.
aidatud —	armastattud.
aidatakse —	armastattakse.
aidati —	armastattii.
aitaja —	atmastajja.

Nachdem diese Folge prosodischer Sätze vorangeschickt worden, ergibt sich als Resultat, daß die Flexionsendungen, streng nach

den Gesetzen der Prosodie, theils mit einfachen theils mit doppelten Consonanten geschrieben werden müßten.

Zwei Uebel sind da. Will man bald einfach bald doppelt schreiben (und doppelt müßte man viel öfter schreiben als geschrieben, wenn man consequent sein will), so entstände die ärgste Buntschickigkeit und Verwirrung. Will man immer einfach schreiben, so ahmt die Schrift nicht immer die prosodischen Verschiedenheiten nach.

Zwischen zwei Uebeln wähle man das kleinere:

Man schreibe alle Flexionsendungen mit einfachen Consonanten.

Man verstoßt freilich einigermaßen gegen die Prosodie, aber dieser Fehler wird ausgeglichen durch den genauen Redefall, und auch der National-Geist wird gehörigen Orts den einfach geschriebenen Endungsconsonanten doppelt lesen. Auch der Deutsche überläßt der Lesefertigkeit die Unterschiede in: ähnlicher, wunderlicher, irdischen, trügerischen 2c.

§. 17. Orthographie der Ableitungsendungen.

Die Sätze des vorigen §. haben hier ebenfalls ihre volle Geltung. Die Ableitungsendungen ne, ik, us, ane, ene, ine, une kommen hier in Betracht.

Nicht ganz mit Stillschweigen darf der neueste Versuch übergegangen werden, der estnischen Orthographie durch die finnische auf die Beine zu helfen. Die finnische Orthographie ist eine meines Erachtens wenig adäquate. Phonetische Auswüchse und wirkliche Spracheigentümlichkeiten hat man versucht durch das allgemeine europäische Alphabet widerzugeben; man hat aber oft zu mancher sonderbaren Uebereinkunft gelangen müssen, so daß der buchstabliche Bestand des Wortes und die Aussprache oft nicht mehr zusammentreffen.

Aus diesem Chaos von Schriftverwirrung hat Ahrens ein paar Sätze herausgegriffen, um sie zum Heil der estnischen Orthographie anzuwenden: 1) den langen Vocal immer und unter allen Umständen doppelt zu schreiben, den kurzen immer einfach; 2) nach einem kurzen Vocal die Doppelconsonanten einfach zu schreiben.

Hierdurch werden 4 Fragen veranlaßt: 1) bringt diese Schreibart räumlichen Vortheil? 2) ist sie der Aussprache adäquater? 3) läßt sie sich nach den grammatischen Grundsätzen vertheidigen? 4) läßt sie sich consequent durchführen?

Leider muß man auf alle 4 Fragen mit Nein antworten, denn ad 1) was man durch das Einfachschreiben der Doppelconsonanten gewinnt, büßt man durch das Doppeltschreiben aller langen Vocale wieder ein. ad 2) die Doppelconsonanten hört man

in der Aussprache deutlich doppelt. ad 4) die starren Doppelliquidae müssen dennoch nach einem kurzen Vocal doppelt geschrieben werden, während die doppelten mutae einfach geschrieben werden: afen, lepima, latifaß (unser affen, leppima, lattifaß); dagegen man falli (unser falli*), kumma, linna, murre (unser murie), kassi (unser kassü) schreiben muß, um sie von kali, kuma, lina, mure, kati (unser kalli, kuina, liina, murre, kassü) zu unterscheiden. ad 3) Starre und zusammenfließende Doppelliquida entstehen in Fällen durch Stammflexion auf ganz analoge Weise: wald — walla und fard — farra, ölg — ölle und arg-arra u.

*) im Manuscript das zweite I nach unten verlängert. D. Neb.

Die Sage von Wannemuine.

Wohl wenige Stellen der Erdoberfläche haben im Fluge der Zeiten so große Veränderungen erfahren, als das Stück Erdreich, worauf Dorpat steht, und seine nächsten Umgebungen. Der hundert und funfzigjährige Friede hat seine prosaische Alltäglichkeit und seine gerühmte „Stille“ über Stadt und Fluren verbreitet. Die Gewerbe gehen ihren traurigen einförmigen Alltagsgang; träge entsendet der Embach seine trüben Wellen dem Peipus und seine schmucklosen Ufer entzücken den Wanderer nicht.

Ungläubig schüttelt der Fremde den Kopf, wenn man ihm erzählt, daß vor der Zeit dieses Friedens unsere Stadt eine stattliche Festung gewesen, die dem feindlichen Andrang oft widerstanden, oft unterlegen, daß Drangsal und Jammer des Krieges mit Ueppigkeit und Uebermuth des Friedens oft und grell gewechselt, — daß zu Zeiten des Glanzes und der Macht die Häuserreihen weit über die Grenzen der heutigen Stadt hinausgereicht und die Bewohner an Zahl die jetzige Bevölkerung vielfach überragt, daß zahlreiche eigene und fremde Heere sich innerhalb der Mauern und auf den Feldern herumgetummelt und stattliche Kriegs- und Handelsflotten den Embach befahren. Dem Zweifler weisen wir die unverdächtigen Zeugnisse der Geschichte vor, und wollte er dann noch zweifeln, so führen wir ihn zu den spärlichen Ueberresten früherer Schutzwehr und lassen ihn die ausgegrabenen Waffen aller Jahrhunderte sehen und die Todtengedaine, die jede Schaufel aufdeckt.

Aber auch der gläubigste Zuhörer würde uns ungläubig anstaunen, wollten wir ihm erzählen, wie vor den Zeiten der Kriege und Drangsale hier ein harmloses Geschlecht in idyllischem Glück sich erging, wie die Embachufer von Pracht und Herrlichkeit strahlten, wie hier der wonnigliche Urstiz der Menschen gewesen und Wannemuine die stattlichen Eichenhaine und beblühten Wiesen mit seinen hehren Gesängen und seinen unvergleichlichen Harfentönen oft begrüßte. Als Beweise dieses Glanzes und dieser Herrlichkeit haben wir nur uralte Sagen und Lieder eines rohen Volkes. Dennoch sollten wir diese Gewährsmittel nicht ganz verwerfen, denn wohin die Geschichte mit ihren deutlich geschriebenen Buchstaben nicht reicht, tritt Lied und Sage in ihre Rechte.

Hat der alte Wannemuine diese Fluren denn auf immer verlassen? Er war der Erstgeschaffene des alten Vaters, alt, mit grauem Haar und weißem Bart. Weisheit zeichnete ihn

vorzugsweise aus, und von dieser Weisheit geleitet erwählte er Saitenspiel und Gesang zu seiner Lieblingsbeschäftigung. Wunderbar war seine Harfe und ergreifend war sein Gesang. Wer hätte sich mit Wannemuine messen wollen? Mit Bedacht hatte er die verschiedensten Töne in seine Saiten eingewirbelt: des Donners weithallende Stimme, wie der Lerche fröhliches Trillern, — des Meeres Brausen und des Windes Pfeifen, wie das Gurren der frommen Taube, — das grausige Heulen des Wolfes und das Stöhnen des verwundeten Feindes, wie der Nachtigall schmelzende Töne. Und griff er in die Saiten und erhob er seinen Gesang, so vergaß die Schwester den Schmerz über den Verlust des Bruders und der Wasserfall stand im Sturze still.

Kui agga affas algamaie,
 Algamaie, laulamaie,
 Uuustas ödde ellake
 Kauni wenna surma waewa,
 Joa jäi kuttudes kulama.

(wörtlich):

Als er aber begann anzufangen,
 Anzufangen, zu singen,
 Vergaß das Schwesterlein zart
 Des schmucken Bruders Todeswehen,
 blieb der Wasserfall im Sturze lauschen. D. K.)

Und als das Menschengeschlecht geschaffen war, sagte Altvater zu seinen Kindern: vermischet euch mit den Töchtern der Erde, damit ein kräftiges Menschengeschlecht erwachse. Und nach langem Bedenken ging auch der alte Wannemuine auf die Freie. Lieblich ließ er sein Saitenspiel ertönen und sang sein herzerzarendes Lied vor einer stattlichen Wohnung und drei schöne Töchter traten hervor und freuten sich über die Klänge. Dem Alten fiel die Wahl schwer. Die älteste, dachte er, wird sich am wenigsten an deine grauen Locken und deinen weißen Bart stoßen. Er sang ihr seine schönsten Lieder vor und sie lachte und weinte vor Wonne. Doch als er von Liebe zu sprechen begann, wandte sie ihm schnippisch den Rücken. Er versuchte es bei der zweiten. Ihr gefielen Spiel und Gesang, doch als der Alte mit ihr über die Wiese tanzte und ihr die Hand drückte, da sagte sie verweisend: deine Harfe klingt schön und deine Lieder sind anmuthig, aber die alten Beine sind nicht mehr für den Tanz und der graue Bart nicht für den Kuß. Da blieb ihm die dritte nur noch übrig. Sie war die sentimentalste von allen und Wannemuine sang ihr die schönsten Lieder von Liebeswonne und Liebesglück. Doch als er schwachtend in ihre thränenfeuchten Augen blickte, sprang sie hastig davon und rief ihm zu: Alter, versündige dich nicht an der Jugend, ich habe schon einen Buhlen, jung und schlank, störe unsere Liebe nicht!

Gebeugten Hauptes ging er von dannen und verbarg sich im

einsamen Walde, allein mit seinem Kummer. Sein fröhlicher Bruder Kämmekeine suchte ihn hier auf, aber alle seine sonst unwiderstehlichen Scherze vermochten nicht den Kummer zu vertreiben, nicht einmal den Alten aus seinem Hinbrüten zu erwecken, — er weinte Thränen so groß wie Wachteleier und die Harfe hing stumm am schlaffen Arm. Endlich nach vielen Tagen stand er auf und an den Ufern des Endla = Sees machte er in den traurigsten Liedern seinem Kummer Luft. O lästiges Alter, sang er, für die Vorzüge der Jugend ist die Weisheit kein Ersatz! Und indem er hier singend umherwandelt, findet er im Grase ein neugebornes Kindlein, das ihm schmeichelnd die Arme entgegenstreckt. Weit und breit sucht und ruft er nach der Mutter, aber als er keine findet, nimmt er das holde Mägdelein in den Arm und tritt vor Altvater und bittet ihn: o Vater, schenke mir dies Kind zum Eigenthum! Altvater gewährte seine Bitte und blickte gnädig die Kleine an, und von nun an erglänzten ihre Augen wie Sterne und ihr Haar strahlte wie blankes Gold. Sie wuchs heran zur stattlichen Jungfrau und Wannemuine unterwies sie in der Kunst der süßen Rede und der Dheim Almarine schenkte ihr den wunderbaren Schleier aus Silberdraht künstlich gearbeitet, durch welchen schauend man Jutta's Erzählungen lebendig werden sah, als ereignete es sich wirklich, was sie erzählte. Sie wohnt noch jetzt am Endla-See und wer sollte sie nicht hier gesehen und gehört haben, wenn sie die herankommenden und davongehenden Schwärme der Jungvögel mustert und jedem seinen Bestimmungsort anweist, oder wenn sie am Seeufer wandelnd den Tod des Geliebten beweint!

[In den Papieren des Verstorbenen befand sich noch folgende Beschreibung des Endla = Sees, die wir hier mitzutheilen nicht unterlassen:

Wer die kleine Poststraße nach Reval gefahren ist, hat, wenn er die Augen aufschlägt, sogleich hinter Kardis eines überraschenden Anblickes sich erfreut. Man fährt auf einem steilen Bergrücken und links breitet sich ein tiefes Thal aus, in weiter Ferne von dunklen Nadelwäldern und sanften Bergeshöhen begrenzt. Das Thal ist morastig mit kleinen inselförmigen Birkengruppen bedeckt. Gleich interessant ist der Anblick bei Sonnenschein und trübem Himmel; wer am Morgen in das Thal mit Entzücken hinabgeblickt hat, sieht es mit nicht minderem Entzücken am Mittag oder Abend an und in der schönen Juninacht brauch't's nicht der Phantasie — man sieht mit leiblichen Augen Feengestalten im Nebel auf dem magischen Wasserspiegel tanzen. Die Hauptzierde des Thales ist nämlich ein bedeutender Landsee mit krystallklarem Wasser, das in jeder Beleuchtung dem Wanderer als blankes Silber entgegenlacht. Aber will man Thal und See näher anschauen, so giebt es der Mühen viel und der Früchte wenig. Ein undurchbringlicher Morast hemmt die

Schritte des Neugierigen und hohes Schilf verdeckt an den unzugänglichen Ufern den Anblick des Silbersees. Auf dem Bergesrücken müssen die alten Esten oft mit Entzücken ins Thal herniedergeschaut haben und der Anblick mag damals noch köstlicher gewesen sein; denn der Deutsche, der nur auf Gewinn ausgeht, hat die Wälder gelichtet und den Esten vor den Pflug gespannt, um aus goldenen Saaten goldenen Gewinn zu ziehen. An diesem See wohnte nach der Sage der Esten Wannemuue's holde Tochter Jutta mit dem goldenen Ringelhaar und dem magischen Schleier. Ihr war der See geweiht, und unter ihrem Schutze standen die Bewohner des Thales und des Sees, eine Menge von Vögeln und Fischen. Auf dem Bergesrücken lauschten die Menschen auf die wunderbare Stimme im Thale, auf den Gesang Jutta's und ihre Liebesklagen. Sie war die Tochter des Gesangesalten, sie war die personifizierte Poesie. Ihr Geliebter, Ilmarinens Sohn, Endel, war gestorben — sterblich waren alle die Heroen oder Wesen zwischen Gott und Menschen mitten inne, doch war ihr Leben von begrenzter Dauer, die nur Altvater bestimmte. Sie vergoß bittere Thränen um ihren Liebling, bis ihr Ilmarine den goldenen Schleier machte. Wenn sie den Schleier überwarf, so schaute sie in die beglückte Vergangenheit und durchlebte sie nochmals und nochmals im süßen Wahne. Den sterblichen Menschen liebte sie den Schleier zu Zeiten, und daher kommt's, daß bei dem Gesange und der Erzählung die Vergangenheit uns wieder vor die Augen der Seele tritt.

Die Redakt.]

Zum Frühlingsfest, zum Fest des längsten Tages hatten Gäste sich aus allen Theilen des Landes versammelt am Embachufer auf den wonniglichen Gefilden Dorpat's. Und es waren Viele herangekommen, weil der herrliche Kallewida dieses Jahr an den Spielen und Kämpfen Theil nehmen sollte. Auch kam mit Jubel die Flotte vom Peipus her und wurde mit Jubel begrüßt und Mancher erreichte in kühnem Sprunge das trockne Ufer, doch Mancher verfehlte sein Ziel und sank zuerst in die feuchten Arme der Mutter (des Embachs); die ihn nach kurzer Umarmung dem harrenden Ufer zuwarf; es sprang wohl mancher stattliche Jüngling ans Land, doch der herrliche Kallewida nicht — er war durchs Land gegangen vom neckenden Teufel verlockt.

Das Fest hatte am frühen Morgen begonnen, dort hinter den Bergen, wo heilige Eichen einen weiten Platz umgrenzten. Viele Sieger waren schon bekränzt worden und viele Ueberwundene hatten sich beschämt im Schwarm der Zuschauer verloren. Der Herold hatte jetzt wieder Ruhe geboten und in die Schranken trat ein altes Mädchen, mit rnzlichen Wangen und wackelndem Kinn, das eine Bein mit der Krücke unterstützend. Mit heiferer Stimme begann sie ihren Gesang. Sie sang vom Liebreiz ihrer Jugend, von den Mängeln der Gegenwart und den

Vorzügen der Vergangenheit, von der großen Schaar ihrer Freier und wie sie sich ihrer entledigt, und schloß:

Suitt tulli Sullewi poega,
 Kaugeelt Kallewi poega;
 Suud pakkus Sullewi poega,
 Kät pakkus Kallewi poega —
 Suisa löin Sullewi poega,
 Kusta löin Kallewi poega,
 Iffe Akki neitsikene.

(wörtlich:

Aus den Morästen kam des Sullew's Sohn,
 Aus der Ferne des Kallew's Sohn;
 Die Wange bot des Sullew's Sohn,
 Die Hand bot des Kallew's Sohn —
 Ohne Rücksicht schlug ich los auf des Sullew's Sohn,
 Mit Ingrimme schlug ich los auf des Kallew's Sohn,
 Ich, das Dohlen-Jungfräulein. D. Red.)

Als sie geendigt, erhob sich ein unauslöschliches Gelächter, das tosend hin und her über die ganze Ebene sich hinzog, sich an der Umgrenzung des Eichenhains brechend, gleich den brandenden Wellen in eingeschlossener Meeresbucht, — und höhrend wurden die letzten Verse des Liedes wiederholt. Der Lachjubil schien keine Ende zu nehmen und der Herold trat endlich Ruhe gebietend auf. Es wird stiller und von hohem Sitz herab spielt ein ehrwürdiger Greis auf der Harfe ein Vorspiel, und die Nächststehenden sind entzückt von der Anmuth der Töne. Aber im Hintergrunde des Platzes ertönt eine Stimme, die letzten Verse der Hère wiederholend und es erhebt sich wieder das unauslöschliche Gelächter, das unaufhaltsam durch die ganze Versammlung hin und her wogt. Ruhe gebot der Herold und Stille geboten Die, welche die herrlichen Töne gehört hatten, und endlich ward es stiller. Und der Greis begann ein herzergreifendes Lied zur Harfe zu singen und wonneberauscht horchten die Nächststehenden. Aber wieder erschallten die letzten Verse der Hère aus dem dichten Volkshaufen und wieder brach das Gelächter los und wogte wiederholt durch die ganze Versammlung. Da ergrimmt der Greis auf seinem Sitze, schaut zornig auf die Versammlung hernieder, und die dem Zorn gehorchenden Finger zerreißen die Saiten der Harfe in einem Ruck. Was erhebt sich da für ein Getöse und Gebrause und Flöten und Zischen und Trillern und Heulen — und in Kurzem ist Alles wieder vorüber! die ganze Versammlung stand vor Ueberraschung und Schreck lautlos still. Wer ist der greise Sänger; wahrscheinlich Wannemuine ist es selber — wo ist er hingegangen? ertönt es wohl von allen Seiten — doch der Sänger war verschwunden; und Niemand hat ihn jemals wiedergesehen!

Der Nutzen der Einführung antiker Versarten in die Ebstnische Sprache, die hinlänglich rhythmisch und biegsam ist, könnte so unbedeutend nicht sein. Wenn man auch jetzt noch keine eminenten poetischen Kunstwerke in diesen Formen liefern wird, so kann die Sprache doch auf diesem Wege gebildet und vervollkommenet werden, und namentlich würde hiedurch die Quantität der Sylben, gegen welche noch so sehr gesündigt wird, genauer bestimmt werden können, ebenso auch die Wortstellung in den Sätzen. Ob das Volk diese Versuche willig aufzunehmen und zu seinem Nutzen verwenden wird, wird theils vom Gehalt dieser Versuche selbst abhängen, theils aber auch von dem guten Willen der Volkslehrer, die dargebotenen Volksbildungsmittel zu benutzen. Leicht läßt sich das Sapphische Versmaaß nachbilden. Aber am geeignetsten könnten die Choriambischen Versarten für die Ebstnische Sprache sein. Hier zur Probe eine Ode in Asklepiadischen Strophen von weiland Dr. Fählmann.

Die Redaktion.

Suur on Jumal so ram, surem so elde meel!
 Pifse marrude irm karristab pattuseid,
 Agga Jumala elduft
 Kibab taewas ja mets ja nurm.

Rõem on põlganud mind. Üfsi ma nuttaksin,
 Kui ei mällestus weel, lotus ei tõstaks mind. —
 Taewas naeratab lotust,
 Agga mällestust mets ja nurm.

Terre, mõnigi paik, armas ja kallis mul,
 Kus ma mõnigi kord õnnega wibisin,
 Kulin õpiko laulu,
 Kalla mängimist watafin!

Tulle taggasi weel — taggasi tulle weel,
 Õnnis õnnelik aeg, kõige so rõemuga!
 Silma pilkude ette
 Ello aea ma annaksin!

Lotus, Jumala täht sinna, sa kutsud mind,
 Kuhhu mõni jo läks rõemuga õisates:
 „Terre! näen ma sind jälle,
 Terre, õnnistud issa = ma!“ —

Möglichst getreue Uebersetzung
im
Vermaße des Originals
von
Hrn. Kollegienrath **G. M. Santo.**

Groß ist, Gott, Deine Macht, größer Dein güt'ger Sinn!
Donners Schrecken und Graus ängstet die Sündigen,
Aber Gottes Erbarmen
Preist der Himmel und Wald und Flur.

Freude hat mich gefloh'n; weinen nur könnt ich noch,
Tröstet' Hoffnung mich nicht, süße Grinn'ung nicht. —
Hoffnung lächelt der Himmel,
Und Erinnerung Wald und Flur.

Seid mir freundlich begrüßt, Orte so lieb und werth,
Wo die Träume des Glücks oft ich so süß geträumt,
Bald der Nachtigall Lieder,
Bald belauschend der Fische Spiel! —

Kehre mir wieder zurück! Kehre noch einmal nur
Wieder, glückliche Zeit!, Selige Stunden, kommt!
Gern, ach! gäbe ich Jahre
Für Euch, flücht'ge Minuten, hin!

Hoffnung, Botin des Herrn, freundlicher winkst Du mir
Dorthin, wo das Gestad' Mancher mit Jauchzen grüßt:
„Sei begrüßt mir, ich seh' Dich
Wieder! Dich, o mein Vaterland!“ —

Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft in den Jahren 1848 — 1851.

[Vortrag des Präsidenten C. Reinthal, gehalten am Jahrestage 1852.]

Meine Herren!

Wir treten mit dem heutigen Tage in das dreizehnte Jahr des Bestehens unserer Gesellschaft und haben uns hier versammelt, um diesen Tag als den Stiftungstag derselben feierlich zu begehen. Wir fühlen uns zu dieser Feier um so mehr aufgefordert und hingezogen, da wir für das Blühen und Gedeihen unseres Vereins die besten Wünsche im Herzen tragen, sein Wohl und Wehe uns persönlich mit berührt, seine Zwecke und Bestrebungen von uns als wichtig und einflußreich anerkannt werden. Es sind Interessen unseres theuren Vaterlandes, Interessen eines Volks, dessen historische und sociale Schicksale mit allen unseren Verhältnissen auf das innigste verbunden sind, die die gelehrte Ehstnische Gesellschaft auf dem Wege der Wissenschaft in allen Beziehungen zu verfolgen sich zur Aufgabe gemacht und bis jetzt nie aus den Augen verloren hat.

Während die Geschichte der alten Kulturvölker von den frühesten Zeiten her uns von Jugend auf beschäftigt hat und wir die Schicksale und den Bildungsgang derselben an unzähligen Ueberbleibseln mit Leichtigkeit verfolgen können, und tausend Mittel uns zu Gebote stehen unsere Vorstellungen über die Vergangenheit unserer westlichen Nachbarn bis zur völligen Klarheit vervollständigen und berichtigen zu können, ist die Geschichte des Landes und des Volkes, dem unsere Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat, in Dunkel gehüllt und erst in neuester Zeit Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen geworden. Aber die Dunkelheit, die über diesem Küstenstriche schwebt, dem wir und unser Landvolk angehören, mit dem wir so innig verwachsen sind, daß alle unsere Beziehungen nach Innen und Außen darin wurzeln und aus ihm ihre Gestaltung gewinnen, — muß zuletzt vor der Fackel der Wissenschaft weichen. Unsere Nachkommen werden einst eine Geschichte unseres Vaterlandes und des Ehstnenvolkes besitzen, während wir uns nur mit Sagen und Vermuthungen behelfen müssen, unsere Nachkommen den ganzen Reichthum der Ehstnischen Sprache vor sich ausgebreitet sehen, während wir noch mühsam

nach den fehlenden Stücken suchen, den schönen Gliederbau zu vervollständigen. Dafür bürgt uns eines Theils der Eifer, mit dem die alterthumsforschende Gesellschaft in Riga, die literarischen Gesellschaften in Reval und Mitau und einzelne Gelehrte auf eigene Hand seit einigen Jahrzehnten bemüht sind Licht über die Vergangenheit zu verbreiten und die Fäden aufzufuchen, die die Bewohner der diesseitigen Ostseeküsten mit den Völkern des Westens im grauen Alterthume verknüpft haben; dafür bürgt uns andern Theils das Bewußtsein, daß auch unser Verein nicht erkalten wird in dem Bestreben, nach besten Kräften sein Scherflein zur Förderung des guten Werkes beizutragen. Wir können es uns zwar nicht verhehlen, daß unsere Gesellschaft noch lange nicht so zahlreich ist, als es zu wünschen wäre, und daß die Mehrzahl unter uns nicht in der Lage ist, um dem speciellen Interesse des Vereins sich einzig und allein zuzuwenden, sondern sich damit begnügen muß, demselben nur wenige von schweren Berufsarbeiten übrigbleibende Ruhestunden zu widmen; wir dürfen uns auch nicht schämen zu bekennen, daß unsere pekuniären Mittel lange nicht hinreichen, uns alle Hilfsmittel zu verschaffen, deren wir bedürfen, um große Erfolge zu bewirken; und dennoch haben wir alle Ursache dem guten Genius zu vertrauen, der bisher unter uns gewaltet hat, denn auch mit diesen geringen Mitteln haben wir auf der betretenen Bahn fortschreiten, unsere Sammlungen vermehren und den Schatz wissenschaftlicher Resultate bereichern können. Lassen Sie uns daher nicht müde werden, meine Herren, sondern unter den scheinbar ungünstigen Verhältnissen immer noch fortfahren der Estnischen Gesellschaft durch unsere Mitgliedschaft zu dienen, und wenn auch jeder Einzelne von uns nicht eben berechtigt zu sein glaubt, Großes von den Beiträgen zu halten, die er für seine Person zur Unterstützung und Förderung unseres Werkes geliefert, so ist Das allerdings sehr lobenswerth und macht seiner Bescheidenheit alle Ehre, nur darf diese nicht soweit gehen, daß Jemand aus purer Verzweiflung über seine unbedeutenden Leistungen der ganzen Sache den Rücken kehrt und sie ihrem Schicksal überläßt. Hoffentlich wird in unserer Zeit, wo die Macht der Associationen so allgemein anerkannt ist und wo die unglaublichsten Dinge zu Stande kommen, sobald sich für die Ausführung eine Menge Kräfte wenn auch der aller verschiedensten Art nach Maas und Qualität vereinigen, da es ja bekannt ist, daß in manchen Fällen Intelligenz und Erfahrung, Fleiß und Geld nicht halb so viel ausrichten, als der Klang eines Namens, um diesen oder jenen Zweck zu erreichen, — ich sage hoffentlich wird sich Niemand von uns deshalb aus diesem Kreise zurückziehen, weil er nicht gerade Hand anlegt, um nach verborgenen Schätzen für unsere Sammlungen zu graben oder tiefsinnige Abhandlungen zu schreiben: da schon genug erreicht wird, wenn Jeder Das giebt,

was Noth thut, nämlich eine freundliche, wohlwollende Gesinnung für die Sache selbst, die sich hauptsächlich darin bethätigen möge, daß er sich an unseren monatlichen Sitzungen durch persönliches Erscheinen theilnehme. Da wird sich schon von selbst herausstellen, wie und wodurch Jeder dem Ganzen zu dienen befähigt sein dürfte, und mit der Erkenntniß Dessen wird auch das Interesse eines Jeden an den Bestrebungen und Zwecken des Ganzen wachsen und wärmer werden.

Die Wiederkehr des Stiftungstages unserer Gesellschaft bringt es von selbst schon mit sich, daß wir Wünsche für die Fortdauer derselben nicht nur, sondern auch für immer zunehmende Regsamkeit der Mitglieder hegen und aussprechen. Und da Nichts so sehr geeignet ist, uns zu erneuter Anstrengung im begonnenen Werke zu ermuntern und uns mit Lust und Liebe für den Gegenstand zu erfüllen, der unsere Thätigkeit in Anspruch nimmt, als eine Uebersicht der Wegestrecke, die wir in einem gewissen Zeitraum zurückgelegt haben, so möchte es nicht unangemessen sein, wenn ich diese Gelegenheit benutze, um Ihnen, meine Herren, die Fortschritte zu vergegenwärtigen, die in den letzten vier Jahren durch die Thätigkeit der gelehrten Ehstnischen Gesellschaft auf dem Felde der Ehstnischen Sprache gemacht worden sind.

Die Schwierigkeiten, die sich hier dem Sprachforscher entgegenstellten, kann ich bei Ihnen, meine Herren, als bekannt voraussetzen und darf hier nur im Allgemeinen daran erinnern, daß die ersten Versuche, die Grammatik der Ehstnischen Sprache in ein System zu bringen, gänzlich mißglückt sind, da man nicht von dem Grundsatz ausging, die Sprachgesetze aus dem vorhandenen Material organisch zu entwickeln, sondern sich abmühte letzteres in eine bereits fertige Form, die Lateinische Grammatik nämlich, gewaltsam einzupressen. Hierzu kommt noch der Umstand, daß die reiche Römische Literatur dem Forscher in ihrer ganzen Fülle aufgeschlossen war und sich einer gründlichen Betrachtung darbot, während die Ehsten gar keine Literatur aufzuweisen hatten, sondern neben der lebenden, sich nach eigenthümlichen Gesetzen entwickelnden Sprache nur Bruchstücke von Volksliedern vorhanden waren, und auch diese nicht in der Schrift fixirt, sondern nur dem Gedächtnisse des Volks einverleibt und als ein Schatz aufbewahrt, den man vor den Eindringlingen geistlich geheimhielt, und aus denen der Sprachforscher, wenn er ja gelegentlich etwas davon erhaschte, nichts zu machen wußte, da diese nicht einmal mit dem lebenden Idiom übereinstimmte. Der Kundige sieht auf den ersten Blick, daß die ersten Bearbeiter der Ehstnischen Sprachlehre neben der Ungeschicklichkeit, mit der sie beim Schematisiren verfahren, auch noch eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem Umfange der Sprache verrathen und für die eigenthümlichen Laute derselben durchaus kein Ohr zu haben scheinen. Unsere ersten Deutschen Grammatiker kannten von der Ehstnischen Sprache etwa

so viel, wie jetzt vielleicht unsere Ebstnischen germanisirenden Do-
mestiken von der Deutschen Sprache und verpfuschten wie Diese
jedes Wort, das sie in den Mund nahmen. Und diese gänzlich verfeh-
ten, auf ganz falschen Grundsätzen und gänzlich er Unkenntniß
basirten Anweisungen zur Kenntniß der Ebstnischen Sprache wurden
die Wegweiser für spätere Forscher und sind es mit ihren Nach-
tretern bis auf H u p e l herab geblieben, dessen Ebstnische Grammatik
noch bis auf unsere Zeit mit allen ihren Mängeln als die vollstän-
digste Anweisung zur Erlernung der Ebstnischen Sprache gedient
hat und noch gegenwärtig als Leitfaden bei den akademischen
Vorlesungen dient. Erst der verstorbene Pastor Masing wagte
den Versuch, den Nimbus zu zerreißen, der diesen angeblichen
Inbegriff aller Ebstnischen Sprachweisheit umgab, und wies mit
Nachdruck und überzeugender Entschiedenheit auf die lebendige
Quelle selbst hin, indem er in seinen Zeitgenossen das Bewußt-
sein weckte, daß nicht die Sprache aus der Grammatik, sondern
die Grammatik aus der Sprache gewonnen werden müsse. Ma-
sing's lebhaftes Interesse für eine richtigere Auffassung des Ebst-
nischen Idioms und die gleichzeitigen Aufklärungen in der ver-
gleichenden Sprachwissenschaft im Allgemeinen, so wie die geist-
vollen und glücklichen Konjekturen Finnischer Sprachforscher im
Gebiete der begünstigteren Schwestersprache öffneten auch den
Freunden der Ebstnischen Sprache die Augen über den Greuel
der Verwüstung, den die Mißhandlung unserer Volkssprache durch
ungeschickte Hände angerichtet hatte, und unsere Gesellschaft geht
rüstig auf dem Wege fort, den sie als den richtigen erkannt hat,
um die schöne und reiche Ebstnische Sprache von ungehörigen
fremden Fesseln zu befreien und zur allgemeinen Kenntniß und
Anerkennung zu bringen.

Die erste Ebstnische Grammatik ist bekanntlich von dem Ma-
gister Henricus Stahl verfaßt und kam im Jahre 1637 in Reval
heraus, unter dem Titel Anführung zu der Ebstnischen
Sprache. Ich will das große Verdienst, die erste Bahn gebrochen
zu haben, diesem braven Manne durchaus nicht nehmen, da er die
beste Absicht dabei hatte, wie schon aus den Worten zu ersehen ist, die
er in der Einleitung an sein Büchelchen selbst richtet, indem er
sagt: „Gehe hin, meine Anführung, in die Welt und unter die
Leute und hilf Denen, so zur Ebstnischen Sprache Beliebung tragen,
daß sie zu derselben Wissenschaft gelangen und ihrer gebrauchten
Gott zu Ehren, ihnen selbst zu zeitlichem und ewigem Ge-
deihen und vielen Menschen zu Nutz und Frommen, wie Du denn
um solcher und keiner andern Ursache willen von mir abgefertiget
wirft“ -- da er auch ebendasselbst ganz aufrichtig bekennet, daß er
sein Werk „mit vielfältiger Mühe und schwerer Arbeit häufig
und überflüssig beladen in kurzer Zeit leicht entworfen“,
daher man sich nicht wundern möge „dafern etwas unverhoffent-
lich untergeschlichen, das allerdings nicht bestehet und die Leute

besser verstehen, da man nichts hat, daß einem fürleuchte und daran man sich halte, obzwar ich dessen versichert bin, daß ich den Bawren genugsam Aicht auf ihr Maul gegeben und nichts gefeszet, was nicht von ihnen gewiß gebrauchet wird.“ Er war sich also der schweren Aufgabe vollkommen bewußt und tritt mit Aengstlichkeit und Bescheidenheit auf. Aber wenn er dem Ehsten einen bestimmten Artikel giebt se (der, die, das) und einen unbestimmten Artikel ür (ein, eine, ein), wenn er in der Flexion der Hauptwörter von der Induration und Emolition der Stammkonsonanten nichts weiß, sondern behauptet, daß die Konsonanten bei der Flexion sich gleich bleiben und nur die Vokale variiren, wenn er einen Genitiv auf st kennt, z. B. Nom. innimenne, Gen. innimesest, leib, leibast, peh, pehast (der Kopf), nahf, nahfast, kuld, kuldast, den Casum indefinitivum, den Hupel als Akkusativ bezeichnet, oder den unbestimmten Kasus des Objekts beim Verbum Aktivum innimesest, jümmalat, poiga u. s. w. ganz ignorirt, wenn er beim Verbum einen modum conjunctivum annimmt, den der Ehste garnicht kennt, dagegen keine Ahnung hat von den sogenannten passivischen Formen tago, tafse, ti, tama, taw, sondern ein vollständiges Passivum konstruirt aus dem Participio Präteriti tud mit dem verbo auxiliari sama, und also z. B. ich werde geliebt nicht konjugirt: mind armastafse, sondern minna saan armastud, Praeteritum nicht mind armastati, sondern minna sain armastud, — so hatte Stahl wohl alle Ursache ängstlich mit seiner Anführung aufzutreten, denn er führte die Leute allerdings an, die seine Sätze als richtig annahmen, obwohl er freilich nicht täuschen wollte. Eine Syntax giebt er wohl aber ein Deutsch-Ehstnisches Wörterbuch als Anhang, das natürlich eben so mangelhaft ist, als die Formenlehre.

Eils Jahre später erschienen zu Dorpat *Observationes grammaticae circa linguam Esthonicam* von Johannes Guts la ff, Pastor zu Urbs, der den Dörptschen Dialekt zum Grunde legt, quam, wie er sagt, ob linguae nostratis suavitatem prae lingua litorali (wie er den Revalschen Dialekt nennt), quae aspera est, potius excolendam putarem, quam istam. Auch er behält nicht nur wie Stahl die dem Ehsten fremden Konsonanten c, f, r bei, sondern übertrifft ihn noch um einen Konsonanten v und den Vokal y. Indessen giebt er, obzwar in sehr geringem Umfange, quatuor Grammaticae partes, quae sunt: Orthographia, Prosodia, Etymologia et Syntaxis. In der Orthographie wird der gebühnte Vokal durch einen Circumflex bezeichnet, das h vor dem Konsonanten durch ch; einen Unterschied zwischen den liquiden Doppelkonsonanten-rücksichtlich der Aussprache scheint er nicht zu kennen, denn davon ist garnicht die Rede. Noch kürzer wird die Prosodie abgefertigt, wo er außer dem oben bereits erwähnten Circumflex nur noch des Akutus erwähnt und seinen darauf bezüglichen Spruch in den Pentameter kleidet:

Quaelibet accentum Syllaba prima tenet.

Die Etymologie beginnt sofort mit den beiden Artikeln úts und se. Darauf kommen die nomina an die Reihe, Substantiva und Adjektiva. In der Deklination läßt er den Stahl'schen Vocativus ganz weg, freit aber zwischen dem Stahl'schen Nominativ und Genitiv, die er beide mit den Stahl'schen Endungen beibehält, einen neuen Kasus, den er Rektivus nennt, und der gerade der Genitivus Hupel's ist, den Stahl Affusativus und die neueste Grammatik Relativus nennt. Er rechtfertigt die Wahl dieser Bezeichnung, indem er sagt: estque is casus, quem omnes Praepositiones regunt, unde merito Rektivus dicendus. Am meisten beschäftigt sich Gutschlaff mit diesem Rektivus (dem Hupel'schen Genitiv) und zwar mit Recht, weil von ihm die übrigen Kasus am leichtesten hergeleitet werden können; mit dem Affusativus geräth er indessen in große Verlegenheit und schwankt zusehends hin und her. Bald fällt dieser Kasus mit dem Stahl'schen, bald mit dem Hupel'schen Affusativus zusammen, bald greift er nach einer dritten ganz falschen Endung. So macht er aus Zummal einmal den Affusativ Zummalat, wo, wie er sagt, das t paragogisch hinzugefügt wird, ein andermal Zummalä; richtig deklinirt er roht, Rektiv. rohhu, Aff. rohho, und laud, Rekt. lawwa, Aff. lauda, dann aber wieder schwankend kohhus, Rekt. kohhu, Aff. kohhus vel kohhut, ganz falsch endlich hobbene, Rekt. hobbese, Aff. hobne, und poig, Rekt. poja, Aff. poja statt poiga. Daß dieser Kasus ihm viel Noth gemacht hat, ist übrigens kein Wunder, da die neuesten Grammatiker erst diese crux nach langem Hin- und Herreden haben sich erleichtern können.

An die Deklination schließt sich die Komparation und sodann geht er auf die Derivation über, ein Kapitel, das er mit Vorliebe behandelt zu haben scheint, und das viel Interessantes enthält, obzwar auch hier Richtiges und Unrichtiges gemischt ist. Dasselbe gilt von dem Pronomen. In der Behandlung des Verbuns stimmt Gutschlaff mit Stahl fast überein, nur daß Ersterer den Modus Optativus periphrastisch durch wëima bildet, während Stahl die richtige Formation kennt, wogegen Gutschlaff neben dem Passivum periphrasticum eine Ahnung von dem Dasein einer eigenthümlichen Form für die passive Redeweise durchblicken läßt. Abweichend von Stahl rechnet Gutschlaff mit Scharfsinn die Suffixe der Lokativen zu den Präpositionen und unterscheidet sie von den selbstständigen, die er praepositiones dictionales nennt, durch die Benennung praepositiones literales. Mit den Konjunktionen und Interjektionen schließt die Etymologie. In der 11 Seiten umfassenden Syntax nehmen die Bemerkungen über den garnicht existirenden Artikel allein 3 Seiten weg, und was er über den beschränkten Gebrauch dieses Redetheils sagt, läuft am Ende doch darauf hinaus, daß der Ghte eigentlich keinen Artikel

habe, indem er sich also vernehmen läßt: *Articulus Esthonicus non usurpatur, ubi significatio ejus realis apte et commode non potest applicari, und Daß dahin erläutert: Proinde non est articulus üt & usurpandus, nisi quando eum commode per unitatem possum explicare; nec articulus se, nisi quando commode unum quiddam per eum possum demonstrare.* Es versteht sich von selbst, daß der schon von Stahl beliebte Genitivus und der neue Gutschlaffsche Rektivus in der Syntar eine große Rolle spielen, da die unglückliche Wahl dieses Genitivs ihm Funktionen zuweist, die dem Genitiv sonst fern bleiben, und der Rektivus nur mühsam die aufgedrungene Maske behauptet und zwischendurch immer wieder seine eigentliche Genitivnatur verräth. So nimmt sich die Regel sonderbar genug aus: Bei den Verbis *tullema* und *minnema* steht der *locus a quo* im Genitiv, wie: *Minna tulle Tartust, koddust, linast.* Den Schluß macht auch hier, wie im Stahl, ein Deutsch-Esthnisches Wörterbuch, das höchst mangelhaft und unvollständig ist.

Nach diesen Vorarbeiten erschien *Heinr. Göseken's Manuductio ad linguam Oesthonicam, Reval 1660*, an Volumen wohl viermal so stark, als jeder seiner Vorgänger, indem die angehängte *Farrago Vocabulorum Germanico-Oesthonicorum* allein 412 Seiten einnimmt. In der Vorrede gesteht der Verfasser, daß sein Buch dadurch entstanden ist, daß er den Stahl mit Papier durchschossen „und einen guten Vorrath an Vocabulen hinzugethan und nebst etlichen *observationibus Grammaticis* und *Syntacticis* vermehret, die er theils aus täglicher Erfahrung, theils auch aus des Herrn *Gutzlavii Grammatica* notiret.“ Zuerst handelt er auf 11 Seiten von der Orthographie. Er giebt den Esthen alle Konsonanten der Deutschen, mit Ausnahme von *f* und *q*. Nur in Wörtern, die aus dem Deutschen übergegangen sind, verstattet er in der Mitte das *ff*, wie in *Saffran, Dffer, Tuffel*. *G* kommt bei ihm nicht allein nicht im Anfang, sondern auch nicht am Ende der Wörter vor, und er schreibt daher nicht *poig, perg, roog* sondern *poid, pergk, roogk*. Die Dehnung der Vokale durch *h* findet er unstatthaft und schlägt für diesen Fall die Verdoppelung derselben vor, schreibt aber doch inkonsequenter Weise *joht* für *joot* und *pohdi mees* für *podi mees*. Das *x* am Ende der Wörter ist ihm ein Buchstab von großem Nutzen und heißt: *zu*, als *jahhur, zu Mehl, pörmur, zu Staub*. In der Prosodie weiß Göseken nur von der Betonung der ersten Sylbe in mehrsyllbigen Wörtern, von einem Nebenton der dritten und fünften Sylbe hat er keine Ahnung. In der Etymologie spuken immer noch die Artikel. Den Rektivus *Gutschlaff's* ignorirt er, den Genitiv auf *st* aber nimmt er mit beiden Vorgängern gläubig an und läßt den Akkusativ aus dem Genitiv bilden durch Weglassung des *st*, ohne von dem Akkusativ *Hupel's*, dem gegenwärtigen Indefinit (*Jummalat*) auch nur Notiz zu nehmen. Der Akkusativ Pluralis ist

ihm dem Nominativ Pluralis gleich „und endet sich auf ein t welches zusammengezogen wird, wo der letzte consonans in Genitivo kann eingezo-gen werden, als: meehet, naifet, lafset, eng-lifefset machen mehst, naift, laft, englifest. Also im Gesangbuch pag. 334, 336. wainlast für wainlafset.“ Unter den Pronominibus kennt er ein Pronomen possessivum, welches im Nom. hend oder hendes oder hennes heißt, vom Verbum passivum nur das Participium praeteriti, woraus mit Hilfe von sama und ollema die Konjugation des Passivums formirt wird. Außerdem führt er als Impersonalia activae vocis die Formen söhre, man ist es, üteltare, man saget u. s. w. und als Impersonalia passivae vocis die Formen söhti, es ward gegessen, johiti, es ward getrunken u. s. w. auf. Unter den unzähligen Adverbiis, die er nach ihrer Bedeutung klassificirt, kommen manche ganz unbekanntes vor, z. B. unter den adverbiiis temporis: me-warse, möh, möhwarse, de tempore praesenti; unter den adverbiiis quantitatibus: hirwe, sehr viel, tippotamatta, ganz und gar; dubitandi: emmick, immick, vielleicht u. s. w. Das Kapitel von der Syntax beginnt mit nachfolgenden Sätzen: die meisten Regeln kommen mit den Lateinischen und Deutschen überein. Doch nimmt der Bauer allemahl den Syntarin nicht in acht; saget: far Issandat tulleb, für tullewat, es kommen zween Herren; kus on teggiat, sehl on neggiat, für onmat, wo Arbeiter sind, da sind auch Zuseher; temma lugges rahmat, für rahmato, er lisset; mind is olli foddö mitte, i. e. minna es ollin, ich war nicht zu Hause; sind sahb minna, i. e. sinna saht minna, du mußt gehen. Was man nach diesem Eingange in der Syntax zu finden fürchten muß, Das findet man auch wirklich: ein Aggregat von Regeln, von denen auch nicht Eine den Nagel auf den Kopf trifft, sehr viele aber geradezu unrichtig sind. Auf die Syntax, welche 20 Seiten einnimmt, folgt ein Appendix auf 8 Seiten, in welchem Beispiele von gewöhnlichen Kontraktionen und Abstraktionen aufgeführt werden, auf den Unterschied der Aussprache in den beiden Dialekten hingewiesen und endlich über die Monatsnamen und Feste gehandelt wird. Hierauf folgt das bereits erwähnte Deutsch-Esthnische Wörterbuch, dessen geringster Fehler der der Unvollständigkeit ist.

Auf Böseken's dickleibige Manuductio folgte 33 Jahre später Grammatica Esthonica brevi perspicua tamen methodo ad dialectum Revaliensem ed. a Johanne Hornung. Riga (1693). Das Büchlehen enthält nur 114 S. kl. 8. und ermangelt eines Wörterbuchs, gewährt aber nach dem mühsamen, unerquicklichen Durcharbeiten durch seine Vorgänger den Eindruck, den ein Wanderer empfinden mag, der sich durch unwirthbare Wüstenneien, endlose Sandsteppen und unfruchtbares Gestrüpp, vom Geheul und Gekrächz wilder Bestien begleitet, angstvoll bis zur gänzlichen Ermattung abgemüdet und alle Hoff-

nung aufgegeben hat, einen Ausweg aus diesen trostlosen Einöden zu finden, und unerwartet eine grüne Dase vor sich ausgebreitet sieht, geschmückt mit wallenden Saatsfeldern, blühenden Gärten und üppigen Wiesen, wo ihm auf geebneten Pfaden überall freundliche Gesichter begegnen, die zum Eintritt in die gastliche Wohnung einladen. Auch hier bildet die Orthographie den Eingang zur Etymologie, aber das richtige Ohr und die klare, unbefangene Anschauung des Verf. scheidet bereits die fremdartigen Konsonanten c, f, r, z aus dem Alphabete aus und weist den übrigen die Stelle an, die ihnen nach dem richtig begriffenen Genius der Sprache gebührt; die Sylben werden schon naturgemäß von einander geschieden und die Dehnung der Vokale durch Verdoppelung derselben angedeutet, ohne Anwendung des dazu hier ganz unbrauchbaren h. Er erkennt bereits den richtigen Unterschied der Betonung in mehrsyllbigen einfachen und zusammengesetzten Wörtern und macht schon auf die voces aufmerksam, quae sibilando proferenda sunt, wie hal, waff, kol u. s. w. In der Etymologie widmet auch er, wie Göseken, der Ableitung der Wörter einen längeren Abschnitt, aber er verfährt dabei mit richtigerem Takt und schärferer Unterscheidung. Die Wörter üß und se, welche bei seinen Vorgängern dazu gezwungen worden waren, ganz sprachwidrig die Funktionen von Artikeln oder Geschlechtswörtern zu verrichten, werden von ihren etatwidrigen Aemtern abgesetzt und an die ihnen gebührenden Stellen zurückgewiesen. In der Deklination hat er bereits den Genitiv Singularis herausgefunden und diejenigen Kasus entdeckt, die ohne Ausnahme aus demselben gebildet werden. Der Akkusativus Singularis und Pluralis, die Indefiniti der neuesten Grammatiker, werden von ihm gleichfalls bereits richtig gewürdigt und die Schwierigkeiten anerkannt, die die Bildung und der Gebrauch dieser Kasus für den Nichterfahrensten haben. Neben der Flexion in den Kasusendungen macht sich bei ihm schon die Stammflexion, die seine Vorgänger ganz übersehen, geltend und wird fast überall richtig angegeben, wenn er auch nicht die Gesetze gefunden zu haben scheint, nach denen Letztere vorsichgeht. Eben so weiß er bei der Behandlung des Verbi alles Fremdartige zu entfernen und das Aecht-Ehstnische in's gehörige Licht zu stellen. Einige dem Fremden gewöhnlich entgehende Eigenthümlichkeiten, wie Die, daß der Ehste kein Futurum hat und so reich an Infinitiven ist, hebt er gebührend hervor und bringt er an gelegener Stelle zur Sprache. Wo er nicht ganz sicher ist, treffen seine ausgesprochenen Vermuthungen immer den Nagel auf den Kopf und verrathen einen seltenen Scharfsinn. Hier, wie anderwärts wird man lebhaft an einen Sprachforscher unserer Zeit erinnert, der ebenso wie Hornung die ausgetretene Bahn verließ und auf ungebahnten Wegen Entdeckungen machte, die die Zeitgenossen anfänglich für Utopische Träumereien hielten, bis ein tieferes Eindringen in

den Geist der Sprache sie eines besseren belehrte. Ich meine Propst Heller. Die ganze Syntar wird auf viertelhalb Seiten abgemacht, enthält aber überraschende Bemerkungen in Beziehung auf die schwierige Formation des Objekts im Satz.

Die bisher angeführten Hilfsmittel zur Erlernung der Ebstnischen Sprache für die hier lebenden Deutschen reichten noch immer nicht zu, das Bedürfnis zu decken, und besonders fühlten die vielen Ausländer, die als Prediger an Ebstnischen Gemeinden angestellt waren, den Mangel lebhaft genug, um den dringenden Wunsch zu hegen, daß eine vollständige Grammatik nebst Wörterbuch erscheinen möchte. Aber erst 1732. kam ein neuer Versuch heraus, diesem Mangel abzuhelfen, nämlich die „Kurzgefaste Anweisung zur Ebstnischen Sprache, in welcher mitgetheilt werden: 1) eine Grammatica, 2) ein Vocabularium, 3) Proverbia, 4) Aenigmata, 5) Colloquia.“ des Pastors Anton Thor Helle zu St. Jürgen in der Nähe von Reval, herausgegeben durch den Diakonus bei der Ebstnischen Stadtgemeinde in Reval, Eberhard Gutsleff, XLI und 419 S. 8. In der Vorrede des Herausgebers heißt es von dieser Arbeit: „Nunmehr tritt gegenwärtige Arbeit ans Licht, von welcher nach der Wahrheit einzugehen kann, daß es als eine gründliche Anweisung zu dieser Sprache alle vorhergehende edirte Werklein weit übertreffe. Man muß aber zusehenderst bekennen, daß den ersten Grundstein gleichsam zu diesem Bau gelegt habe der sel. Herr Bengt Johannes Forselius, gewesener Candidatus theologiae, dessen in einer Vorrede (vor dem Ebstn. N. T. in 4. Anno 1715. p. 8 et 9) gar rühmlichst gedacht wird.“ Es werden nun die Verdienste des Kandidaten Forselius um die Ebstnischen Schulen und seine Bemühungen, eine bessere Orthographie einzuführen, gebührend anerkannt und dem Verfasser dieser Grammatik, Thor Helle, nachgerühmt, daß er sich diesen Fortschritt zunutze gemacht und seine ausgezeichneten Geistesgaben dazu angewandt habe, nach 20jährigen fleißigen Vorarbeiten ein Werk zustande zu bringen, aus welchem die Ebstnische Sprache gründlich erlernt werden könnte. Bei einer kurzen Angabe des Inhalts der Grammatik bemerkt der Herausgeber unter anderm, daß „zur Vermeidung vielfältiger Declinationum und Conjugationum nur eine einzige von beiderlei Art zu Grunde gelegt und zum typo der irregulären Wörter einige Paradigmata erwählt und in gewisse Klassen nach dem Alphabet eingetheilt werden, welche die Flexion aller übrigen nominum und verborum, die von dem Haupttypo abweichen, deutlich vor Augen legen. Das Vocabularium, wie auch die Proverbia und Aenigmata sind durch unermüdeten Fleiß eines christlichen Freundes collegiret und vom autore revidiret worden. Es werden in dem vocabulario allein über siebentaufend Wörter und phrases anzutreffen sein.“ Zum Schluß fügt der Herausgeber in der Vorrede hinzu: „die Ursach, warum dies Werkchen von mir ediret worden, ist, daß

deine Geduld, geneigter Leser, der du ein Verlangen darnach getragen, nicht durch ferneren Aufschub im Hoffen und Warten möchte aufgehalten werden. Der Hochwohllehrwürdige Herr Pastor Thor Helle ist in vorigen Jahren nebst seinen übrigen Amtsverrichtungen sowohl bei dem Ebstnischen Handbuch, als bei der Ebstnischen Version des Neuen Testaments sehr offupirt gewesen, hat auch bei der Edrung dieser Bücher nicht geringen Beistand geleistet; nun aber ist er de novo von einem Venerando Consistorio Provinciali ernennet worden, nebst einigen Anderen an dem wichtigen Werk der Ebstnischen Version des Alten Testaments mit einen Gehilfen abzugeben. Da nun dieses ihm eine nicht geringe Hinderung gewesen wäre zur Edrung dieser Arbeit zu gelangen, so laß es dir, geliebter Leser, gefallen, daß ich mich willig habe finden lassen, ohne ferneren Verzug selbige durch den Druck zum gemeinen Nutzen zu bringen.“ Was er in der Vor-
 erinnerung über die Buchstaben und deren Aussprache, so wie über den Accent sagt, ist Alles richtig und gut; nur können wir uns damit nicht einverstanden erklären, daß er nur an gleichgeschriebenen Wörtern den Unterschied in der Aussprache der liquiden Doppelfonanten zu bezeichnen vorschlägt (mit einem Akutus auf dem vorhergehenden Vokal für die schärfere Aussprache), statt diese Bezeichnung überall anzuwenden, wo diese Doppelfonanten vorkommen. In der Deklination der Nominum behält er die Lateinischen Kasus bei und nimmt einen doppelten Dativ auf le und l und einen doppelten Ablativ auf st und lt an. Er statuirt nur eine Deklination, in welcher Nom., Gen. und Akk. unbestimmt bleiben, Dativ und Ablativ aber stets die angegebene Endung haben. Da er aber damit nicht ausreicht, ordnet er sämtliche Nomina nebenher noch, je nach dem Buchstaben, auf welchen der Nom. ausgeht, in 17, also fast eben so viel Klassen, als der Ebstne mit Ausschluß von h und j Buchstaben überhaupt hat. Auf einen unglücklicheren Eintheilungsgrund möchte wohl kaum Jemand verfallen, da Nomina mit einem und demselben Endbuchstaben ganz verschiedener Weise flektirt werden. Daher mußten denn auch in jeder Klasse abweichende Paradigmata aufgestellt und außerdem noch Noten beigegeben werden, welche die unzähligen Ausnahmen anführen und die Abweichungen erläutern. Wer sein Kapitel von den Deklinationen durchgenommen hat, um daraus über das Wesen derselben unterrichtet zu werden, gelangt bei allem Fleiße nicht zu einem klaren Abschluß, sondern nur zu dem unbefriedigenden Gefühle, sein Wissen nicht auf ein einfaches Princip zurückführen zu können. Dasselbe gilt von dem Kapitel über die Konjugation, wovon er an dem einfachen Verbum walmistama die Personal- und Temporalflexion ganz richtig zeigt, aber die Abweichungen anderer Verben von der einfachen Form wiederum als Ausnahmen behandelt, statt das Gesetz nachzuweisen, nach welchem sowohl beim Nomen als beim Verbum Stamm

und Endung abgewandelt werden. Was auf 7 Seiten über die Adverbia, Präpositionen, Konjugationen und Interjektionen beigebracht ist, enthält Nichtiges und Falsches gemischt, liefert aber den Beweis, daß der Verfasser wenigstens darnach gerungen hat, die Grammatik aus der Sprache zu entwickeln, statt, wie manche seiner Vorgänger, die Sprache in eine fertige Grammatik einzuzwängen. Die ganze Syntax wird auf 17 Seiten abgefertigt. Im ersten Kapitel handelt der Verfasser von einigen allgemeinen Grundsätzen in Beziehung auf die Stellung, die die Wörter im Satze einnehmen. Das zweite Kapitel begreift sechs Hauptregeln von der Ordnung und Zusammensetzung der Wörter, und zwar handelt die erste Hauptregel vom Nominativ, die zweite vom Genitiv, die dritte vom Dativ, die vierte vom Akkusativ, die fünfte vom Ablativ und die sechste vom Verbum. Das dritte und letzte Kapitel enthält einen Anhang zur Syntax, in welchem gehandelt wird: 1) von den Idiōtismis und 2) von den Dialectis. Die ganze Syntax ist ein Aggregat von planlos an einander gereihten Regeln, deren organische Nothwendigkeit in keiner Art nachgewiesen oder aus dem Geiste der Sprache erklärt wird. Das Einzelne für sich ist aber in den meisten Fällen ganz richtig. Was der Verfasser im letzten Kapitel der Syntax von den Dialecten sagt, hat nur Beziehung auf einzelne kleine Abweichungen innerhalb des Revalischen Dialectis und berührt den Dörptischen Dialect garnicht. Auf die Syntax folgt 1) ein Ehtnisch = Deutsches Wörterbuch, welches 130 Seiten einnimmt; 2) ein „Deutsches Register“, d. h. ein Deutsches alphabetisches Wörterbuch, in welchem die Ehtnische Bedeutung nicht hinzugefügt ist, sondern wo neben den Deutschen Wörtern Zahlen stehen, welche auf die Stelle im Ehtnisch = Deutschen Wörterbuch hinweisen, wo das betreffende Wort zu finden ist; 3) ein Anhang, enthaltend a. die Namen einiger Kräuter und Blumen, b. einiger Wurzeln, c. einiger Bäume, d. der Monate und Wochentage, e. die Festtage durchs ganze Jahr, f. die Eintheilung des Tages und der Nacht, g. einige von den Ehten besonders benannte Tage im Jahr, h. Grüsse und Wünsche der Ehten, i. männliche und weibliche Vornamen, k. die Benennung eines Bauernwagens nach allen seinen Theilen, l. die Benennung eines Spinnrades nach allen seinen Theilen, m. die Namen der Winde, n. die Stadt Reval mit ihren Gassen, Pforten u. s. w., o. die Namen aller Distrikte, Kirchspiele und Edelgüter Ehtlands, p. Verzeichniß von Ehtnischen Wörtern, die aus dem Deutschen und Russischen recipirt sind, q. einen kurzen Nachtrag zum Wörterbuch; 4) eine Sammlung von Ehtnischen Sprichwörtern, nach dem Alphabet geordnet; 5) eine Sammlung Ehtnischer Räthsel mit deren Auflösung; 6) einige Ehtnische Gespräche mit nebenstehender Deutscher Uebersetzung.

Ich habe bei dieser von Gutsleff herausgegebenen Thor

Helleschen Anweisung länger verweilt, weil das Buch jetzt eine Seltenheit geworden ist, aber mehrere Menschenalter hindurch der Liebhabern der Ebstnischen Sprache als untrüglicher Wegweiser gedient hat, da auch die 50 Jahre später erschienene Ebstnische Sprachlehre von Aug. Wihl. Hupel, Leipzig 1780 (zweite Aufl. Mitau 1818), nur eine wenig veränderte Bearbeitung dieses Werkes ist und durchaus keinen höhern wissenschaftlichen Standpunkt einnimmt. Das Bedürfnis nach tiefer gehenden Forschungen dieser Sprache, deren Reichthum sich durch D. W. Masing's populäre Schriften auf eine so glänzende Weise entfaltete, daß die bisherigen grammatischen Anweisungen als durchaus unbefriedigend erschienen, rief das Sammelwerk von Joh. Heinr. Rosenplänter „Beiträge zur genaueren Kenntniß der Ebstnischen Sprache“, Bernau 1813 — 1832, hervor. Es ist dieses Werk ein Sprechsaal, in welchem unzählige Stimmen über Angelegenheiten der Ebstnischen Sprache in allen möglichen Beziehungen sich vernehmen lassen, und hat zu seiner Zeit sehr viel dazu beigetragen, daß manche gute Köpfe sich mit Lust und Erfolg auf das Studium der Ebstnischen Sprache legten. Dr. Fr. Rob. Fählmann's Versuch, die Ebstnischen Verba in Konjugationen zu ordnen, Dorpat 1842, und Pastor Eduard Ahrens' Grammatik der Ebstnischen Sprache, Erster Theil, Formenlehre, Reval 1843, verdanken ihre Entstehung gewiß zum Theil der Anregung, die Rosenplänter's Beiträge hervorgerufen hatten.

Alle diese Werke sind mehr oder minder glückliche Versuche, in den Geist der Sprache einzudringen und den Bau und Reichthum derselben offen darzulegen; aber noch immer ist das Gebiet nicht vollkommen durchforscht worden und es giebt Regionen darin, die der Entdeckung und Aufklärung harren und werth sind.

In den vier letzten Jahren hat unsere Gesellschaft auch das Ihrige dazu beigetragen. So hat namentlich der verstorbene verdienstvolle Propst Heller in einem Vortrage, der hier verlesen worden und in unseren „Verhandlungen“ bereits abgedruckt ist, über das Verbum passivum ein Licht verbreitet, das die Freunde und Kenner der Sprache wenigstens anlockt, die Sache etwas näher anzusehen. Der Widerspruch, den er bei der Aufstellung seiner Ansicht, daß der Ebstne kein Passivum habe, sondern sich mit Formen eines unpersönlichen Aktivs behelfe, gleich im Beginn der Diskussion in unserer Mitte fand, lag weniger in der Schwäche seiner Beweisführung, als in der Ueberraschung der Konservativen, sich im Besitz eines überkommenen Gutes gefährdet zu sehen, das noch Niemand in allem Ernste angetastet hatte. Die neue Ansicht wird sich vielleicht mit der Zeit geltend machen, da sie auch von Finnischen Sprachforschern schon aufgestellt worden ist. Indessen sind die Akten noch nicht geschlossen. In demselben Aufsatze vertheidigt Heller auch die schon früher von ihm aufgestellte Behauptung, daß die Ebstnischen s. g. Kasen Nom.,

Gen. und Affus. nicht Kasen, d. h. nicht Formen für die Verhältnisse der Beziehungen der Personen und Sachen gegen einander in einem Satze sind, sondern daß diese Formen in eigenthümlicher Weise die Stelle der Artikel oder Bestimmtheitswörter anderer Sprachen vertreten, und thut Dies namentlich in Veranlassung der von Fählmann dagegen erhobenen Zweifel. Ich fühle mich nicht berufen, zwischen diesen beiden scharfsinnigen Denkern zu entscheiden, darf aber diese Arbeit Heller's nicht mit Stillschweigen übergehen, da sie ungemein viel dazu beigetragen hat, die Sache, die für den Grammatiker von so großer Wichtigkeit ist, einer fortgesetzten Revision zu unterwerfen.

Ein anderes Mitglied, der verstorbene Pastor Aug. Hollmann zu Caweledt, brachte auch in Folge des Heller = Fählmann'schen Streites eine Arbeit ein, die gleichfalls in den „Verhandlungen“ abgedruckt ist und worin er die Unsicherheit und Willkür im Gebrauch der fraglichen Kasen, des Hupelschen Nom., Gen. und Affusativ, durch eine lichtevolle, durch Beispiele versinnlichte Darstellung der Funktionen dieser drei Kasen in bestimmter und unbestimmter Rede, und durch feste Regeln, die aus dem Geiste der Sprache ganz naturgemäß resultiren und die der Ehste, dem der Genius seiner Sprache durch die ihm aufgedrungenen Schriften noch nicht entflohen ist, stets beobachtet, Gränzen zu setzen bemüht ist. Ich bin davon überzeugt, daß jeder Freund der Chstnischen Sprache, der die Schwierigkeiten empfunden hat hier immer die rechte Form zu treffen, durch diesen Aussatz einen Führer gewonnen hat, der ihn dieselbe mit Bewußtsein finden und gebrauchen lehrt. Die Anmerkungen, welche Heller zu diesem Aussätze geschrieben hat, sind zwar von ihm in einer Sitzung unserer Gesellschaft vorgelesen worden, finden sich aber in unseren Sammlungen nicht, und ich sehe mich daher nicht im Stande, jetzt noch genau anzugeben, in welchen Punkten er von Hollmann abweicht, obzwar ich mich Dessen zu erinnern glaube, daß Heller damit polemisirend gegen Hollmann auftrat. Vielleicht gewinnen wir diese Arbeit noch aus dem Nachlasse des Verewigten, um auch dieses Aktenstück zur weiteren Aufklärung der Eigenthümlichkeiten des Chstnischen Idioms unseren „Verhandlungen“ einverleiben zu können.

Eine unvollendete Arbeit des verewigten Pastor Hollmann ist noch übrig und in unserem Besiß; sie ist aber nicht weit genug fortgeschritten, um sie zu Förderung unserer Zwecke benutzen zu können. Er hatte es mit derselben darauf abgesehen, der Ahren'schen Deklinationslehre den Krieg anzukündigen und der Anlauf, den er nimmt, verräth die Zuversicht, mit der er in den Kampf geht. Zum Nachtheil für die Wissenschaft und zu innigem Bedauern seiner zahlreichen Freunde und unserer Gesellschaft wand ihm der Tod die Feder aus der Hand, ehe das angefangene Werk eine Gestalt gewonnen hatte. Ein unvollendeter Brief

Hollmann's an Fählmann, datirt vom Februar 1849, läßt einen Blick in die geheime Werkstatt seiner Gedanken in Beziehung auf diesen Gegenstand thun und ich kann mich nicht enthalten eine Stelle daraus mitzutheilen, die uns zugleich die harmlose Gemüthlichkeit unseres verstorbenen Freundes vergegenwärtigt.

„Ich studire, heißt es darin, die Ebstnische Deklinationslehre von Ahrens nun schon seit mehreren Tagen und kann mich garnicht von diesem Studium losmachen. Je mehr ich aber Dies thue, desto mehr entdecke ich leider Fehler und Mängel an seiner Deklinationslehre. Früher nahm ich noch Vieles von ihm so bona fide an; aber jetzt muß ich mit dem Wandsbecker Boten (Band 1. S. 62.) sagen: „Herr Ahrens, Herr Ahrens, da hat Er mir-was weiß gemacht!“ Ich armer Anfänger und Stämper in der Ebstnischen Grammatik muß nun in Folge meiner Passion für das Studium dieses Buches und wider meinen Willen sein grammatischer Herr und Meister werden, dem er am Ende noch wird huldigen müssen!“ — In der Einleitung zu dem hinterlassenen Bruchstück macht er auf einzelne Widersprüche der Ahrens'schen Deklinationslehre aufmerksam, in die der Verfasser sich verwickelt habe, daß nicht abzusehen sei, wie er sich in der von ihm versprochenen Syntar werde helfen können, ohne die früheren Behauptungen zurückzunehmen, und weiffagt daraus, daß die Syntar wohl nie erscheinen werde; — seltsam genug ist das Buch bis hiezu wirklich noch nicht erschienen!

Als eine Bereicherung des Materials zum Ebstnischen Sprachstudium haben wir auch ein Manuskript Heller's anzusehen, welches einige Zusätze zu Fählmann's „Bemerkungen über die Wurzellehre in der Ebstnischen Sprache“ im 1. Heft des 2. Bds. unserer Verhandlungen enthält, worin er namentlich auf einige Wortformen im Dörptschen Dialekt aufmerksam macht, die im Revalschen Dialekt obsolet geworden, aber leicht als die Wurzeln zu erkennen sind, aus denen durch Beimischung fremder Elemente eigenthümlich Revalsch gebildete Wörter entsprungen sind, und wodurch die Behauptung, daß der Dörptsche Dialekt in grauer Vorzeit die allgemeine Sprache aller Ebsten gewesen, einige Stützpunkte mehr bekommt.

Zu gleicher Zeit rief der Aufsatz des verstorbenen Dr. Hansen im 1. Heft des 2. Bandes der Verhandlungen über die Finnischen Wörter für 8 und 9 eine kurze Mittheilung Heller's von einer andern Ansicht über die Bildung der Wörter *kattesa* und *üttesa* hervor, welche bis jetzt noch nicht gedruckt ist. Wenn man Heller's Konjektur auch nicht unbedingt adoptiren kann, so hat er doch auch hier wieder den Beweis geliefert, mit welchem Scharfsinn er die Spuren unbekannter Wortbildungen zu verfolgen verstand.

Eins unserer regsamsten Mitglieder, Herr Dr. Kreuzwald in Werro, hat sich mit der historisch-philologischen Kl. der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften in Rapport gesetzt und

steht mit dem Finnischen Sprachforscher, Akademiker Sjögren, in lebhaftem Briefwechsel. Die Bülletins der Akademie erwähnen seines Namens und seiner schätzenswerthen Beiträge mit glänzender Anerkennung, was uns nicht nur im Interesse der Sache, sondern auch der Person erfreut, insofern wir ihn mit Stolz als den Unsrigen ansehen dürfen.

Noch muß ich der mühsamen, weitschichtigen Arbeit eines Mitgliedes erwähnen, das im ersten Entwurf mit dem letzten Monat des eben vergangenen Jahres beendigt ist, und nur noch der Revision und Vorbereitung für den Druck unterworfen werden soll. Es ist dies ein Ehnisch-Deutsches Wörterbuch, dem das Hypelsche zu Grunde gelegt ist, und wobei ein reichhaltiges Material von Wörtersammlungen verschiedener Sprachfreunde und von eigens zu diesem Zweck aus Ehnischen Schriften gesammelten Wörtern mit benutzt worden ist. Der Verfasser ist Herr Pastor Akerman zu Esås, der aus reiner Liebe für die Sache sich dieser Riesenarbeit unterzogen und sein Manuskript der Ehnischen Gesellschaft zur Disposition gestellt hat.

In Sachen der Ehnischen Orthographie ist in dem bezeichneten Zeitraum von Seiten unserer Gesellschaft auch manche beachtenswerthe Notiz ausgesprochen und zu den Akten gelegt worden. Darunter zeichnet sich durch ihre Ausführlichkeit besonders ein Manuskript von Heller aus: Ueber die Verdoppelung und Vereinfachung der Konsonanten zwischen Vokalen in der Ehnischen Schrift. Die Behauptung Heller's, daß die Verdoppelung sich auf die hohe Aussprache des vorhergehenden Vokals, so wie die Vereinfachung auf die tiefe Aussprache desselben gründe, veranlaßte den Verf., den Unterschied zwischen der hohen und tiefen Aussprache eines jeden Vokals bemerkbar zu machen; er spann seine Untersuchung aber in so feine Fäden aus, daß die Zuhörer in manchen von ihm gewählten Beispielen gar keinen Unterschied mehr wahrnehmen konnten, den sein scharfes Ohr angeblich noch deutlich fühlte. In dem Worte altar z. B. fanden alle einen Unterschied zwischen dem Laute des ersten und zweiten a und ließen es gelten, daß das erste a hoch, das zweite tief lauten solle; denselben Unterschied konnten wir in dem ä der beiden Wörter wägga und wäga finden; aber als Heller denselben Unterschied in den Wörtern sääl und pääl zu hören behauptete, hörte unser Wahrnehmungsvermögen zu wirken auf, und wir konnten ihm in seinen Untersuchungen nicht weiter folgen.

Damit soll durchaus nicht gesagt werden, daß seine Theorie falsch sei, denn die Geschichte der Entdeckungen im Gebiete des Wissens ist eben so reichhaltig an gefundenen Schätzen, als an Verhöhnungen der ersten Entdecker, die von ihren Zeitgenossen Träumer genannt wurden, und denen die Nachwelt, und zwar mit größerem Rechte, nachher Monumente gesetzt hat. In der Orthographie scheinen alle Versuche, sich für eine auf richtigen Principien ba-

sirte Praxis zu vereinigen, bis jetzt vergebens gewesen zu sein, denn gerade in neuester Zeit haben sich zwei schroff einander gegenüberstehende Schreibweisen geltend gemacht, deren Vertreter sich auf keine Unterhandlungen mit einander mehr einlassen; die Einen nämlich haben die sogenannte *Tunisische Orthographie* adoptirt, die Andern auf der Basis der *Masingschen* die alte *Ghstnische* mit einigen nothwendigen Aenderungen beibehalten; die tief sinnigen Grübeleien und heftigen Kämpfe, die vorhergingen, haben indessen wenigstens die Frucht zu Tage gefördert, daß beide Parteien von keiner Willkür mehr wissen wollen und Theorie und Praxis durch genaue Befolgung der als richtig erkannten Regeln in Uebereinstimmung zu erhalten beflissen sind. Ich glaube, das Deutsche Volk ist auch hier daran Schuld, daß es zu keiner Einigkeit kommen will, denn das Ghstenvolk selbst scheint, da es wie alle andern Völker rücksichtlich der Orthographie eine allgemein übereinstimmende Praxis beobachtet, von den Neuerungen ihrer Deutschen Lehrer gar keine Notiz zu nehmen, und behauptet fortwährend das *Juste milieu* des alten *Schlendrians*, ohne sich zur schwarzen oder rothen Partei hinüberziehen zu lassen.

Wir dürfen indessen diese Uneinigkeit in den Ansichten, so lange sie nicht mit den Meinungen auch die Herzen der Mitglieder spaltet, durchaus nicht beklagen und wollen recht geflissentlich Deutsche Kämpfer auf dem Felde der Wissenschaft bleiben. Denn der Kampf erhält die Geister wach und spornt zu immer neuen Versuchen an, das Richtige aufzufinden. Möge dieser Geist der Regsamkeit uns stets befeelen, dann wird sich als Wahrheit der herzlich Wunsch bewähren: *Es lebe die Ghstnische Gesellschaft!*



Verzeichniß
der gegenwärtigen Mitglieder der Gesellschaft
bis zum 1. Oktober 1852.

1. Ehrenmitglieder.

1. Karl Gustav Masing, Pastor in Neuhausen.
2. G. Fr. von Böningh, Finnländischer Agent und Konsul in Reval.
3. Dr. A. F. Pott, Professor in Halle.
4. Dr. Wilhelm Schott, Professor in Berlin.
5. Dr. Paul Joseph Schafarik, k. k. Kustos der Bibliothek in Prag, Mitglied der Wiener Akademie der Wissensch. u. s. w.
6. Dr. Elias Lönnrot, Kreisarzt in Kajana in Finnland.
7. Dr. G. G. Napierfsky, Staatsrath und Ritter, Censor in Riga.
8. Dr. Fr. R. Kreuzwald, Stadtarzt in Werro.

2. Korrespondirende Mitglieder.

9. Dr. H. von der Gabelenz, Regierungsrath in Altenburg.
10. Dr. Stubendorff, Staatsrath u. Ritter, in Jekutzk.
11. Dr. Alex. Schrenk, Privatdoc. u. Ritter, in Dorpat.
12. Dr. Ernst Hoffmann, Obrist und Ritter, in St. Petersburg.
13. Dr. Peter von Köppen, Wirkl. Staatsrath, Akademiker in St. Petersburg.
14. Karl von Schmith, Kollegienassessor.
15. Dr. Gabriel Rein, Prof., derz. Präsid. der Finnisch.= Literärisch. Gesellsch. in Helsingfors.
16. Dr. Bernh. Köhne, Hofrath und Ritter, in St. Petersburg.
17. Gabel, Archivar, Sekretär der Nassauischen Gesellschaft für Geschichte in Schierstein.

18. Dr. Emale, erster Direktor des Vereins zur Erforschung der Rheinisch. Geschichte in Mainz.
19. Dr. Karl A. Ullepitsch, K. K. General-Prokurator für das Königreich Illyrien, zu Klagenfurt.
20. Dr. Adolph Brandt, freipractic. Arzt in Dpotscha.
21. Aug. Reidemester, Direktor, in Schpikow im Gouvernement Podolien.
22. P. Saweljeff, Hofrath, in St. Petersburg.
23. Heinrich v. Kruse auf Groß-Lauth bei Königsberg in Preußen.
24. Hermann v. Kruse auf Karwinden bei Königsberg in Preußen.

3. Ordentliche Mitglieder.

25. Dr. Fried. G. von Bunge, Staatsrath und Ritter, rechtsgelehrter Bürgermeister in Reval.
26. A. H. Gehewe, Prediger der Chfm. Gemeinde in Dorpat.
27. Dr. C. A. Herrmann in Dresden.
28. Rudolph Hollman, Prediger zu Rauge.
29. G. M. Knüppfer, Prediger zu Klein-Marien in Ehfland.
30. Dr. Fried. Kruse, Staatsrath und Ritter, Prof. in Dorpat.
31. F. F. Meyer, Prediger zu Jewe in Ehfland.
32. Karl G. Reinthal, dimitt. Prediger, derz. Präsident der Gesellschaft, in Dorpat.
33. Dr. Andreas Sjögren, Staatsrath, Akademiker in St. Petersburg.
34. Wilh. Thrämer, Rathсарchivar in Dorpat.
35. J. Noack, Koll.-Ass., Kreislehrer in Wesenberg.
36. Ernst v. Reinthal, Kollegienrath u. Ritter, Bezirks-Inspr. in Dorpat.
37. C. G. Fick, Propst u. Prediger zu Regel in Ehfland.
38. W. Eug. Grohmann, Pastor zu Turgel in Ehfland.
39. Alex. Graf Igelström zu Jewe.
40. Hermann Graf Igelström in Reval.
41. Wilh. v. Hehn, dimitt. Garde-Kapitain, beständiger Sekretär der Gemeinnützigen und Oekonomischen Societät zu Dorpat.

42. Dr. Georg Schulz, Kollegienrath, Profektor der Medicinischen Akademie in St. Petersburg.
43. G. J. Holmberg in Helsingfors.
44. Peter von Guldenshubbe, Staatsrath, in Dorpat.
45. B. Hehn, Hofrath, in Tula.
46. R. Gutglück, Prediger in Anzen.
47. Wilh. von Stryk, Landrath Exc., zu Brinkenhof.
48. Anton von Reguly aus Ungarn.
49. F. F. Gebhardt, Prediger zu St. Johannis in Ehmland.
50. Karl Mickwitz, Lektor der Ehstn. Sprache bei der Univ. u. stellv. Insp. am Gymnasium zu Dorpat.
51. Dr. J. Johnson, Kollegien-Off., in St. Petersburg.
52. Th. von Krüdener zu Suislep.
53. Emil Sachsensdahl, Bezirksarzt, verz. Sekretär der Gesellsch., in Dorpat.
54. Leonh. v. Stryk, dimitt. Kreisrichter, in Balla.
55. Robert v. Stackelberg, dimitt. Kreisgerichts-Off., in Dorpat.
56. Theodor Weise, Syndikus der Kaiserl. Universität Dorpat.
57. Gotthard v. Eiphart, Landrath Exc., auf Rathshof.
58. Dr. J. C. v. Pauker, Kollegienrath, Gouv.-Prokureur in Reval.
59. Dr. C. von Kummel, Kollegienrath, außerord. Prof. des Provinzialrechts in Dorpat.
60. Alex. Jassonn, Cand., auf Kawershof bei Dorpat.
61. Th. Thrämer, Kollegienrath, in Dorpat.
62. J. von Bartholomaei, Obrist und Ritter, zur Zeit am Kaukasus.
63. M. G. Santo, Kollegienrath, Oberlehrer am Gymnasium in Dorpat.
64. Moritz v. Kauzmann, Prediger zu Odenpä.
65. Woldemar Rohland, Cand. jur., Sekretär der Bauerrentenbank in Dorpat.
66. Woldemar Schwarz auf Warbus.
68. Konrad von Brasch auf Aya.
69. Gustav Dsk. Dehren, Prediger in Wendau.
70. Hermann Clemenz, Lektor der Lettischen Sprache an der Univ. und Seminar-Lehrer in Dorpat.

71. Karl Gehn, Cand. phil., Bibliothekergehilfe bei der Univ.=Bibliothek in Dorpat.
 72. Ernst von Brasch zu Waimastfer.
 73. Karl Baron Bruiningk zu Balloper und Stolben.
 74. Julius Schröders, Cand. jur., Titulär-rath, Stadtsekretär in Windau.
 75. Hermann Hörschelmann, Direktor einer Privat-erziehungsanstalt in Werro.
 76. A. F. Walcker, Apotheker in Narwa.
 77. Peter Iweritinow, Gouv.=Sekret., Beamte der Gouv.=Regierung in Mitau.
 78. Konstantin Steinbach, Magist. jur., auf Moon-Großenhof.
 79. Alex. Wulffius, Cand. jur., Archivar des Universitätsgerichts in Dorpat.
 80. Karl Friedr. Robst, Cand. philol., in Dorpat.
 81. Franz v. Akerman, Prediger in Gds bei Dorpat.
 82. Friedr. Masing, Prediger in Rappin.
 83. Johann Lagus, Kronslanbmesser, in Walk.
 84. Hermann Hartmann, Zeichenlehrer in Dorpat.
 85. Karl Staehr, Gouv.=Sekret., in Dorpat.
 86. Nikolai v. Schweder, Feldingenieur = Lieutenant, in Warschau.
 87. K. H. von Bussse, Staatsrath, in St. Petersburg.
 88. Thomas Clausen, Kollegienrath, Observator bei der Kaiserl. Sternwarte in Dorpat.
 89. Oswald von Schmidt, Cand. jur., Obersekret. des Rathes der Kaiserl. Stadt Dorpat.
 90. William Gendt, Cand. phil., in Narwa.
 91. Dr. Wold. Schulz, Kreisarzt in Dorpat.
 92. Kornelius Laaland, Prediger der Chstn. Gemeinde in St. Petersburg.
 93. Theod. v. Schmid, Cand. jur., Zoll = Sekretär in Pernau.
 94. Dr. Alex. von Kennenkampff in Dorpat.
 95. Boris Baron Ürküll, Majoratsherr auf Fickel in Chstland.
 96. Friedr. Bader auf Werrohof.
-